

Georg Fertig/Sandro Guzzi-Heeb (Hg.)

Genealogien

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes/Rural History Yearbook (JGLR/RHY)

Herausgeberinnen und Herausgeber:

Georg Fertig (Halle), Dietlind Hüchtker (Wien), Martin Knoll (Salzburg), Fridolin Krausmann (Wien), Erich Landsteiner (Wien), Ernst Langthaler (Linz/St. Pölten), Margaretha Lanzinger (Wien), Peter Moser (Bern), Markus Schermer (Innsbruck), Verena Winiwarter (Wien)

Geschäftsführender Herausgeber:

Ernst Langthaler

Herausgeber dieses Bandes:

Georg Fertig und Sandro Guzzi-Heeb

Redaktion dieses Bandes:

Martin Bauer, Christine Brocks, Jessica Richter und Brigitte Semanek

Wissenschaftlicher Beirat:

Juri Auderset (Bern), Arnd Bauerkämper (Berlin), Markus Cerman † (Wien), Geoff Cunfer (Saskatoon), Andreas Dix (Bamberg), Werner Drobisch (Klagenfurt), Ulrich Ermann (Graz), Christine Fertig (Münster), Deborah Fitzgerald (Cambridge, MA), Gesine Gerhard (Des Moines, IA), Sandro Guzzi-Heeb (Lausanne), Ernst Hanisch (Salzburg), Reinhard Johler (Tübingen), Karl Kaser (Graz), Michael Kopsidis (Halle), Markus Krzoska (Gießen), Markus Lampe (Wien), Michael Limberger (Gent), Wolfgang Meixner (Innsbruck), Michael Mitterauer (Wien), David Moon (York), Norbert Ortmayr (Salzburg), Marianne Penker (Wien), Ulrich Pfister (Münster), David Sabean (Los Angeles), Roman Sandgruber (Linz), Gloria Sanz Lafuente (Pamplona), Brigitta Schmidt-Lauber (Wien), Leonore Scholze-Irrlitz (Berlin), Anton Schuurman (Wageningen), Stefan Sonderegger (Zürich), Elisabeth Timm (Münster), Oswald Überegger (Bozen), Nadine Vivier (Le Mans), Paul Warde (Cambridge), Norbert Weigl (Wien), Clemens Zimmermann (Saarbrücken)



**Institut für Geschichte
des ländlichen Raumes**

Georg Fertig/Sandro Guzzi-Heeb (Hg.)

Genealogien

Zwischen populären Praktiken und akademischer
Forschung

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes/
Rural History Yearbook 2021

StudienVerlag

Innsbruck
Wien

Redaktionsadresse:

Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, Kulturbereich 4, 3109 St. Pölten, Österreich
Tel.: +43-(0)2742-9005-12987, E-mail: office@ruralhistory.at, Internet: www.ruralhistory.at

Das *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes/Rural History Yearbook* erscheint jährlich im Umfang von etwa 250 Seiten und seit 2020 neben der Druckversion auch *open access*: <https://journals.univie.ac.at/index.php/rhy/index>

Alle Beiträge stehen unter der Creative Commons BY-NC-ND 4.0 Lizenz, <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode>

Einzelpreis € 29,90; Abonnementpreis € 22,-; Einzelpreis für Studierende € 23,50; Abonnementpreis für Studierende € 17,60 (gegen Vorlage einer Inskriptionsbestätigung). Abonnementpreise inkl. 10 % MwSt. zuzüglich Versand. Alle Bezugspreise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Abbestellungen müssen mindestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

© 2022 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlerstraße 10, A-6020 Innsbruck
E-mail: order@studienverlag.at, Internet: www.studienverlag.at

Die Drucklegung dieser Arbeit wurde durch das Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (Abteilung Wissenschaft und Forschung) und den Verein für Computergenealogie ermöglicht.

Buchgestaltung nach Entwürfen von himmel. Studio für Design und Kommunikation, Scheffau – www.himmel.co.at | Satz: Marianne Oppel, Weitra | Umschlag: Studienverlag / Karin Berner
Umschlagabbildung: Ausschnitt aus: Eine kleine Genealogie von Göbriechens „Patriziat“ mit 1807 als Mittelpunkt, in: Heinrich Tölke, Göbrichen/Neulingen: Monographie eines Dorfes und einer Landschaft im Norden Pforzheims, 2 Bde., Bad Liebenzell 1995, Bd. 1, S. 222, Abb. 6.7.5. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Heinrich Tölke.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7065-6195-2 ISSN 2523-2185

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf, sofern nicht anders angegeben, in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Alle mit CC-BY-NC-ND 4.0 gekennzeichneten Beiträge dürfen entsprechend den durch diese Lizenz vorgegebenen Kennzeichnungspflichten und Einschränkungen weiterverbreitet werden.

Inhalt

Vorwort

9

Einleitung

Sandro Guzzi-Heeb/Georg Fertig

Genealogien

11

Motive

José Antonio-Guillén Berrendero

Between Honour and Excellence.

Nobiliary Genealogy and Common Opinion in Early Modern Spain

31

Fenella Cannell

How DNA Can Get in the Way of History, Sometimes.

Family Historians as Kinship Artisans across both 'Religious' and 'Secular' Contexts

45

Inna Leykin

Toxic Memories and Amateur Genealogy in Contemporary Russia

67

Praktiken

Alexander Pinwinkler

Von der „Genealogie“ und „Sippenkunde“ zur „Bevölkerungswissenschaft“?

Disziplinbildung und Institutionalisierung am Rande der deutschen

Geschichtswissenschaften, ca. 1900–1960

84

Jürgen Schlumbohm

Familienrekonstitution *avant la lettre*.

Volksgenealogie und historische Demographie im Kontext von völkischer

Wissenschaft, Rassenkunde und Rassenpolitik

106

Katharina Hering
“Speaking of Families ...”
Popular Genealogy and Folklife in the *Pennsylvania Dutchman/Pennsylvania Folklife*
Magazine (1949–late 1970s)

137

Ressourcen

Karl-Peter Krauss
Deutsche Kolonisten im Königreich Ungarn (18. und frühes 19. Jahrhundert).
Genealogie als Ressource für eine historisch-anthropologische Annäherung

154

Cécile Alexandre
Genealogy and Family Culture.
The Example of Illiteracy in Charleville Families (1740–1859)

187

Michaël Gasperoni
Genealogie(n), Sozialwissenschaften und Digital Humanities.
Zu drei genealogischen Datenbanken jüdischer und christlicher Populationen
Mittelitaliens in der Neuzeit

207

Forum

Jesper Zedlitz/Georg Fertig
Genealogieinformatik und Mikrogeschichte.
Gedbas4all als Personendatenstrategie des Vereins für Computergenealogie

221

Georg Fertig
DNA-Analyse und Vereinsgenealogie.
Erkenntnisse aus einer schwierigen Kooperation

239

Anne Purschwitz/Jesper Zedlitz
Vom gedruckten Gazetteer zum digitalen Ortsverzeichnis.
Digitale geographische Hilfsmittel aus Bürgerwissenschaft und Digital Humanities
im Vergleich

250

Moritz Müller
Time Machine Leipzig.
Digitale Bürgerwissenschaft als Beitrag zur urbanen Sozialgeschichte

269

<i>Volker Hirsch/Roland Linde</i> Juden in Westfalen und Lippe. Bilanz eines Crowdsourcing-Projekts zur Tiefenerschließung von Personenstandsregistern des 19. Jahrhunderts	274
<i>Peter Moser</i> Vom internen Arbeitsinstrument zur online zugänglichen Forschungsinfrastruktur. Das AfA-Portal <i>Personen und Institutionen</i>	281
<i>Jean-Charles Fellay</i> Die genealogische Datenbank des CREPA. Von „Tante Marthe“ bis zum Schweizerischen Nationalfonds für die wissenschaftliche Forschung	302
<i>Adriano Rodesino</i> Digitales historisches Archiv des Bleniitals (Schweiz)	309

Vorwort

Den Anstoß für die Entstehung dieses Buchs gab ein Begriff, eine Frage: die nach dem „Ontologieverdacht“, der Elisabeth Timm zufolge das genealogische Forschen motiviere (so geäußert auf einem Treffen des *Arbeitskreises Historische Demographie* im Jahr 2011). Georg Fertigs Blick auf die Genealogie war bis anhin von der pragmatischen Überlegung geprägt, dass für die Historische Demographie wie auch für die Mikro- und Verwandtschaftsgeschichte genealogische Publikationen eine wichtige Ressource darstellen. Elisabeth Timms Begriffsbildung machte darüber hinaus aber deutlich, dass Genealogie als Praktik der Annäherung an Geschichte einen valablen Gegenstand der Forschung darstellt. Die akademische Geschichtswissenschaft, so schien es uns, hatte die Genealogie ansonsten schon weitgehend aus dem Blick verloren. Die Schweizer Arbeitsgruppe um Sandro Guzzi-Heeb stellt eine Ausnahme im mehrfachen Sinne dar: nicht nur, weil es sich um eines der wenigen verwandtschaftshistorischen Projekte handelt, in denen gegenwärtig genealogische Daten in großem Stil ausgewertet werden, sondern auch weil es sich – anders als in fast allen historisch-demographischen Projekten mit der gewichtigen Ausnahme der *Cambridge Group for the History of Population and Social Structure* – tatsächlich um eine Kooperation zwischen Universitäten und Bürgerwissenschaft (der CREPA) handelt. Was lag näher, als das Thema zum Gegenstand einer Reihe von Treffen zu machen und 2017 zu dritt, zusammen mit Elisabeth Timm, einen Call for Papers zu entwerfen? Es folgte ab 2018 ein *going native* von Georg Fertig in Form einer Vorstandsmitarbeit beim *Verein für Computergenealogie*; die Zusammenarbeit mit der heutigen digitalen Bürgerwissenschaft schlägt sich in etlichen Beiträgen im Forumsteil des Bandes nieder.

Mit mehreren Tagungen versuchten wir, Beiträge aus europäischen und außereuropäischen, akademischen und bürgerwissenschaftlichen Communities zusammenzuführen. Eine erste Tagung wurde zusammen mit dem *Arbeitskreis Historische Demographie* und dem Institut für Volkskunde 2018 in Münster organisiert; Beiträge kamen aus dem Umfeld von Demographie und Digital History. 2019 folgten eine gemeinsame Tagung mit der CREPA in Sion und Le Châble im Wallis, die vor allem die Kommunikation in das romanischsprachige Europa vertiefte, sowie eine Session auf der European Society of Historical Demography Conference in Pécs zu Methoden des Crowdsourcing. Für 2020 standen in der deutschen organisierten Genealogie zwei Gründungsjubiläen an (der *Westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung* und des *Vereins für Computergenealogie*), die jeweils mit einem wissenschaftlichen Tagungsprogramm gewürdigt werden sollten. Beide Programme waren zu Anfang des Jahres bereits voll ausgearbeitet, wurden aber durch die Pandemie über den Haufen geworfen.¹

Der *Verein für Computergenealogie* hat einen namhaften Druckkostenzuschuss bereitgestellt; die Tagung im Wallis wurde von der CREPA finanziell unterstützt. Dank für Unterstützung und reichlich Geduld bei der Produktion des Bandes ist vor allem der Redaktion des *Jahrbuchs für Geschichte des ländlichen Raumes* (JGLR/RHY) zu sagen. Mehrere anonyme

1 Die für die Jubiläumstagung der WGGF vorgesehenen Beiträge erscheinen in Michael Hecht/Elisabeth Timm (Hg.), *Genealogie in der Moderne. Akteure – Praktiken – Perspektiven*, Berlin, in Vorbereitung für 2022.

Gutachter*innen halfen mit oft entscheidendem Feedback. Elisabeth Timm hat sich intensiv in die Konzeptualisierung des Bandes und die Betreuung mehrerer Beiträge eingebracht; sie hat sich aus der Herausgeberinnenrolle aber aus zeitlichen Gründen zurückgezogen. Versuche unsererseits, sie zur Annahme einer Art Ehrenherausgeberinnenschaft zu bewegen, scheiterten an ihrer professionellen Haltung; es bleibt uns nur der Hinweis darauf, dass das gesamte Vorhaben ohne ihre intellektuellen Impulse nicht zustande gekommen wäre.

Georg Fertig
Sandro Guzzi-Heeb

Genealogien

Genealogie als Kultur und als Praxis

Die Geschichte, die die *Neue Zürcher Zeitung* im Februar 2019 zur Lektüre empfahl, war dazu gedacht, den Lesern und Leserinnen unter die Haut zu gehen.¹ Sie handelt von Sarah Ramani Ineichen, die als Baby von Schweizer Eltern adoptiert wurde und später als erwachsene Frau in Sri Lanka nach ihrer leiblichen Mutter suchte. In den 1980er und 1990er Jahren wurden in Sri Lanka tausende Kinder illegal und mit gefälschten Papieren zur Adoption freigegeben. Um die 7.000 Schweizer Paare sollen in jener Zeit ein Baby aus dem Inselstaat adoptiert haben. Viele, wie Sarah Ramani Ineichen, suchen noch heute ihre Eltern, in erster Linie ihre Mütter, stoßen aber auf falsche Namen, treffen auf Spuren, die ins Leere führen. Die Affäre hat in der Schweiz einen Skandal ausgelöst, die Schweizer Regierung musste sich offiziell für die Verfehlungen entschuldigen. Inzwischen haben wir medial von zahlreichen ähnlichen Skandalen erfahren, bei denen Kinder den Eltern entzogen und verschiedenen Erziehungs- bzw. Bildungsprogrammen zugewiesen wurden – Fälle, wo die Opfer oft Mitglieder ethnischer Minderheiten oder nicht-weißer Völker waren und ihre Assimilierung an eine als höher angesehene weiße und bürgerliche Kultur bezweckt wurde.

Dass wir solche Eingriffe in Familienbeziehungen als skandalös empfinden, zeigt, wie tief unser Gerechtigkeitssinn auch heute mit Vorstellungen von einer geordneten Abfolge der Generationen verbunden ist. Gleichzeitig machen uns diese Geschichten aus durchaus jüngerer Vergangenheit darauf aufmerksam, wie wandelbar und kontextabhängig die betreffenden Wahrnehmungen sind. Was noch vor wenigen Jahrzehnten ohne große Bedenken gutgeheißen wurde, gilt heute als inakzeptabel! Die alte Frage nach der rechtmäßigen genealogischen Abfolge und der Kontinuität der Generationen bleibt jedenfalls hochaktuell, und damit das Bedürfnis der Menschen, sich innerhalb einer Familie, einer Verwandtschaftsgruppe zu situieren und sich damit zu identifizieren.

Menschen beschäftigen sich seit Jahrhunderten damit, bestimmte Menschen aus der Vergangenheit und deren Familien- oder auch andere Beziehungen zu benennen und diese in ein soziales Umfeld einzuordnen. Dies kann auf verschiedene Art und Weise und mit unterschiedlichen Motivationen geschehen. Der vorliegende Band stellt die Praxis der als Bürgerwissenschaft oder auch einfach als Freizeitbeschäftigung betriebenen Genealogie ins Zentrum. Ihre Relevanz und gelegentlich auch Brisanz gewinnt diese Alltagspraxis daraus, dass

DOI: 10.25365/rhy-2021-2



Sandro Guzzi-Heeb, Institut für Geschichte, Universität Lausanne, Quartier UNIL-Chamberonne, Bâtiment Anthropole, 1015 Lausanne, Schweiz, sandro.guzzi-heeb@unil.ch; Georg Fertig, Institut für Geschichte, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Emil-Abderhalden-Straße 26–27, 06108 Halle (Saale), Deutschland, georg.fertig@geschichte.uni-halle.de

1 Angelika Hardegger, Die Babylüge, in: Neue Zürcher Zeitung, 18.2.2019.

die Abfolge der Generationen nach wie vor eine Grundlage unserer Rechtssysteme darstellt, was in den verschiedenen Erb- und Nachfolgeregelungen besonders evident wird. Noch heute werden Vorstellungen von Verwandtschaft und Genealogie genutzt, nicht nur um rechtmäßige Abfolgen zu definieren, sondern auch um wirtschaftliche und soziale Unterschiede zu zementieren und Klassengrenzen zu reproduzieren. So dienten die ersten ‚historischen‘ von der Legendenüberlieferung abgelösten Genealogien – zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit – in erster Linie dazu, Argumente für die Geltung von Ansprüchen darzustellen – Ansprüchen rechtlicher, ökonomischer, territorialer, politischer, sozialer oder kultureller Art. Damit war schon immer die Möglichkeit von Missbräuchen, von Übergriffen oder von Diskriminierungen aufgrund der Abstammung verbunden, wie verschiedene Beiträge in diesem Band zeigen.

Darüber hinaus stellt die Genealogie auch eine grundlegende Kulturtechnik dar, welche einen Zugang zur eigenen oder zu einer allgemeineren Geschichte eröffnet. Mehrere Forumsbeiträge und Artikel in diesem Band liefern Beispiele, warum und auf welchen Wegen sich einzelne Individuen oder Gruppen sich mit der genealogischen Rekonstruktion beschäftigen oder beschäftigt haben.

Der Schritt, für den dieser Band plädiert, ist: Die Geschichtswissenschaft sollte zunächst einmal der Tatsache ins Auge sehen, dass es die außerakademische personenbezogene Forschung überhaupt gibt, mehr noch: dass sie ein gewichtiges Phänomen ist. Das trifft nicht nur quantitativ im Hinblick auf die vielen Menschen, die sich auf diese Weise intensiv mit der Vergangenheit befassen, zu, sondern auch hinsichtlich der verschiedenen Praktiken und Funktionen von Genealogien, die es besser zu verstehen gilt. Und schließlich geht es darum, die theoretischen und methodischen Implikationen für die professionelle Geschichtswissenschaft zu reflektieren. Kurz gesagt: Der intelligente Einsatz genealogischer Techniken kann das Herangehen an die Geschichte substantiell bereichern.

Man sollte dabei durchaus nicht davon ausgehen, es handle sich hier von vornherein um Wissenschaft – ob „Hilfs“- oder „Bürger“-Wissenschaft. Aber auch dort, wo Genealogie nicht wissenschaftlich betrieben wird, ist sie wissenschaftlich relevant. In den Universitäten ist eine gewisse Distanz zur Hobbygenealogie durchaus spürbar – manche schreiben der Hobbyforschung bestenfalls die Rolle des Faktenlieferanten und sich selbst ein theorieorientiertes Vorgehen zu. Das scheint uns aber eine fragwürdige Unterscheidung zu sein – zu fragen ist nämlich gerade danach, welche impliziten theoretischen Narrative sich hinter den genealogischen Faktensammlungen verbergen.

Abgesehen von den Daten- bzw. Methodenschätzungen, die über die Jahre angesammelt wurden, handelt es sich auch um ein Feld zwischen Wissensgeschichte und historischer Anthropologie, auf dem heiße Themen verhandelt werden: Wo stehe ich als Mensch in der Gesellschaft? Wie gehe ich mit dem Tod um? Wo ist mein Ort, wo ist der Ort der Toten? Es geht also um Grundprobleme des menschlichen Lebens – um Identität, Wurzeln, Verankerung, Verwandtschaft, auf einer materiell-symbolischen Ebene um Muttermilch, Blut, Taufwasser, Samen, neuerdings auch Gene, und – wie zuletzt Elisabeth Timm² gezeigt hat – auf

2 Elisabeth Timm, Reverenz und Referenz. Zwei Weisen der populären Genealogie seit dem 19. Jahrhundert und ein neuer genealogischer Universalismus?, in: Christine Fertig/Margaretha Lanzinger (Hg.), Beziehungen – Vernetzungen – Konflikte. Perspektiven Historischer Verwandtschaftsforschung, Köln 2016, 209–231.

einer immateriellen Ebene um Informationen aus Akten und Datenbanken. Das ist Grund genug, sich vertiefter in die Materie hineinzuwagen.

Genealogie, Recht und Politik

Von 1990 bis 2020 stiegen die vererbten Vermögen in der Schweiz von rund 20 auf 95 Milliarden – jährlich! Der Anteil des vererbten Vermögens ist in den letzten 30 Jahren stetig gewachsen, in erster Linie, weil die Gesamtvermögen schneller als die gesamte Wirtschaftsleistung zunehmen. 95 Milliarden sind mehr als die gesamten jährlichen Staatsausgaben der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Jeder zweite Vermögensfranken in der Schweiz ist geerbt: Trotz Individualisierungsmythos bestimmt bis heute grundsätzlich die genealogische Abfolge, wie diese riesigen Summen übertragen und verteilt werden.³

Auch in der Vergangenheit dienten Vorstellungen von Verwandtschaft und Genealogie der Legitimation nicht nur von Eigentum und damit von wirtschaftlichen Unterschieden, sondern auch von Herrschaft, von Distinktion und Grenzziehung, wie insbesondere der Aufsatz von *José Antonio Guillén Berrendero* in diesem Band zeigt, aber unter Umständen auch der Emanzipation, Integration und Vernetzung. Diskriminierung aufgrund von Abstammung und Geburt kannten die meisten europäischen Staaten – mit teils unheimlichen Folgen: Die spanischen Blutgesetze dienten später auch als Modell für die nationalsozialistische Rassopolitik, welche ebenfalls auf mehr oder weniger subtilen Unterscheidungen aufgrund des „Blutes“ und der Abstammung beruhten. Mit diesem Thema und mit den schwerwiegenden Folgen für die deutsche Genealogie beschäftigt sich in diesem Band unter anderen *Jürgen Schlumbohm*; wir werden darauf zurückkommen müssen.

Aus dieser Perspektive sind die heutigen vielfältigen Praktiken der Genealogie nicht lediglich als eine mehr oder minder harmlose Freizeitbeschäftigung zu betrachten; sie berühren heikle Punkte und erfüllen je nach Situation und Kontext Funktionen, welche für die Reproduktion der Gesellschaftsstruktur von grundlegender Bedeutung sind. Trotz der grundsätzlichen Kritik der Moderne an Diskriminierungen, die auf dem Kriterium der Abstammung beruhen (typischerweise an Privilegien von Adeligen), bleibt Verwandtschaft – bzw. Genealogie – immer noch eine Art, von der Übertragung von Eigentum und individuellen Rechten zu sprechen.

Strukturell betrachtet, beruhen Verwandtschaftsnetze auf wenigen engen Beziehungen (z.B. Mutter–Kind, Mann–Frau), die in der jeweiligen Kultur sozial bedeutsam sind. Oft sind sie mit einem Verbot sexueller Kontakte mit nahen Verwandten und mit der Erwartung altruistischen Verhaltens oder einer besonderen Beziehung zu denselben verbunden.⁴ Gemeinsamkeiten können dabei nicht nur aus der mehr oder weniger großen Nähe entstehen, sondern auch aus einer geteilten und anerkannten Position gegenüber Dritten, aus der

3 Marius Brühlhart, Wer hat, der erbt?, in: Batz.ch. Das Forum für Schweizer Wirtschaftspolitik, 12.2.2020, <https://www.batz.ch/author/marius-bruelhart/> (4.3.2022); ders., Wie viel werden wir im Jahr 2022 (ver)erben?, in: Batz.ch, 8.12.2021, <https://www.batz.ch/2021/12/wieviel-werden-wir-im-2022-vererben/> (4.3.2022); vgl. Reiner Braun, Erben in Deutschland 2015–2024: Volumen, Verteilung und Verwendung, Berlin 2015, https://www.dia-vorsorge.de/wp-content/uploads/2015/09/DIA_Studie_Erben_in_Deutschland_LowRes.pdf (4.3.2022).

4 Patrick Heady, A „Cognition and Practice“ Approach to an Aspect of European Kinship, in: Cross-Cultural Research 51 (2017), 285–310, DOI: 10.1177/1069397117707184.

sich rechtliche und soziale Unterscheidungen zwischen Verwandten und Nicht-Verwandten ergeben. Gewiss, nicht alle Beziehungen unter Verwandten haben den gleichen Wert. Manche sind nur von theoretischem Belang: Nicht alle Verwandten kennen sich und haben im Alltag miteinander zu tun, und manche übernehmen eher repräsentative Funktionen (beispielsweise bei Patenschaften), andere sind von praktischem Gewicht im Alltag.⁵

Dabei ist das Verständnis von rechtmäßiger Abstammung und Verwandtschaft sowie die Umschreibung ihrer rechtlichen Konsequenzen historischen Veränderungen unterworfen. In der Tat wurde in Europa die Ordnung der Verwandtschaft im Spätmittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit neu definiert und kodifiziert. Wie die historischen *kinship studies* gezeigt haben, wurde im Allgemeinen die Vererbung in der männlichen Linie verstärkt, die Stellung der Frauen innerhalb der Geschlechter geschwächt, und wurden die Rechte der nachgeborenen Söhne oft ebenfalls geschränkt. Das Blut wurde zu einem starken Symbol der Kontinuität und Solidarität zwischen den Generationen.⁶

Dies war unter anderem für die Stabilität der aufstrebenden modernen Staaten am einfachsten: Wurde die Macht automatisch dem ältesten Sohn übertragen, konnten riskante Teilungen und Konflikte vermieden werden. Dies galt besonders für die Besitztümer und Ämter der adeligen oder anderen einflussreichen Familien. Der aufstrebende Staat ließ zur Stabilisierung der Macht und im Sinn der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens die verschiedenen Abstammungs- und Nachfolgeregeln vereinheitlichen und klar definieren. Die Kodifizierung durch neue Gesetze und Ordnungen geschah mehrheitlich im Sinne der Familienväter, welche wie ihre Könige und Herren ihre Macht verfestigen konnten – dies gilt nicht nur für den Adel, sondern für die gesamte, besonders für die ländliche Gesellschaft, für die das Modell des „Hauses“ zunehmend als Strukturprinzip etabliert wurde.⁷

Diese Verwandtschaftsordnung konnte jedoch nicht überall und auch nicht auf Dauer verwirklicht werden. Seit dem 18. Jahrhundert stieß die Abschottung mächtiger Dynastien zunehmend auf Kritik, manchmal auf offenen Widerstand. Aufklärung und französische Revolution kritisierten die rechtlichen und politischen Privilegien aufgrund der Abstammung. Auch der Liberalismus des 19. Jahrhunderts störte sich zunehmend an sozialen Vorrechten, z.B. im Erbrecht, welche die freie Zirkulation der Güter hemmten. In dieser bewegten Zeit passten sich adlige wie bäuerliche Familien an die neuen Wirtschaftsformen an und suchten flexiblere Nachfolgestrategien, welche nicht mehr starr auf die Fortsetzung der männlichen Linie fixiert waren. Sie strebten vermehrt nach Allianzen mit anderen aufsteigenden Gruppen und sozialen Schichten.⁸ Die Heiratsstrategien erhielten damit eine neue Bedeutung, die weitere Verwandtschaft – sowohl in der männlichen als auch und nun

5 Pierre Bourdieu, La parente comme représentation et comme volonté, in: Ders., Esquisse d'une théorie de la pratique. Précédé de Trois études d'éthnologie kabyle, Paris 1972, 71–128; ders., Junggesellenball. Studien zum Niedergang der bürgerlichen Gesellschaft, Köln 2008, DOI: 10.1453/9783744517898.

6 David Warren Sabean/Simon Teuscher/Jon Mathieu (Hg.), Kinship in Europe. Approaches to the Long-Term Development (1300–1900), New York/Oxford 2007; Christopher J. Johnson/Bernhard Jussen/David Warren Sabean/Simon Teuscher (Hg.), Blood & Kinship. Matter for Metaphor from Ancient Rome to the Present, New York 2013, auch online verfügbar unter <https://escholarship.org/uc/item/7bgj95n> (4.3.2022).

7 Thomas Robisheaux, Rural Society and the Search for Order in Early Modern Germany, Cambridge 1989, DOI: 10.1017/CBO9780511665141.

8 David Warren Sabean, Kinship in Neckarhausen, 1700–1870, Cambridge 1998, auch online verfügbar unter <http://www.loc.gov/catdir/description/cam028/97034087.html> (4.3.2022).

verstärkt in der weiblichen Linie – wurde aufgewertet und mit neuen emotionalen Inhalten gekoppelt, auch die Rolle der Frauen veränderte sich. Nicht zufällig wurde der Symbolgehalt des Blutes als Bindemittel zwischen den Generationen durch neue Symbole konkurreniert, wenn auch nicht ganz ersetzt. Die Mediziner begannen sich intensiv mit dem männlichen Samen zu befassen, während die Muttermilch und die Praxis des Stillens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Gegenstand einer breiten gesellschaftlichen Debatte wurden.⁹

Die Wandelbarkeit von Verwandtschaftsregeln und -vorstellungen stellt für den Staat wie für die Einzelnen eine Herausforderung dar. Die Behauptung, dass die Genealogie bzw. der Verwandtschaftsdiskurs nur der Sicherung von Rechten und Interessen diene, wäre allerdings eine gefährliche Verkürzung und vermag ihre Popularität unter heutigen Bürgerinnen und Bürgern aus allen Gesellschaftsschichten nicht zu erklären. Wie das eingangs erwähnte Beispiel adoptierter Kinder aus Sri Lanka nahelegt, geht es zuweilen um viel mehr. Es geht um Geschichte und Identität.

Verwandtschaft, Zugehörigkeit und Identität

„I have done the deed“, „Ich habe die Tat vollbracht“, gesteht Macbeth seiner Frau, nachdem er in Shakespeares Drama den guten Duncan, den rechtmäßigen König Schottlands, kaltblütig im Schlaf umgebracht hat (Akt 2, Szene 2).¹⁰ Mit dieser Tat gerät nicht nur das Königtum aus den Fugen; selbst die Ordnung der Welt ist bis in ihren Grundfesten erschüttert. In dieser schrecklichsten aller Nächte entfesselt sich die Natur und offenbart den Menschen die Ungeheuerlichkeit des Geschehenen. Macbeths Untat besteht nicht nur darin, den König ermordet zu haben, sondern auch darin, dass er die rechtmäßige genealogische Nachfolge zu unterbrechen wagte, was sich unweigerlich gegen ihn wenden musste. Es ist Duncans Sohn Malcolm, der den Aufstand gegen den unrechtmäßigen Tyrannen anführt und ihn schließlich besiegt.

Das ganze Werk Shakespeares ist von einer konstanten Sorge um die rechtmäßige Vererbung der Macht durchdrungen: Die mehr oder weniger gewaltsame Störung der genealogischen Abfolge wird in *Macbeth*, wie in *Hamlet*, *King Lear* und anderen Dramen, zur Ursache einer tiefen Unordnung. In der Tat wurden diese Werke in einer Zeit verfasst, als die Ordnung der Verwandtschaft, das heißt die geordnete Abfolge der Generationen, neu definiert und kodifiziert wurde. Wie oben angedeutet, wurde im Allgemeinen die Vererbung in der männlichen Linie verstärkt. Diese zunehmend hierarchische Ordnung barg allerdings auch die Gefahr, dass die von der Macht Ausgeschlossenen ihre untergeordnete Rolle nicht akzeptierten. „Wo wir sind, drohn Dolche In jedes Lächeln, und je blutsverwandter, So mehr verwandt dem Tode“ sagt Duncans Sohn Donalbain (Akt 2, Szene 3), bevor er Macbeths Schloss verlässt und sich in Sicherheit bringt.¹¹ Dieses Dilemma ist nicht nur für Shakespeares Dramen konstitutiv. Es bleibt bis heute für unsere Gesellschaft richtungweisend: Die

9 Siehe z.B. das Werk des Lausanner Arztes Samuel-Auguste Tissot, *L'Onanisme. Dissertation sur les maladies produites par la masturbation*, Lausanne 1761 oder Jean-Jacques Rousseau, *Emile ou de l'éducation* (1762), Paris 1969.

10 William Shakespeare, *Macbeth*. Fully Annotated, with an Introduction, by Burton Raffel, with an Essay by Harold Bloom, New Haven/London 2005, 52.

11 http://www.william-shakespeare.de/macbeth/macbeth_2akt.htm (11.3.2022).

geordnete genealogische Abfolge bleibt die Grundlage des Gerechtigkeitsempfindens und bestimmt weitgehend die primären Beziehungen der Individuen und somit ihre Identität.

Dies bleibt in der zeitgenössischen Kultur ein zentrales Thema. Macbeths Drama dient als eine Art Hintergrundfolie in Javier Marias' 1992 in Spanien erschienenem Roman *Corazon tan blanco* (Titel der deutschen Übersetzung: *Mein Herz so weiß*), dessen internationaler Erfolg entscheidend in Deutschland besiegelt wurde. Schon der Titel ist ein Zitat von Lady Macbeth: „My hands are of your color, but I shame to wear a heart so white“ (Akt 2, Szene 2).¹² In Marias' Roman wird die Hauptfigur Juan, ein ausgezeichneter Shakespeare-Kenner, von einer unbestimmten Unruhe geplagt, die mit einem früheren Familiendrama zusammenhängt, dem Selbstmord der früheren Frau seines Vaters, Teresa. Die Unruhe in der Familie findet eine provisorische Lösung, als Juan entdeckt, dass der Vater seine erste Frau umgebracht hat und dass sich Teresa, wie Lady Macbeth von Schuldgefühlen geplagt, sich deswegen das Leben genommen hat.

Marias' Meisterwerk schöpft seine Kraft weitgehend aus einem archetypischen Thema der westlichen Kultur. Familie sei demnach nicht einfach eine Bluts-, sondern auch eine Schicksalsgemeinschaft. „[...] denn ich, der HERR, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott“, steht bereits in den biblischen Zehn Geboten, „der die Schuld der Vorfahren heimsucht an den Nachkommen bis in die dritte und vierte Generation, bei denen, die mich hassen“.¹³ Eine ungeheure Warnung, die seit jeher Gedanken und Spekulationen über die Schuld der Väter – und Mütter – nährt sowie über die geheimnisvolle Art, wie die Abstammung das Schicksal der Individuen bestimmt.

Diese Tradition, so scheint es uns, erstarkt am Ende des Mittelalters, als das Blut zu einem zentralen Code für die Kontinuität, aber auch für den Zusammenhalt der Geschlechter hoch stilisiert wird. Das Thema des mit dem Blut verbundenen Schicksals erlebt in der Zeit des Absolutismus und der Verfestigung der verwandtschaftlichen Hierarchien eine Hochblüte – beispielsweise in Miguel de Cervantes' Erzählung *La fuerza de la sangre* („Die Kraft des Blutes“, 1614) – und bleibt im 19. Jahrhundert noch lebendig. Ein ähnlicher Plot untermauert das Libretto zur Oper *La forza del destino* („Die Kraft des Schicksals“) von Giuseppe Verdi, das auf einem Text von Ángel de Saavedra, Herzog de Rivas, basiert (*Don Álvaro o La fuerza del sino*, 1835).¹⁴

Man könnte denken, dies sei ein alter Stoff, der in der heutigen, gemeinhin als „individualistisch“ bezeichneten Gesellschaft, an Wirkung und Interesse verloren hat. Jedoch: Die Auseinandersetzung mit dem Erbe der Väter – oder der Eltern – ist bis heute nicht verstummt. In weiten Bereichen der modernen Psychologie werden die Folgen der familiären oder verwandtschaftlichen Konstellationen auf das Leben der Kinder eingehend diskutiert. In der systemischen Psychologie, der Familientherapie oder bei besonderen Ansätzen, wie in der Psychologie Bert Hellingers, wird die Familiengruppe und manchmal gar eine breitere Verwandtschaft ins Blickfeld genommen, um psychische Probleme oder Blockaden zu lösen.¹⁵ Nicht immer wird explizit auf die genealogische Analyse rekurriert. Zuweilen wird jedoch

12 Shakespeare, Macbeth, 55–56.

13 Zürcher Bibel, Zürich 2007, 2. Mose 20,5.

14 Miguel de Cervantes Saavedra, *La fuerza de la sangre* (Madrid 1614), Alicante/Madrid 2001; Duque de Rivas, *Don Álvaro o la fuerza del sino* (1835), Madrid 1988.

15 Bert Hellinger, *Ordnungen der Liebe. Ein Kurs-Buch*, 2. Aufl., Heidelberg 1995; ders./Hunter Beaumont, *Touching Love*, Heidelberg 1999.

die reale oder vermutete Rekonstruktion des „Stammbaums“ als therapeutische Strategie zur Überwindung von Traumata eingesetzt, die mit Brüchen und Unsicherheiten in der Herkunft zu tun haben.¹⁶ Dies zeigt sich insbesondere in den Fällen, in denen der Kontakt zwischen den Generationen mehr oder weniger gewaltsam unterbrochen wurde. Inna Leykins Beitrag in diesem Band befasst sich mit der Bedeutung der Genealogie als identitärer Arbeit im heutigen Russland, wo die oft traumatischen Folgen der sowjetischen Politik unter Stalin für die heute lebenden Generationen noch äußerst lebendig sind.

Die Idee, dass mit der Familie bzw. mit der Abstammungslinie ein besonderes Schicksal verbunden sein könnte, impliziert die Vorstellung, dass nicht nur physische Merkmale durch „das Blut“ bzw. durch „die Gene“ übertragen werden. In der Soziologie sind die Folgen bestimmter familiärer Sozialisationsformen, etwa die Weitergabe gewisser Werte oder kultureller Orientierungen, schon länger ein kontrovers diskutiertes Thema. Ein Aspekt dieser Problematik – welche eng mit der Frage der Zugehörigkeit verbunden ist – betrifft die kulturelle Identität oder die Teilnahme an einer besonderen Familienkultur. Diese Frage beginnt seit einigen Jahren auch die Geschichtswissenschaft zu interessieren, wie aus dem Beitrag von Cécile Alexandre in diesem Band hervorgeht.

Die Sicherung von Rechten auf oder Zugängen zu sozialen Rollen und Ressourcen auf verschiedenen Ebenen und die Suche nach einer Identität, nach Wurzeln und nach Sinn sind nur einige der möglichen Motivationen, sich mit Genealogie zu befassen. Wer Genealogie betreibt, eignet sich die Vergangenheit an, gestaltet Beziehungen zu Lebenden und Verstorbenen und bringt Erzählungen hervor, die auch von anderen geteilt werden können. Wenn Menschen sich mit ihrer Abstammung befassen, rekonstruieren sie nicht lediglich ihre Familie, sondern sie ‚machen‘ Verwandtschaft. Sie geben sich ein verwandtschaftliches Umfeld und füllen es mit Inhalten, mit Sinn und Emotionen – und ‚machen‘ gleichzeitig Geschichte. In der privaten Familienforschung verfestigt sich das kommunikative Familiengedächtnis, es erweitert sich um aus Archiven und aus Kommunikation mit Dritten gewinnbare Wissensbestände und generiert so neue Bestandteile des kulturellen Gedächtnisses. Genealogie ist damit – in einer weitgehend säkularisierten Gegenwart – als Variante von Memoria, von Erinnerung an die Toten zu verstehen, als eine Praxis privat motivierten Gedenkens, die sich jedoch in einem lang andauernden Prozess einer Verfestigung und damit einer fragilen Verwissenschaftlichung befindet. All das – kulturelles Gedächtnis, Geschichtsbewusstsein und Memoria – sind wichtige Bezugspunkte und Gegenstände der Geschichtswissenschaft. Auch wenn in den denkbaren wissenschaftlichen Nutzungen nicht das Kernanliegen der privaten Genealogie liegt, hat die immer systematischere Datenproduktion der Genealogie Fakten geschaffen, die sich auf die aktuelle Entfaltung der Digital History und vor allem auf den Ausbau einer wissenschaftlichen Dateninfrastruktur in den Geschichtswissenschaften auswirken.

16 Siehe z.B. Claude-Alexandre Fournier/Muriel Katz-Gilbert/Héloïse Luy, *Le poids du secret dans la filiation „illégitime“: du pacte dénégatif structurant au pacte dénégatif aliénant. Une étude de cas à partir de la libre réalisation de l’arbre généalogique*, in: Dialogue Nr. 223 (2019/1), 89–108, DOI: 10.3917/dia.223.0089. Vgl. Pierre Fedida/Jean Guyotat, *Généalogie et transmission*, Paris 1986.

Genealogie, Geschichtswissenschaft, ländlicher Raum

Schon früh hat sich Genealogie als Forschungspraxis mit objektiven Ansprüchen etabliert. Parallel zur Entstehung moderner Staatsapparate und zur Konsolidierung von Herrschaftsdynastien wurden mehr oder weniger fundierte Genealogien als Mittel der Legitimierung eines „Hauses“ oder einer anderen Verwandtschaftsgruppe gebraucht. Diese wurden oft von Spezialisten zusammengestellt, welche eine rege Nachfrage zu befriedigen hatten, besonders angesichts der zunehmenden Hierarchisierung und ‚Schließung‘ der Gesellschaft, also der Wirksamkeit von auf Abstammung beruhenden Inklusions- bzw. Exklusionsmechanismen.¹⁷ Dass sich Aussagen über Herkunft nicht nur auf die faktische, sondern auch auf eine symbolische Ebene beziehen, ergibt sich schon aus dem engen Zusammenhang der Genealogie mit der Heraldik, die sich insbesondere seit dem Spätmittelalter mit der Herstellung und Legitimierung bildlicher Zeichen für die Familie und ihre Ehre befasst. Dabei ist die Frage, wieweit Genealogie nur (gewissermaßen im Sinne einer *Yellow Press* der frühneuzeitlichen höfischen Gesellschaft) Narrationen weiterreicht oder inwieweit sie evidenzorientiert arbeitet, keine neue. Für Johann Christoph Gatterer, den Begründer einer wissenschaftlichen Genealogie im Sinne der Aufklärung, war die Frage der Evidenz ebenso fundamental wie für andere Aufklärungshistoriker im 18. Jahrhundert, etwa August Ludwig von Schlözer oder Johann Martin Chladenius.¹⁸

Seit dem 18. Jahrhundert ist das Verhältnis der Genealogie zur Wissenschaft jedenfalls von Annäherungen und Distanzierungen gekennzeichnet. So hat das Gewicht der Genealogie an den Universitäten im 20. Jahrhundert klar abgenommen. Bis zum Ende des deutschen Kaiserreichs galt es immerhin die für das politische System konstitutive Frage, wer adlig war und welche Adligen einander ebenbürtig waren, wiederholt mit genealogischer oder auch heraldischer Expertise zu klären; zuständig waren Heroldssämter als staatliche Institutionen. Heutige Gesellschaften, in denen diese Frage keine rechtliche Bedeutung mehr hat, benötigen eine solche formale Expertise nicht. In verschiedenen Ländern wurden Fragen der Abstammung in unterschiedlichen sozialen und Wissenskontexten verhandelt. In Frankreich lagen Akzente und Frontlinien bei Problemen von Säkularisierung und Fertilitätsrückgang; Familie wurde politisch, etwa von Frédéric Le Play, als sozialer Ort der väterlichen Autorität verhandelt.¹⁹ In Deutschland und Österreich war dagegen der Brückenschlag zwischen Natur- und Kulturwissenschaften (und den mit diesen assoziierten Institutionen des fraktionierten Bildungssystems) ein heißes Thema, ebenso die Übernahme von adligen Denkmustern und Praktiken durch das im Vergleich zu Frankreich spät emanzipierte Bür-

-
- 17 Zum Zusammenhang von Dynastie und Genealogie siehe Michael Hecht, Das Adels-Haus in der Frühen Neuzeit. Genealogisches Konzept, verwandtschaftliche Ordnung, architektonische Gestalt, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2017/1, 29–48. Vgl. Roberto Bizzocchi, Genealogie incredibili. Scritti di storia nell’Europa moderna, Bologna 2009.
- 18 Zum Einstieg siehe die kommentierte Textanthologie von Horst Walter Blanke/Dirk Fleischer (Hg.), Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie. Bd. 1: Die theoretische Begründung der Geschichte als Fachwissenschaft, Stuttgart-Bad Cannstatt 1990. Gatterer ist hier mit immerhin acht von 45 Texten vertreten.
- 19 Frédéric Le Play, L’Organisation de la famille selon le vrai modèle signalé par l’histoire de toutes les races et de tous les temps, Paris 1871; vergleichbar in Deutschland: Wilhelm Heinrich Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, 4 Bde., Stuttgart 1851–1869, Bd. 3: Die Familie, 1855.

gertum.²⁰ Es haben sich also verschiedene historische und nationale Traditionen und Varianten von Genealogie herausgebildet – und in der NS-Zeit führten einige dieser Varianten in ein intellektuelles Scheitern und in eine nachfolgende Randständigkeit, wie die Beiträge von Jürgen Schlumbohm und Alexander Pinwinkler in diesem Band nahelegen. Aus dieser Warte erstaunt es nicht, dass nach dem Zweiten Weltkrieg neue Impulse aus Frankreich kamen.

Wegweisend bei der in der Nachkriegszeit einsetzenden methodischen Erneuerung des Umgangs mit dem Wissen über Abstammung war die von französischen Historiker*innen mit Leidenschaft betriebene Historische Demographie. Sie wurde als ein neuer Schlüssel zu einer quantitativen allgemeinen Geschichte angesehen, die alle Gesellschaftsschichten einschließen sollte, und aus der heraus auch die vielzitierte Prognose Emmanuel Le Roy Ladurie plausibel schien, der Historiker von morgen werde Programmierer oder nicht mehr sein.²¹ Dabei entwickelte Louis Henry eine besondere Spielart einer quantitativ orientierten Genealogie, die er als „Familienrekonstitution“ bezeichnete.²² Ziel der Übung war, innerhalb einer gegebenen Population und aufgrund der Tauf-, Ehe- und Sterberegister der Pfarreien möglichst vollständige Abstammungsdatensätze zusammenzustellen. Dabei ging es nicht um Abstammungslinien, sondern um Abstammungsgruppen, die als „Familien“ bezeichnet wurden, jedoch nicht um das Kriterium des Zusammenwohnens, sondern um eine Ehe und um die daraus abstammenden Kinder herum definiert waren. So sollten aggregative, über die amtliche Statistik nicht greifbare Kennzahlen wie durchschnittliches Heiratsalter, Lebenserwartung und Fruchtbarkeit fassbar werden. Von vornherein nahm die französische Historische Demographie – anders als ihre deutschen Vorläufer – keine erbgesundheitlichen oder rassischen ‚Qualitäten‘ in den Blick, aber auch nicht die Ebene der Einzelpersonen oder Einzelfamilien. Sie arbeitete mit Geburt, Heirat und Tod und einer Handvoll quantitativer Maße, die lokale Bevölkerungen in genau diesen drei Hinsichten charakterisierten. Obwohl Henry sich zunächst mit der Bevölkerung der Stadt Genf befasste, hatte seine Methode einen durchschlagenden Erfolg bei der demographischen Untersuchung des ländlichen Raumes, wo kleine Pfarreien oder Gemeinden sich besonders für systematische Bevölkerungsstudien eigneten.²³

Nach dem internationalen Erfolg der Historischen Demographie bis in die 1970er Jahre erschien allerdings das Erfassen ganzer Gesellschaften mithilfe aggregierter Kennzahlen zu wenigen, wenn auch gewichtigen Themen bald als fragwürdig und einschränkend. Die Demographie zeichnete sich – so die spätere Kritik Paul-André Rosentals – durch einen reduktionistischen und dekontextualisierenden Blick auf einen gedachten Gegenstand

-
- 20 Siehe den wichtigen Aufsatz von Amir Teicher, „Ahnenforschung macht frei“. On the Correlation between Research Strategies and Socio-Political Bias in German Genealogy, 1898–1935, in: Historische Anthropologie 22 (2014), 67–90.
- 21 Emmanuel Le Roy Ladurie, La fin des érudits. L'historien de demain sera programmeur ou il ne sera pas, in: Le Nouvel Observateur, 8.5.1968, 2–3.
- 22 Louis Henry, Anciennes familles genevoises. Étude démographique: XVIe–XXe siècle, Paris 1956; Michel Fleury/Louis Henry, Des registres paroissiaux à l'histoire de la population. Manuel de dépouillement et d'exploitation de l'état civil ancien, Paris 1956. – Siehe auch: Paul-André Rosenthal, The Novelty of an Old Genre: Louis Henry and the Founding of Historical Demography, in: Population (english edition) 58 (2003), 97–130, DOI: 10.3917/pope.301.0097.
- 23 Vorbildcharakter für die Erforschung ländlicher Gesellschaften hatten in Frankreich: Pierre Goubert, Beauvais et le Beauvaisis de 1600 à 1730. Contribution à l'histoire sociale de la France au XVIIe siècle, Paris 1960; Emmanuel Le Roy Ladurie, Les paysans de Languedoc, 2 Bde., Paris 1966.

„Bevölkerung“ aus, der zumindest in der Ursprungskonzeption nur als Aggregat interessant schien.²⁴ Man kann sagen, dass nach der überschaubaren Epoche der klassischen Familienrekonstitutionsmethode eine Zeit verschiedener methodischer Brüche, wenn auch nicht im engeren Sinne *turns*, begann. Diese waren mit Fraktionierungen und Kommunikationsabbrüchen innerhalb des Feldes, aber auch mit dem Aufbau neuer disziplinenüberschreitender Debattenkontexte verbunden.

Wie auch immer man dieses sich an die ‚klassische‘ Historische Demographie anschließende Feld einer evidenzbasierten Geschichte von Lebensläufen, Lebensumständen und sozialen Beziehungen der breiten Bevölkerung nennen mag, das letzte Viertel des 20. Jahrhunderts war die Formationsperiode dessen, was in der heutigen Geschichtswissenschaft mit genealogischen Daten getan wird. Die damals auftretenden Brüche und Innovationen lassen sich kaum chronologisch und nur mit Mühe geographisch beschreiben. Vieles geschah gleichzeitig und ohne gegenseitige Kenntnisnahme: in Cambridge die Entwicklung einer an malthusianische Fragestellungen angelehnten Geschichte von Bevölkerung und Kernfamilie; in Italien die *microstoria* mit ihrer grundsätzlichen Kritik an rein quantitativen Methoden und an generalisierenden Interpretationen; in Göttingen das Aufgreifen und mikrohistorische Wenden der Protoindustrialisierungsthese; in Schweden, Belgien, China und den USA – mit einem malthuskritischen Hintergrund – die Mikroanalyse von Lebenslaufdaten; vielerorts in den Feldern von Ethnologie und Wirtschaftssoziologie die Entstehung der Sozialen Netzwerkanalyse; und – wieder ganz wesentlich in Göttingen – das Entstehen einer *New History of Kinship*. Diese Teilfelder sind so weit voneinander entfernt, dass es Leser und Leserinnen geben wird, die mit dem einen oder anderen von ihnen gut vertraut sind, ohne von der bloßen Existenz eines der anderen jemals gehört zu haben. Ein Grund mehr, bei der Konzeption dieses Sammelbandes auf Internationalität zu achten.

Eine folgenreiche Entwicklung ging von der englischen *Cambridge Group for the History of Population and Social Structure* aus. Hier setzte – ein bis zwei Jahrzehnte später als in Frankreich – eine zweite Konjunktur der Historischen Demographie ein, die äußerst erfolgreich formale Verfahren und inhaltliche Erträge der Demographie in den Frage- und Methodenhorizont der Wirtschaftswissenschaften einbrachte und dabei das autonome und selbstorganisierte Agieren von Paaren und Kernfamilien ins Zentrum rückte.²⁵ Zusammen mit Bürgerwissenschaftler*innen erarbeitete die *Cambridge Group* erst eine aggregativ, also zählend, schätzend und zeitreihenanalytisch verfahrende *Population History of England* (1981), danach eine auf Familienrekonstitutionsverfahren beruhende *English Population History* (1997), die inhaltlich die bisherige Sicht von Industrieller Revolution und Demografischem Übergang vom Kopf auf die Füße stellte.²⁶

24 Paul-André Rosental, Von der historischen Demographie zur sozialen und politischen Bevölkerungsgeschichte in Frankreich nach 1945, in: *Historical Social Research* 31/4 (2006), 7–33, DOI: 10.12759/hsr.31.2006.4.7–33.

25 Daniel Scott Smith, The Curious History of Theorizing about the History of the Western Nuclear Family, in: *Social Science History* 17 (1993), 325–353; Georg Fertig/Mikołaj Szoltysek, Fertilität und Familienformationen in historischer Perspektive, in: Yasemin Niephaus/Michaela Kreyenfeld/Reinhold Sackmann (Hg.), *Handbuch Bevölkerungssoziologie*, Wiesbaden 2015, 179–200.

26 Edward A. Wrigley/Roger S. Schofield, *The Population History of England 1541–1871. A Reconstruction*, London 1981; Edward A. Wrigley u.a., *English Population History from Family Reconstitution 1580–1837*, Cambridge 1997. Deutschsprachiger Einstieg in das bedeutende Werk: Thomas Sokoll, *Historische Demographie und historische Sozialwissenschaft*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 23 (1992), 405–425.

Seit den 1980er Jahren stützten sich mehrere Pionierstudien über ländliche Gegenden auf vertiefte und aufgrund der vorhandenen Quellen komplexe genealogische Analysen, um das tradierte Bild einer grundsätzlich stagnierenden Gesellschaft zu hinterfragen und die nicht zuletzt in der englischen Forschung vorherrschende Idee einer Zentralität der Kernfamilie zu revidieren. In seinem 1985 auf Italienisch erschienenen Buch *L'eredità immateriale* (*Das immaterielle Erbe*), das als ein Grundstein der Mikrogeschichte gilt, untersuchte Giovanni Levi ein kleines piemontesisches Dorf des 17. Jahrhunderts, um bisher wenig beachtete Mikrophänomene zu beschreiben.²⁷ Darunter befasste er sich mit den bis anhin unterschätzten Kooperationen innerhalb breiter bürgerlicher Verwirtschaftsgruppen und mit dem Einfluss von Verwirtschaftsbeziehungen auf den lokalen Bodenmarkt und auf die Bodenpreise. Viele Vertreter und Vertreterinnen der italienischen *microstoria* benutzten genealogische Rekonstruktionen, um die sozialen Dynamiken in ländlichen Gegenden adäquater beschreiben zu können.²⁸

Haushalt und Familie standen auch im Zentrum der von einem jungen amerikanischen Doktoranden, Franklin Mendels, angestoßenen und rasch vom Münsteraner Wirtschaftshistoriker Richard Tilly sowie vor allem von der Göttinger Arbeitsgruppe von Peter Kriedte, Hans Medick und Jürgen Schlumbohm aufgegriffenen Protoindustrialisierungsdebatte.²⁹ Der entscheidende Beitrag für die Geschichte des ländlichen Raumes lag darin, dass hier nicht mehr nur eine Geschichte der „Bauern“, also eine „Agrargeschichte“ oder eine von der „agrarischen Bevölkerungsweise“ geprägte ländliche Demographie verhandelt wurde, in der nur die Inhaber bürgerlicher Sozialpositionen mitsamt ihrer Frauen, Kinder und ihres Gesindes überhaupt vorgesehen, landlose Schichten hingegen allenfalls als Verfallserscheinung mitgedacht wurden.³⁰ Vielmehr lag die treibende Kraft in den heimgewerblich für überregionale Absatzmärkte produzierenden Familienhaushalten und den biographischen Entscheidungen von Männern und Frauen. Diese wurden in nachfolgenden Ortsmonographien der Göttinger Arbeitsgruppe mit Methoden der Familienrekonstitution und Mikrogeschichte näher

-
- 27 Giovanni Levi, *L'eredità immateriale. Carriera di un esorcista nel Piemonte del Seicento*, Turin 1985; deutsch: *Das immaterielle Erbe*, Berlin 1986.
- 28 Z.B. Raul Merzario, *Il paese stretto. Strategie matrimoniali nella diocesi di Como. Secoli XVI-XVIII*, Turin 1981; Franco Ramella, *Terra e telai. Sistemi di parentela e manifattura nel Biellese dell'Ottocento*, Turin 1984; Osvaldo Raggio, *Faide e parentela. Lo stato genovese visto dalla Fontanabuona*, Turin 1990.
- 29 Immer noch bester Einstieg: Markus Cerman/Sheilagh C. Ogilvie (Hg.), *Protoindustrialisierung in Europa. Industrielle Produktion vor dem Fabrikzeitalter*, Wien 1994. Entscheidend waren die Artikel von Franklin F. Mendels, *Proto-Industrialization: The First Phase of the Industrialization Process*, in: *Journal of Economic History* 32 (1972), 241–261, DOI: 10.1017/S0022050700075495; Richard Tilly/Charles Tilly, *Agenda for European Economic History in the 1970s*, in: *Journal of Economic History* 31 (1971), 184–198, DOI: 10.1017/S002205070009416X; sowie das in mehrere Sprachen übersetzte Werk von Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung: Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977.
- 30 Zum einflussreichen Denkmodell einer „agrarischen Bevölkerungsweise“: Josef Ehmer, Eine „deutsche“ Bevölkerungsgeschichte? Gunther Ipsens historisch-soziologische Bevölkerungstheorie, in: *Demographische Informationen* 1992/93, 60–70. Zu „verständischen“ und „landlosen“ Schichten: Thomas Sokoll, „verständische Schichten“. Die moderne Sozialgeschichte auf einem vormodernen Holzweg, in: Werner Daum u.a. (Hg.), *Politische Bewegung und symbolische Ordnung. Hagener Studien zur Politischen Kulturgeschichte*. Festschrift für Peter Brandt, Bonn 2014, 33–58; Christine Fertig/Henry French/Richard Paping (Hg.), *Landless and Land-Poor Rural Households in Europe from the 16th to the Early 20th Centuries*, Woodbridge 2022 (im Druck).

untersucht, mit Auswirkungen auch auf die Historische Fachinformatik (siehe zu Letzterem im *Forum* den Beitrag von Jesper Zedlitz und Georg Fertig).³¹

Eine andere Hinwendung zur Mikroperspektive entwickelte sich aus der Kritik an den malthusianischen Ansätzen der *Cambridge Group*. Im *EurAsia Project* wurden Personendaten mit neuen mikroanalytischen Verfahren anstelle der auf Zeitreihen und demographische Aggregate zielenden Verfahren der älteren Historischen Demographie untersucht. Hierfür gewinnt man aus der Betrachtung von Personen in ihrem genealogischen Kontext kleinste Informationsstückchen in Form von *spells* (kurzen Zeitabschnitten). Diese analysiert man mit der *event history analysis* daraufhin, welche Formen sozialer, ökologischer oder ökonomischer Belastungen oder Pufferungsstrategien sich im Leben der vielen einzelnen Menschen niederschlugen oder ihnen Handlungsmöglichkeiten eröffneten.³²

Ebenfalls quantitativer Natur ist die Soziale Netzwerkanalyse. Sie setzt konzeptionell einen Kontrapunkt zu einer Grundannahme, die aggregativen Methoden ebenso zugrunde liegt wie auch den mikro-regressionsanalytischen Verfahren der *event history analysis*. Konventionelle statistische Verfahren gehen nämlich davon aus, dass die einzelnen Personen jeweils unbeeinflusst voneinander agieren; Netzwerkanalyse modelliert dagegen die Beziehungen. Sie ist sowohl gesellschaftstheoretisch wie auch empirisch relevant: Theoretisch geht es um die Frage, ob menschliches Handeln von „übersozialisiert“ (also von internalisierten Normen) oder „untersozialisiert“ (also von äußeren Marktanreizen) oder aber von Positionen im Miteinander, vom Blick aufeinander bestimmt wird.³³ Technisch-empirisch bietet die Netzwerkanalyse vor allem der verwandtschaftsethnologischen Forschung einen formalen Zugriff auf das vorhandene, aus verschiedensten Kulturen gesammelte genealogische Material. Eine Schlüsselposition nimmt hier die auch in diesem Band mit dem Beitrag von Michaël Gasperoni vertretene Pariser Forschungsgruppe *Kintip* mit ihrer zu den üblichen genealogischen Formaten kompatiblen Software PUCK ein.³⁴ Formale historisch-netzwerkanalytische Studien mit genealogischem Material haben aber weiterhin Ausnahmecharakter.³⁵

-
- 31 Peter Kriede, Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1991; Jürgen Schlumbohm, Lebensläufe, Familien, Höfe: Die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650–1860, Göttingen 1994; Hans Medick, Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte, Göttingen 1997; Peter Kriede, Taufgesinnte und großes Kapital. Die niederrheinisch-bergischen Mennoniten und der Aufstieg des Krefelder Seidengewerbes (Mitte des 17. Jahrhunderts – 1815), Göttingen 2007.
- 32 Tommy Bengtsson/Cameron Campbell/James Z. Lee (Hg.), *Life Under Pressure: Mortality and Living Standards in Europe and Asia, 1700–1900*, Cambridge, MA 2004; Noriko O. Tsuya/Feng Wang/George Alter/James Z. Lee (Hg.), *Prudence and Pressure. Reproduction and Human Agency in Europe and Asia, 1700–1900*, Cambridge, MA 2010; Christer Lundh/Satomi Kurosu (Hg.), *Similarity in Difference. Marriage in Europe and Asia, 1700–1900*, Cambridge, MA 2014. Eng verbunden mit der Methodologie des *EurAsia Project* ist die seit 2014 erscheinende elektronische Zeitschrift *Historical Life Course Studies* (<https://hlcs.nl/>).
- 33 Deutschsprachige Einstiege in die auch theoretische Bedeutung der Netzwerkanalyse für die Geschichtswissenschaft: Christine Fertig, Familie, verwandschaftliche Netzwerke und Klassenbildung im ländlichen Westfalen, 1750–1874, Stuttgart 2012, 39–76, DOI: 10.1515/9783828260047, sowie Claire Lemercier, Formale Methoden der Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften: Warum und Wie?, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 23/1 (2012), 16–41.
- 34 Klaus Hamberger/Cyril Grange/Micaela Houseman/Christian Momon, Scanning for Patterns of Relationship. Analyzing Kinship and Marriage Networks with Puck 2.0, in: *The History of the Family* 19 (2014), 564–596, DOI: 10.1080/1081602X.2014.892436.
- 35 Carola Lipp, Kinship Networks, Local Government, and Elections in a Town in Southwest Germany, 1800–1850, in: *Journal of Family History* 30 (2005), 347–365; Christine Fertig, Rural Society and Social Networks in

Vielelleicht der wichtigste, ertragreichste und für die Genealogie auch inhaltlich nächstliegende Umschwung in der historisch-demographischen Forschung besteht in der neuen Geschichte der Verwandtschaft. Der Erfolg der Mikrogeschichte als Methode hatte den Blick auf die Rolle der Verwandtschaft in der Geschichte tief verändert.³⁶ Wegweisend waren in dieser Hinsicht die beiden 1990 und 1998 erschienenen Bücher des amerikanischen Historikers David Sabeans über Familienhaushalte und Verwandtschaftsbeziehungen im württembergischen Pfarrdorf Neckarhausen.³⁷ Das gängige Bild, wonach Verwandtschaft im Rahmen eines sozialen Modernisierungsprozesses *from status to contract*³⁸ zugunsten formaler vertraglicher Beziehungen zu einem privaten und nicht mehr wirkungsmächtigen Thema geworden sei, wurde durch Sabeans große Verwandtschaftsstudie endgültig begraben. Obwohl Sabeans wie die meisten Mikrohistoriker*innen eine qualitative Sichtweise ins Zentrum stellte, schloss er sich bei der Verwandtschaftsanalyse an einen strukturalistisch inspirierten, auf Claude Lévi-Strauss und Françoise Héritier zurückgehenden Theoriestrang an, der in Frankreich nach wie vor einflussreich bleibt.³⁹ Zu dieser Tradition gehört auch Gérard Delilles verwandtschaftsethnologische Studie über ländliche und zum Teil kleinstädtische Gebiete des Königtums Neapel im 17. Jahrhundert.⁴⁰ Seither haben Studien über die historische Bedeutung der Verwandtschaft, vor allem auf dem Land, eine günstige Konjunktur erlebt und wesentlich zu einer besseren Kenntnis ländlicher Gesellschaften beigetragen.⁴¹

Nineteenth-Century Westphalia. The Role of Godparenting in Social Mobility, in: Journal of Interdisciplinary History 39 (2009), 497–522, DOI: 10.1162/jinh.2009.39.4.497; Sandro Guzzi-Heeb, Revolte und Soziale Netzwerke. Mechanismen der politischen Mobilisierung in einem alpinen Tal des 18. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 36 (2010), 497–522.

- 36 Giovanni Levi, Family and Kin – a Few Thoughts, in: Journal of Family History 15 (1990), 567–578; Jürgen Schlumbohm (Hg.), Mikrogeschichte, Makrogeschichte. Komplementär oder inkommensurabel?, Göttingen 1998; David Warren Sabeans, Reflections on Microhistory, in: Gunilla Budde/Sebastian Conrad/Oliver Janz (Hg.), Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen, Theorien, Göttingen 2006, 275–289, <https://escholarship.org/uc/item/9ch0z6c7> (4.3.2022).
- 37 David Warren Sabeans, Property, Production, and Family in Neckarhausen, 1700–1870, Cambridge 1990, DOI:10.1017/CBO9780511572579; ders., Kinship in Neckarhausen. – Einstiege in Sabeans für Erstleser*innen recht sperriges Werk bieten Thomas Sokoll, Familien hausen. Überlegungen zu David Sabeans Buch über Eigentum, Produktion und Familie in Neckarhausen, 1700–1870, in: Historische Anthropologie 3 (1995), 335–348, sowie Jon Mathieu, Rezension David Warren Sabeans: Kinship in Neckarhausen, 1700–1870, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 2000/1, 178–181.
- 38 Henry Maine, Ancient Law: Its Connection with the Early History of Society, and its Relation to Modern Ideas, London 1908 (zuerst 1861), 151.
- 39 François-Joseph Ruggiu, Histoire de la parenté ou anthropologie historique de la parenté? Autour de Kinship in Europe. Note critique, in: Annales de démographie historique Nr. 119 (2010/1), 223–256.
- 40 Gérard Delille, Famille et propriété dans le Royaume de Naples, XVe–XIXe siècles, Rom 1985.
- 41 Neben den bereits zitierten Werken siehe z.B. Dionigi Albera/Luigi Lorenzetti/Jon Mathieu (Hg.), Reframing the History of Family and Kinship: From the Alps Towards Europe, New York 2016; Margaretha Lanzinger, Verwaltete Verwandtschaft: Eheverbote, Dispenspolitik und Dispenspraxis im 18. und 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar 2015; Dionigi Albera, Au fil des générations: Terre, pouvoir et parenté dans l'Europe alpine (XIVe–XXe siècles), Grenoble 2011; Christopher H. Johnson/David Warren Sabeans (Hg.), Sibling Relations and the Transformations of European Kinship, 1300–1900, New York 2011; Michaël Gasperoni, Popolazione, famiglie e parentela nella Repubblica di San Marino in epoca moderna, San Marino 2009; Cyril Grange u.a., Les réseaux de parenté. Refonder l'analyse = Annales de démographie historique Nr. 116 (2008/2); Sandro Guzzi-Heeb, Donne, uomini, parentela: Casati alpini nell'Europa preindustriale (1650–1850), Turin 2007; Margaretha Lanzinger/Edith Saurer (Hg.), Politiken der Verwandtschaft: Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht, Göttingen 2007; Jon Mathieu, Verwandtschaft als historischer Faktor: Schweizer Fallstudien und Trends, 1500–1900, in: Historische Anthropologie 10 (2002), 225–244; André Burguière, ,Cher Cousin': les usages

Dass der Aufbau und die Veränderung verwandtschaftlicher Beziehungsnetze für die Interpretation lokaler Geschichte einen wichtigen Erklärungsrahmen darstellen, ergibt sich auch unabhängig von der Rezeption verwandtschaftstheoretischer Diskussionen aus der Logik der Sache und der Verfügbarkeit der entsprechenden Informationen. Die für die Umschlaggestaltung des vorliegenden Bandes verwendete Grafik stammt aus dem Heimatbuch von Göbrichen/Neulingen, verfasst vom Göbricher Grundschullehrer Heinrich Tölke. Tölke war zunächst an der Flurgeschichte des Dorfes interessiert, für die der Verkauf eines Teils der Allmende 1807 einen wichtigen Schritt darstellte – es verschränkten sich hier die Sozialisierung von Kriegsschulden und die Privatisierung von Gemeineigentum. Die auf dem Einband nur ausschnittsweise wiedergegebene Grafik zeigt nun die Verwandtschaftspositionen derjenigen, die als Käufer*innen von Anteilen aus der Allmende von diesem Vorgang profitierten: nicht nur, dass sie aus Familien früherer Amtsträger stammten, sondern auch, dass sie sämtlich als Abkömmlinge eines einzelnen Ehepaars identifiziert werden konnten.⁴²

Auch nach dem Ablauen der Konjunktur von ‚klassischen‘ Familienrekonstitutionsstudien gilt also: Große Themenfelder der Geschichtswissenschaft können ohne Mikrodaten über Personen, Lebensläufe und Beziehungen nicht oder nicht adäquat bearbeitet werden. In der Geschichte des ländlichen Raumes ist das wissenschaftliche Potential der Genealogie altbekannt: Wichtige Anstöße nicht nur für die historische Demographie, sondern auch für die Geschichte der Protoindustrialisierung, die Geschichte der Familie und die lokale oder regionale Geschichte wären nie entstanden ohne die Nutzung von personenbezogenen Informationen, die oft (aber nicht immer) von Genealog*innen oder aber auch mit genealogischen Methoden von Fachhistoriker*innen erarbeitet wurden. Weniger beachtet bleibt die Tatsache, dass sich die betreffenden Studien auf verschiedene genealogische Methoden und Praktiken stützen, die kaum eingehend diskutiert wurden und oft intransparent bleiben. Wurden handgeschriebene Karteien, gezeichnete Stammbäume, bereits vorhandene Genealogien oder digitale Datenbanken benutzt? Wie zuverlässig sind diese Mittel? Welche Selektions- und Identifikationskriterien wurden angewandt? Wie zuverlässig und statistisch wahrscheinlich sind die Familienrekonstitutionen? So passioniert die Ergebnisse der verwandtschaftshistorischen Untersuchungen besprochen wurden, so unklar bleiben oft deren genealogische Grundlagen. Ein Grund mehr, die heutigen Praktiken der Genealogie besser kennenzulernen.

Motive, Praktiken, Ressourcen

Für Historiker*innen des ländlichen Raumes ist es also keine sonderlich überraschende Beobachtung, dass genealogische Daten und Methoden einen substantiellen Beitrag zur

matrimoniaux de la parenté proche dans la France du XVIII^e siècle, in: *Annales HSS* 52 (1997), 1339–1360; James Casey/Juan Hernández Franco (Hg.), *Familia, parentesco y linaje. Congreso Internacional Historia de la Familia: Nuevas perspectivas sobre la sociedad europea*, Murcia 1997.

⁴² Heinrich Tölke, Göbrichen/Neulingen: Monographie eines Dorfes und einer Landschaft im Norden Pforzheims, 2 Bde., Bad Liebenzell 1995, Bd. 1, 222. Wir danken Heinrich Tölke für die freundliche Genehmigung zum Abdruck. – Für eine Studie zu einer vergleichbaren Problemlage siehe Cristina Munno, *Land at Risk. Distribution of Common Land Between Networks and Elites in Nineteenth Century Veneto*, in: Georg Fertig (Hg.), *Social Networks, Political Institutions, and Rural Societies*, Turnhout 2015, 125–152.

Geschichtswissenschaft leisten. Wer über Lebensläufe, Familien und Höfe oder über Bevölkerungswachstum und ländliche Protoindustrie forscht, wer sich mit der Geschichte der Verwandtschaft und anderen sozialen Beziehungen beschäftigt oder wer lokale Akteurinnen und Akteure in ihren politischen, ökonomischen oder kommunikativen Vernetzungen untersucht, wird ziemlich selbstverständlich mit Informationen zu Namen, Geburt, Heirat und Tod hantieren. Das gilt aber nicht für die Geschichtswissenschaft in ihrer ganzen Breite. Im Wissenschaftssystem ist der Genealogie ja ein Platz bei den Historischen Hilfswissenschaften (oder „Grundwissenschaften“) zugedacht, neben anderen Teildisziplinen, die sich entweder mit Aspekten der Materialität von Quellen (z.B. Sphragistik) oder mit formalen Strukturen der Quelleninhalte (z.B. Historische Chronologie) befassen. Schaut man sich die Praxis der Historischen Hilfswissenschaften näher an, wird man aber feststellen, dass zumindest in Deutschland an den (wenigen) Standorten des Fachs die Genealogie in Forschung und Lehre kaum präsent ist, während umgekehrt außerhalb der Universitäten in Zehntausenden von Familien „Ahnensforschung“, „Genealogie“ oder „Geschichtliche Familienkunde“ betrieben wird. Keine andere Historische Hilfswissenschaft ist so populär und kommt gleichzeitig in den Debatten über die Zukunft des Faches (besonders angesichts der „digitalen Herausforderung“) so wenig vor.⁴³ Dies ist nun in der Tat merkwürdig und lohnt die Untersuchung. Was ist überhaupt die Genealogie? Ist das eine Grundwissenschaft? Ist es überhaupt eine Wissenschaft? Warum gibt es hier ein für die Gesellschaft und für ihren Blick auf die Vergangenheit so gewichtiges Phänomen, mit dem – von der ländlichen Geschichte einmal abgesehen – das Fach Geschichte so wenig umzugehen weiß?

Der vorliegende Band macht zwei Vorschläge, um diese Fragen zu beantworten. Der erste Vorschlag lautet: Es gibt nicht eine, es gibt viele Gestalten von Genealogie – „Genealogien“. Es reicht nicht aus, nur die Erscheinungsformen der Genealogie im 20. Jahrhundert anzuschauen – es gibt auch eine Gegenwart, und es gab bestimmte Funktionen genealogischer Praktiken in der Vormoderne, die auch heute noch wiederzufinden sind. Es reicht auch nicht aus, nur deutsche oder deutschsprachige Varianten von Genealogie zur Kenntnis zu nehmen – weder die amerikanischen *Latter-day Saints* noch die lateineuropäischen Genealog*innen sind von der um 1900 entstandenen deutschen und österreichischen Programmatik einer bürgerlichen Genealogie als Brücke zwischen Natur- und Kulturwissenschaften sonderlich beeinflusst worden.

Der zweite Vorschlag, im Call for Papers für diesen Band explizit formuliert, lautet: Es lohnt sich, dreierlei zu unterscheiden, nämlich *Motive*, die für „Genealogien“ treibende Rollen spiel(t)en, *Praktiken*, in denen versucht wurde, sie zu formalisieren und zu etablieren, und *Ressourcen*, also in „Genealogien“ hervorgebrachte Materialien und Werkzeuge, die für heutige historische Forschungsinteressen (auch über die Geschichte des ländlichen

43 Bemerkenswerterweise wurde die Genealogie trotz ihrer Zugehörigkeit zum Kanon hilfswissenschaftlicher Disziplinen kein einziges Mal erwähnt in den zahlreichen Debattenbeiträgen zum Diskussionsforum „Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung“, in: H-Soz-Kult, 15.11.2015, <https://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2890> (4.3.2022). Siehe auch die Beobachtung von Michael Hecht mit Blick auf Lehrbücher der Historischen Grundwissenschaften: „Die Genealogie wandert tendenziell vom Beginn der Darstellung an das Ende oder vom Zentrum an die Peripherie“. Michael Hecht, Genealogie zwischen Grundwissenschaft, populärer Praxis und Forschungsgegenstand: interdisziplinäre Perspektiven, in: Étienne Doublier/Daniela Schulz/Dominik Trump (Hg.), Die Historischen Grundwissenschaften heute: Tradition – methodische Vielfalt – Neuorientierung, Wien 2020, 73–94, 74, DOI: 10.7788/9783412520663.73.

Raumes hinaus) einen Nutzen bringen.⁴⁴ Je drei (begutachtete) Beiträge reißen diese Untersuchungsfelder in den folgenden Kapiteln mehr an, als dass sie ein vollständiges Bild bieten könnten. Hinzu treten acht Projektberichte im Forumsteil (fünf aus Deutschland, drei aus der Schweiz) zu genealogischen und personengeschichtlichen Arbeitsvorhaben, die jeweils das Anliegen teilen, breit nutzbare digitale Infrastrukturen zu schaffen.

Die ersten drei Bandbeiträge sprechen unterschiedliche *Motive* für genealogisches Forschen an, die sämtlich nur schwerlich als „hilfswissenschaftlich“ zu subsumieren wären. Der Neuzeithistoriker *José Antonio Guillén Berrendero* führt in die Adelsgenealogie des frühneuzeitlichen Spanien ein. Eine Pointe seines Beitrags lautet, dass die gesellschaftliche Funktion der damaligen Adelsgenealogie – eines von Spezialisten ausgeübten Aufschreibens von Taten, Tugend und Ehre einzelner Geschlechter – nicht in einem sozusagen wissenschaftlichen, sich kritischer Überprüfung stellenden Wahrheitsanspruch der Genealogen lag, sondern darin, die gesellschaftliche und politische Ordnung zu stabilisieren. Genealogische Texte waren also Mittel zum Zweck, sie dienten der Erkennbarkeit adliger Familien in einer Art, wie Werbetermine das heute für Handelsmarken leisten.

Ganz andere Motive stellt der Beitrag der Sozial- und Kulturanthropologin *Fenella Cannell* dar. Sie untersucht zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Communities: amerikanische *Latter-day Saints* (LDS) und englische säkulare Orts- und Familienhistoriker*innen, beide mit Blick auf den aktuellen Technologiewandel hin zur DNA-Genealogie. Für die LDS ist die religiöse Funktion der Genealogie klar: Man stellt so eine konkrete Beziehung zu den Toten her. Aus der anthropologischen Sicht fällt die Praxis der englischen Genealog*innen – auch wenn diese ihre Tätigkeit als säkular verstehen und verschiedenen oder auch gar keinen Konfessionen angehören – ebenfalls in die analytische Kategorie des Totenkults oder der Ahnenreligion. Es geht um Beziehungsarbeit mit den Toten, wobei die Art der Beziehung nicht zwingend in Blutsverwandtschaft bestehen muss. DNA-Resultate – vor allem negative – stören diese Beziehungsarbeit dann, wenn sie als objektiv und sicher missverstanden werden. Gerade in England organisiert sich die populäre Geschichtsforschung dabei nicht nur um die Zugehörigkeit zu Familien herum (sogenannte *one name societies*), sondern vor allem um die Zugehörigkeit zu Ortsgemeinden. Ein unterschwellig zentrales Thema der Selbstverortung liegt nicht nur in der Identifikation mit dieser oder jener Familie, sondern mit sozialen Klassen der Etablierten und der Ausgegrenzten vor Ort.⁴⁵

Ebenfalls mit Methoden der Sozial- und Kulturanthropologie arbeitet *Inna Leykin* in ihrer Studie zu einem russischen Genealogie-Verein. Die Beschäftigung mit dem 20. Jahrhundert, besonders auch auf der persönlichen Ebene, ist im postsowjetischen Russland immer noch gefährlich, belastend, „toxisch“ (wie aktuell am Verbot der wichtigen Gedächtnisinstitution *Memorial* Ende 2021 zu beobachten). Paradoxe Weise wird die – aus staatlicher Sicht ebenfalls verdächtige – Genealogie von Aktiven als eine „beruhigende“ Tätigkeit empfunden. Das gilt sogar angesichts ihres Potentials, Täter- und Opfergeschichten unter den eigenen Familienangehörigen aufzudecken. Genealogie dient als privates Hilfsmittel der Orientie-

44 Georg Fertig/Sandro Guzzi-Heeb/Elisabeth Timm, Call for Papers: Genealogie als populäre Praxis und als wissenschaftliche Perspektive in der historischen und ethnologischen Forschung: Motive – Praktiken – Ressourcen (15.2.2019), <https://www.ruralhistory.at/de/news/2019/call-for-papers-genealogie-als-populaere-praxis-und-als-wissenschaftliche-perspektive> (4.3.2022).

45 Norbert Elias/John L. Scotson, Etablierte und Außenseiter, Frankfurt a. M. 1990.

rung, als „genealogisches Kapital“ dort, wo offiziöse Orientierungsangebote angesichts ihrer Ausrichtung auf eine einheitliche und widerspruchsfreie Geschichtserzählung nicht überzeugen können. Befördert wird dies durch die zunehmende Popularität eines therapeutischen Diskurses.

Der zweite Abschnitt des Bandes befasst sich mit *Praktiken* in einem stärker deutschsprachig geprägten wissenschaftlichen Umfeld. Bei den vorgestellten Praktiken handelt es sich um solche, die mehr oder weniger erfolgreich standardisiert, verfestigt, als etablierte Verfahren ins System der Wissenschaften eingebaut wurden. Vorgestellt werden zwei miteinander verbundene, tendenziell gescheiterte Versuche, eine eigenständige, Natur und Geschichte verbindende Genealogie als außeruniversitäre populäre Praxis (*Alexander Pinwinkler*) oder auch als akademische Wissenschaft (*Jürgen Schlumbohm*) zu konzipieren, und ein tendenziell erfolgreicher Versuch, sie – in Pennsylvania – in die Folkloristik zu integrieren (*Katharina Hering*).

Ein im Beitrag von *Alexander Pinwinkler* nur knapp angesprochener, aber als Initialzündung einer, sagen wir: genealogischen diskursiven Explosion im deutschsprachigen Bürgertum überaus wichtiger Impuls lag in Ottokar Lorenz' *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie* von 1898.⁴⁶ Lorenz ging es um nicht weniger als um ein biologisches Programm der Gesellschaftserklärung in Augenhöhe zur Soziologie, nicht aus den von Durkheim ins Zentrum gestellten sozialen, sondern aus den Abstammungsbeziehungen. Die von Pinwinkler näher analysierten Akteure am Rande der Universitäten, in Archiven und Vereinen, teilten dieses Programm, dessen Charme darin lag, Frauen und Männer, Adel und Bürgertum, Natur- und Kulturwissenschaften, Universität und Vereinswesen zu integrieren. Es ist ein letztlich gescheitertes Programm, nicht nur weil es auf folgenreiche Art und Weise zur Popularisierung und Radikalisierung rassistischen Denkens beitrug, sondern auch weil Akteure wie die von Pinwinkler näher betrachteten Genealogen Hohlfeld, Klocke und Mitgau letztlich nur wenig Echo in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft und zumindest auf der akademischen Ebene – anders als die zeitgleiche „Volksgeschichte“ von Ipsen und Conze – kaum Schüler*innen fanden.⁴⁷

Die Praktik der Familienrekonstitution für ganze Gemeinden wird in der internationalen historisch-demographischen Forschung in erster Linie auf Louis Henry zurückgeführt. Dass das deutsche Genre der „Ortssippenbücher“ (OSB), heute meist „Ortsfamilienbücher“ (OFB) genannt, dieselben Informationen bietet, wurde in der Geschichtswissenschaft seit den 1970er Jahren einerseits etwas irritiert festgestellt (nämlich mit Blick darauf, dass Ortssippenbücher schon früh Teil der NS-Geschichtspolitik waren); andererseits wurden und werden OFBs in der Historischen Demographie und Mikrogeschichte aber auch als Datenquelle genutzt. *Jürgen Schlumbohm* berichtet nun über die Entstehungsgeschichte dieser Praktikform bereits

46 Ottokar Lorenz, *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie – Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung*, Berlin 1898; vgl. Teicher, „Ahnforschung macht frei“.

47 Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der westdeutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945*, Göttingen 1993; Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001. – Zur außerakademischen deutschen Nachkriegsgenealogie siehe auch: Niklas Regenbrecht, *Genealogische Vereinsarbeit zwischen Geschichtspolitik und populärer Forschung. Die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung 1920–2020*, Münster 2019.

vor der NS-Zeit vor allem in der genealogischen Erforschung des ländlichen Raumes und über die in den 1920er Jahren einsetzende Kooperation mit der biologischen Anthropologie. Körperliche Merkmale und familiäre Beziehungen wurden also zusammen erhoben. In der NS-Zeit diente die genealogische Erforschung von Dörfern – bekannt ist das Beispiel der Rhön – auch der Reform von Agrarstrukturen und ländlichen Erbpraktiken; Wissen über Abstammung, Schulnoten, Gesundheit und Delinquenz über Generationen wurde auf der Mikroebene zusammengetragen. Im Fall eines „Inzuchtsdorfs“ empfahl der beauftragte Doktorand die Sterilisation mehrerer „Sippen“ (was zu offenem Protest der Dorfbevölkerung führte). Es handelte sich also um eine Variante datentechnisch moderner, inhaltlich auf biopolitische Maßnahmen zielender genealogischer Forschung im naturwissenschaftlichen akademischen Kontext. Die beteiligten medizinischen und biologischen Wissenschaften brachen nach 1945 die Verbindung zur Genealogie weitgehend ab; die Technik der Familienerkonstitution wurde über den Import der Historischen Demographie aus Frankreich – mit anderen Fragestellungen – auch in Deutschland wissenschaftlich revitalisiert. Aus der späteren Brauchbarkeit der Technik kann man aber nicht schließen, dass die frühe Praktik im Kern unpolitisch war.

Eine ganz andere Variante von Institutionalisierung stellt *Katharina Hering* vor. Wissenschaften kristallisieren sich um Zeitschriften, und ein im 20. Jahrhundert besonders fluides Wissenschaftsfeld ist das der „Volkskunde“, „Folkloristik“, „Empirischen Kulturwissenschaft“ oder (was im amerikanischen Kontext nicht passt) „Europäischen Ethnologie“. Die seit 1949 zuerst als *The Pennsylvania Dutchman*, dann als *Pennsylvania Folklife* herausgegebene Zeitschrift integrierte die populäre Genealogie in ihr wissenschaftliches Programm. *Folklore* ist (primär) die textgebundene Überlieferung; als wichtige Gründungsfiguren kennen wir die Gebrüder Grimm. *Folklife* bezeichnet demgegenüber die Gesamtheit überliefelter kultureller und sozialer Praktiken. Genealogie hatte ihren Platz in der Zeitschrift neben anderen Formen von privater Überlieferung – es ging also nicht nur um das Sammeln von (oft gedruckt vorliegenden) Genealogien, sondern auch von Quellen, von Familiengeschichten, Briefen und Erbstücken. *Folklife* als Überlieferungsphänomen ins Zentrum zu stellen bedeutete auch, dass die *Folklife*-Genealogie sich von der in amerikanischen genealogischen Vereinen verbreiteten Vorstellung distanzierte, Zugehörigkeit hänge von der Abstammung ab. Den Herausgebern ging es bereits in der Gründungsphase nicht um „Blut“, sondern um „Kultur“ (so Don Yoder 1951).

Die dritte Themengruppe von Beiträgen zeigt exemplarisch, in welcher Weise Genealogie in den heutigen Geschichtswissenschaften als *Ressource* genutzt werden kann. *Karl-Peter Krauss* ordnet sich der Mikrogeschichte oder Historischen Anthropologie zu. Hinter der Befassung mit einzelnen Menschen oder Geschehnissen steht das Interesse, „im Kleinen das Große zu suchen“, sich – hier am Beispiel von Migrationserfahrungen – historischen „Lebenswelten“ auch der in Großerzählungen nur summarisch verhandelten Unterschichten anzunähern. Methodisch bedeutet das, Aktenüberlieferungen vor allem aus der Freiwilligen Gerichtsbarkeit mit Rekonstruktionen der dort verhandelten Familienskalationen zu verbinden. Das, was die Akteurinnen und Akteure sagen und z.B. in Briefen hinterlassen haben, hat methodisch nicht denselben Status wie das, was in Kirchenbüchern und anderen seriellen Quellen über ihre Lebensumstände zu erfahren ist – ein Ansatz, der für eine über die Analyse subjektiver Bedeutungen hinausgreifende Mikrogeschichte kennzeichnend ist. Vor allem durch das Zusammenstellen von Informationen zu

Lebensläufen gelingt es, Darstellungen aus der Egoperspektive gegen den Strich lesbar zu machen und euphorische oder zweckgebundene Darstellungen mit erlittenen Krisen und Brüchen zu kontrastieren.

Cécile Alexandres Beitrag steht als Beispiel für Methoden, die in der Historischen Demographie ihren Ursprung haben. Diese untersucht vor allem solche Formen von menschlichem Handeln und Erleiden, die „stumm“ sind wie Geburt und Tod, nur sekundär solche, die mit Bedeutung verbunden sind, wie das Heiraten und die Entscheidung zur Abwanderung. Hier geht es um eine spezielle Variante „stummen“ Handelns bzw. Nicht-Handelns, nämlich das Nicht-Unterschreiben als Indikator für die Unfähigkeit zum Lesen und Schreiben. Andere „stumme“ bzw. nicht mit subjektiven Selbstäußerungen in überlieferten Quellen unterlegte menschliche Verhaltensweisen sind etwa solche der Sexualität, der Wahl von Partner*innen und Pat*innen oder auch der Migration, die in Studien von Paul-André Rosental, Sandro Guzzi-Heeb und anderen als Ausdruck von „Familienkulturen“ interpretiert worden sind. Cécile Alexandre versucht eine ähnliche Interpretation für den Analphabetismus und seine Weitergabe in der Familie zu entwerfen. Auch wenn die Ergebnisse noch vorläufig sind, zeigt ihr Analyseansatz doch, dass Daten über familiäre Zusammenhänge sinnvoll mit anderen Phänomenen in Beziehung gesetzt werden können.

Der abschließende Beitrag des Historikers und Sozialanthropologen Michael Gasperoni schlägt die Brücke hin zu den Digital Humanities. Die genealogischen Datenbanken zur christlichen und jüdischen Bevölkerung Mittelitaliens zwischen dem Beginn der Neuzeit und dem späten 19. Jahrhundert dienen vor allem Fragen der ländlichen und kleinstädtischen *Kinship History*. Technisch handelt es sich um Datenbanken, die aus der populären Genealogie stammende Formate nutzen und nicht nur Daten zu Lebensläufen und Abstammung zusammenführen, sondern auch zu Patenschaften, Testamenten, Mitgiften, Privatbibliotheken und anderem mehr. Charakter und Reichweite des Datenkorpus hängen damit zusammen, was die Menschen wie und wozu aufgeschrieben haben, angefangen mit der Frage, ob man einen Namen im heutigen Sinne hatte. Gasperonis quellenkritischer Ansatz ist eng mit den Verfahren verbunden, die die Pariser *Kintip*-Gruppe entwickelt hat und die mithilfe der Software PUCK für beliebige genealogische Korpora in Standardformaten wie GEDCOM einsetzbar sind: Wer wird überhaupt sichtbar, Männer oder Frauen? Werden Linien zu den Vätern oder zu den Müttern erkennbar? Erst wenn man die Grenzen des jeweiligen Datenkorpus verstanden hat, lassen sich weitere Fragen der Verwandtschaftsanalyse stellen, etwa die nach Exo- und Endogamie, und schließlich die großen Fragen nach dem Vergleich religiöser Kulturen.

Die Digital Humanities und damit die heute für die wissenschaftliche Forschung mobilisierbaren Ressourcen aus der Genealogie stehen auch im Zentrum des *Forum*-Teils, in dem verschiedene Vorhaben aus dem Spektrum der bürgerwissenschaftlichen Familiengeschichtsforschung vorgestellt werden – teils von Nutzer*innen, teils von denjenigen, die das jeweilige Projekt selbst entworfen haben. Berichtet wird über Erfahrungen mit der Zusammenarbeit von Freiwilligen, Archivar*innen und Wissenschaftler*innen, über den Aufbau großer zentraler Dateninfrastrukturen, aber auch über kleinere oder sogar gescheiterte Vorhaben. Die bürgerwissenschaftliche Genealogie ist in der Gegenwart – auch, aber nicht nur im deutschsprachigen Raum – eine treibende Kraft der Digitalisierung von Geschichte. Wie die Beiträge dieses Bandes zeigen, geht in dieser heutigen Gestalt von Genealogie nicht das gesamte Spektrum dessen auf, was Genealogie in verschiedenen gesellschaftlichen und wis-

sensgeschichtlichen Kontexten bedeutet und bedeutet hat – und umgekehrt: Genealogie kann digitale Bürgerwissenschaft sein, kann aber auch von Ehre, vom Jenseits, von Rassenbiologie, von kulturellem Erbe, von Therapie oder davon handeln, wie man die großen historischen Fragen im Kleinen untersucht.

Between Honour and Excellence

Nobiliary Genealogy and Common Opinion in Early Modern Spain

Abstract: This article inquires after the causes of the unprecedented growth and scope of genealogical expertise in the many realms that comprised the Spanish Monarchy in the seventeenth century. Lengthy proofs of nobility were a prerequisite for admission to orders of chivalry, courtly institutions, colleges, and universities. The nature and means of transmission of genealogical knowledge are analysed in order to grasp its socio-political significance. Indeed, besides their critical importance for the nobility, genealogies were relevant for society at large and were tied to the recurring debates on the essence of nobility that were taking place in Europe from the thirteenth century.

Keywords: nobility, genealogy, early modern Spain

Introduction

Nobility, genealogy, and public opinion contribute to a better grasp of the nature and contours of power in early modern times. Authors, performers, and all those involved in writing genealogical accounts understood genealogy and genealogical narratives as a specific sub-genre of historical writing on which to base privileges, liberties, and public and ceremonial honours. In the case of the Spanish Monarchy, this translated into both a sense of individual duty and the existence of a bureaucratic apparatus and modus operandi in which a certain manner of perceiving and conceiving power interacted with ongoing intellectual debates on the respective worth of ancient precedents (the *antiquus*) and present concerns (the *modernus*). A culture riveted by lineage and bloodlines justified and legitimized the existence of a type of literature that built on a sense of virtue, paradoxically not unlike that championed by Sallust's Marius, the quintessential *novus homus*, when he famously claimed that his nobility sprang from his virtuous deeds.¹ The onus placed on genealogy and genealogical knowledge as a key element of honour reflected such an ethical, virtue-driven mind-set:

DOI: 10.25365/rhy-2021-3



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

José Antonio Guillén Berrendero, Department of Education, Language, Culture and Arts, Historical-legal and Humanistic Sciences and Modern Language, Rey Juan Carlos University, Madrid, Spain, jose.guillen@urjc.es
Translated from the Spanish by Jorge Fernández-Santos, Universidad Rey Juan Carlos, Madrid.

1 See Sallust, *Bellum Iugurthinum* 85, 29–30: “These are my portraits, this is my nobility, not left like theirs as an inheritance but which I personally have obtained thorough countless toils and dangers.”

“I am convinced nobody questions Genealogy is pleasing to men of letters, useful to those who devote themselves to History and necessary to those who wish to advance themselves in Political Studies. Genealogy, which is of itself intriguing, should afford pleasure to any human intellect.”²

As a socially responsive discipline, genealogy mirrored social needs. Genealogical texts submitted to any office of the Crown’s administrative apparatus partook of a notion of truth that was both discursive and factual and which required public knowledge and social prestige to go hand in hand. In his address to the marquess of Astorga, the presbyter Rodrigo Álvarez de Osorio extolled the ancestral feats narrated in the genealogical account that followed:

“[...] as if I had been an eye witness to it, for almost one hundred and forty years have elapsed since his time and mine – a time in which six heirs, who will be duly mentioned in order of succession later on, have succeeded at the head of Your Lordship’s house and some feats fully worthy of remembrance have taken place. Since the lords of your house are more drawn to exploits for others to write about than to writing about those of others, some deeds have been silenced either on account of the chroniclers’ oversight or out of malice given that Your Lordship’s house has always had mighty rivals. Yet, in the same way there is no soot that can hide gold completely, seldom does the envy of the wicked manage to bury virtuous acts. Their clear Fame remains imprinted in the minds of mortals. It rolls forward, one century after the other, so that the memory of the good not be vilified nor sunk in deep letters thus ensuring that the successors live by the example of their predecessors.”³

A first conclusion regarding the genealogical genre may be advanced. It was a type of manuscript or printed output that enshrined an understanding of nobility based on personal virtue, territorial holdings, family values, and lineage. As a sort of pedagogy of the past or moral *vademecum* for present times, as well as a weapon for political struggle, genealogical trees or charts afforded to the blood aristocracy an essential locus for self-representation in which each new scion meant new opportunities for memory’s red thread to branch out. The

2 Antonio Chiusole, *La genealogía delle Case più importante di tutto il Mondo. Principaldo da Adamo nostro primo padre e continuando fino al tempo presente*, Venice 1743, fol. 1: “Che la Genealogia sia dilettevole a qualunque Letterato, e utile a quelli, che professano la Storia, e necessaria a quelli, che negli Studi Politici avanzar vogliono, non credo, che alcuno lo metta in dubbio. Perocchè essendo la materia Genealogica per se stessa curiosa, si renderà dilettevole a ciascun Intelletto umano.”

3 Breve compendio sobre el origen y genealogía de los Osorios, compilada por Rodrigo Álvarez Osorio, presbítero, dirigido al muy magnífico Sr. D. Alvar Pérez Osorio, marqués de Astorga, conde de Trastámara, de Villalobos y de Santa Marta, señor de las villas, undated (seventeenth century), fol. 2v–3r: “[...] como de lo que por mi ojos vi: porque entre su edad y la mía han pasado casi ciento e cuarenta años, en los cuales han sucedido en esa casa de V.S., seis herederos, de los cuales se hará mención adelante en su lugar por orden como sucedieren, e ansi mismo de algunas azañas que hicieron, bien dignas de memoria: las cuales como siempre los señores de la Casa sois más inclinados a hacer cosas que otros escriban, que no escribir las que otros hacen. Algunas han quedado encomendadas al silencio, y esto por inadvertencia de los Coronistas o quizá por malicia, como siempre esta casa ha tenido recios competidores. Pero ansi como el oro ningún ollín lo puede cubrir, ansi los actos virtuosos pocas veces los puede sepultar o escurecer la embidia de los malos, y siempre queda la clara fama impresa en las mentes de los mortales y las trahe rodando de siglo en siglo, porque la memoria de los buenos no quede desnegrada ni somergida en ondas letras y los que suceden vivan a exemplo de los pasados.”

genealogical texts and charts submitted to the various *ancien-régime* institutions on which honour was codified in the early modern period complied with administrative requirements; their social agency stemmed from a socially accepted discourse on honour and its epistemological foundations. Genealogies were skilfully composed narratives designed to create an image, an analogue of all that a family had been and had achieved over time. Genealogies, whether drafted for administrative or historical purposes, constituted a uniquely ‘legitimate’ and performative language: a liturgy of honour as outlined in the preliminary words with which Juan Flórez de Ocariz defined nobility, genealogy and heraldry in his *Libro primero de las genealogías del Nuevo Reyno de Granada* (Madrid, 1674). Flórez, whose concern was to identify the genealogies of the conquerors of the viceroyalty of New Granada, defined nobility and its constitutive elements as part of a larger heraldic-genealogical system.⁴ Early modern fame, memory, and genealogical output helped organize an image capable of encapsulating the personal and political history of individuals and of the kingdom at large. Genealogies and treatises on nobility were part and parcel of a shared discourse at the core of European life.

Three main points will be discussed regarding the role of genealogy and genealogical knowhow. First, a clear definition of what genealogy is and its relation to nobility and infamy is required. On this cue, a brief sketch will be presented of the motives and reasons behind the existence of a broad-ranging genealogical literature, and the role of genealogists as ‘agents’ and codifiers of honour will be introduced. Lastly, the commitment to truth and objectivity of all genealogical literature and its social agency will be discussed.

Genealogy and genealogical knowhow

Early modern genealogy was a discipline with a clearly defined social function that served to bolster social prestige, its polar opposite being the power to cast into disrepute. It provided a targeted means to define the essential traits of the nobleman or noblewoman. To be sure, those of honourable lineage were eager to enter the “Temple of Honour” (*Templo de la Honra*). Unlike similar document-based typologies aimed at casting social and civic discredit or infamy, genealogy delivered the discourse on honour.⁵

Vested with the power of the written word, genealogical records confirmed what Baptista Mantuano summarized as the solace the virtuous (and virtue itself) ought to find in having been born to illustrious parents (“como que era un gran alivio para la virtud haber nacido de progenitores ilustres”). This was understood to be so to the extent that those endowed with genealogies automatically became members of the “Republic of the honourable” (*República de los honrados*). In a sense, genealogy was a sort of victory over time. The pervasive genealogical culture went beyond providing more or less convincing arguments; it was a distinctly European and cosmopolitan discursive system designed to defeat, with the aid of printing

4 Juan Flórez de Ocariz, *Libro primero de las genealogías del Nuevo Reyno de Granada*, Madrid 1674, fol. 1r–31r.

5 See Ignacio Atienza Hernández, *La construcción de lo real. Genealogía, casa, linaje y ciudad: una determinada relación de parentesco*, in: James Casey/Juan Hernández Franco (eds.), *Familia, parentesco y linaje*, Murcia 1997, 41–63; Enrique Soria Mesa, *Genealogía y poder: invención de la memoria y ascenso social*, in: *Estudios: Revista de Historia Moderna* 3 (2004), 21–56; Enrique Soria Mesa, *La nobleza en la España moderna. Cambio y continuidad*, Madrid 2007, 300–317. See also the seminal analysis by Jaime Contreras Contreras, *Linajes y cambio social: la manipulación de la memoria*, in: *Historia Social* 21 (1995), 105–124.

formes or quills, Mercury – the divine trickster’s rout was of course intended to uphold an individual’s or a family’s privileged juridical status within urban societies.

The social and political climate of early modern Spain incited the creation of ancestral memories tailored to favour the interests of a given family or of the Spanish monarchy (*Monarquía*) itself, which the noble class held to be its foremost collective endeavour. In other words, from the sixteenth to the eighteenth centuries, genealogy increasingly became a social imperative in an explicitly formal sense. It should also be noted that, other than a means of constructing an idealized past, genealogies constantly strove to spur on the heroic ethos of those serving their sovereign at different periods in history. Genealogy embraced all, human and divine or anywhere in between: Dionysius, Apollo, Hercules, or any stalwart royal servant who had given rise to an illustrious bloodline. The social value of service was emphasized whilst vindicating the centrality of an anthropology resting on honour and duty:

“As can be ascertained in manuscript books on the matter, there are far from few who pass on lengthy deceptions on the origin of their arms and surnames. Others have followed suit and these [lies] have been printed because both the former and the latter have forgotten the general and certain principles which are found in true accounts.”⁶

The Castilian institutional status quo demanded that individuals and families be subjected to public scrutiny on account of the quality and “purity” of their blood (*limpieza de sangre*) before being admitted to orders of chivalry, university colleges, chapters, and other privileged positions and offices.

Genealogy and nobility

The circulation of the idea of nobility during the seventeenth century was in general similar to that in the sixteenth century. However, the increasing weight of printed and handwritten textual production and the increase in the number of ennoblement processes that took place in the Castilian Military Orders marked a turning point. So did the proliferation of texts and certificates of coats of arms, and the statutes and proofs of *limpieza de sangre* (blood purity, that is not having Jewish, Moorish, and in some instances, heretic or *conversos* – converts from Judaism – ancestors).

This generated the development of an ‘aristocratizing’ noble discourse, centred on the division between clean and unclean blood. This manifested itself in a set of questions that appeared in all the interrogations of the nobility processes, which became a capital issue in the construction of noble identity. In this way, the central issues to be considered noble were: legitimacy of the pretender, justification of the genealogy, purity of blood, and noble ways of life. The proofs of blood purity acquired great importance. Not only because they represented a form of protection against heresy in the search for religious orthodoxy in the

6 Bernabé Moreno de Vargas, *Discursos de la nobleza de España*, Madrid 1636 (1st edn. 1622), fol. 3r: “No son pocos los que refieren largas patrañas del origen de sus armas y principio de sus apellidos, como lo vemos en los libros manuscritos desta materia, à quienes han seguido algunos Autores, que han impreso olvidándose unos y otros de los principios generales y ciertos, que en las historias verdaderas se hallan.”

Spanish Monarchy after the Protestant Reformation, but also because the *limpieza de sangre* constituted a conceptual absolute in the ideological and intellectual framework of sixteenth- and seventeenth-century Spain. The genealogy of the files, like all genealogy, claims – without intending to – a special circumstance for the nobility: having the social recognition of possessing *limpieza de sangre*. For this reason, and from 1580, questions related to the purity of blood acquired eloquence in the proofs of nobility in all corporations and social institutions of the Monarchy. The memory of clean blood or bad blood was a basic catalyst in the construction of genealogies.

Twofold evidence was required to prove one's status as a gentleman (*hidalgo*) or higher-ranking nobleman. Firstly, it was mandatory to seek the corroboration of oral witnesses; secondly, the presentation of a personal and family genealogy was required in most cases. All of which led to the institutionalization of genealogy not as mere knowledge but as a generalized administrative prerequisite.

Proofs of nobility, genealogical histories, genealogical trees in the form of manuscript accounts, and printed armorials allied to the ample literature on noble behaviour, contributed to shape and fix an aristocratic-biological mythos that lent credence to various royal mercies, grants, styles, and honours such as the famed knighthood of Santiago. This realization should be taken as the starting point for the study of how genealogical knowledge was constructed in early modern Spain. Three areas merit attention: first, proofs of nobility for those seeking admission to orders of chivalry, second, genealogical literature to legitimize noble status, and third, theoretical texts on genealogy.

The proofs of nobility required to enter Spanish orders of chivalry included genealogies whose materialization was entrusted to experts – the so-called *linajudos* –, historians, royal chroniclers, kings of arms, and, as a last resort, agents enrolled by the petitioners. The proofs outlined a brief description of the petitioner, his parents and paternal and maternal grandparents. Little else was consigned other than the claimant's payroll services and the origin of all the family members. But what then were the main sources tapped for the genealogical expertise that such proofs required? Tradition, public opinion, and the continuous appeal to the public knowledge of the past and of the law. A point in case, Don Íñigo de Guevara, Count of Oñate, submitted in 1621 his genealogy in order to be admitted into the Order of Calatrava. The standard procedure, which constituted the hallowed gateway into knighthood, had been in place in Spain since the reign of Philip II. The aspirant was expected to present his genealogy. It fell upon various witnesses to verify it later. Genealogical matters were thus turned into a major social phenomenon which was sure to set limits on the (authorized) account of any given family's history.

As far as proofs of nobility were concerned, only the parents and all four grandparents were investigated.⁷ In proofs submitted by those seeking to have their status as *hildalgos* recognized by the royal high courts of justice (*chancillerías*), tracing patrilineal ascendants as far back as possible was a must.⁸ Petitioners were required to identify the eldest male relative and

7 Genealogía de Iñigo Vélez de Guevara, conde de Oñate, natural de Madrid, presentada para su ingreso en la Orden de Calatrava, 1621, Real Academia de la Historia (RAH), 9/323, fol. 23r.

8 Manuel Fernández de Ayala Aulestia, Práctica y formulario de la Chancillería de Valladolid, Valladolid 1667, fol. 16v–17r: “[...] quien fue el Petrucio (que es el trofeo y ascendiente último de quien ay memoria y desciende el pretendiente”.

the *caput familiae* acknowledged by all its members. In order to deal with cases of families estranged or uprooted from their ancestral communities, genealogical narratives could and indeed were expected to supplement “common opinion” (*común opinión*).

Prior to the eighteenth century, the lion’s share of genealogical output in the Spanish Monarchy was tied to the agenda and needs of one lineage or the other. Even the genealogies put together by expert *linajudos*, chroniclers, and all sorts of opportunists were related to procedures and processes intended to rubberstamp noble status or legitimize social ascent. As shown by Antonio Terrasa Lozano, Luis Salazar de Castro’s *Historia genealógica de la Casa de Silva*, commissioned by the 5th Duke of Pastrana, is a prime example.⁹ Davide Bigalli explained that the primary objective was to scrutinize a given family and assign the correct lineage to an individual.¹⁰ By default genealogies constituted a description of the noble applicant’s self, of the updated series of charges undertaken and offices held, including all levels of royal service – court, army, and bureaucracy – as well as those positions on which livelihoods depended. The adjective “immemorial” was used as a construct whenever documenting an individual’s filiation proved most difficult. Indeed, genealogies embodied both social memory and oblivion. Yet, beginning in the sixteenth century, the Royal Council of the Orders of Chivalry traced the paternal and maternal great-grandparents of petitioners to double-check a genealogy’s trustworthiness. The administrative practice of genealogy presented itself as a one-sided dialogue with the past that had to be locally ratified. In a society where public opinion and reputation mattered greatly, this administrative practice contributed to the development of a type of heraldic-genealogical literature focusing on the history of lineages. It was not only a means to search for a remote past to legitimize virtues or to conceal “stains” (*manchas*) but an expedient to rest one’s case on the legitimization afforded by reason or the powers that be. The fact that both titled and untitled noblemen had to follow the same procedure to join the orders of chivalry underscores the administrative potency of genealogy. All petitioners were required to state the following:

“[...] on condition that the supplicant meets the required conditions for this dignity regarding ancient and noble blood, hereditary status up to the present, and services rendered by himself and his forebears, patronage, and commensurate revenue as decorum and respectability demand.”¹¹

Martínez Calderón in his *Epitome* on the Guzmán family situated the origin of nobility in “valiant men on account of their virtues, riches, knowledge, industry, eloquence, war exploits or great deeds in the service of the Republic, exalted dignities or other distinctions”¹². The idea, owed to the late medieval jurist Bartolo da Sassoferato, ran deeply in early modern

9 Antonio Terrasa Lozano, *La Casa de Silva y los duques de Pastrana*, Madrid 2012, 45–66.

10 Davide Bigalli, *La familia costruita: la ricerca della legittimazione nella casa d’Aviz*, in: Cesare Mozzarelli (ed.), “Familia” del principe e famiglia aristocratica, Roma 1988, 213–223.

11 Fernández de Ayala Aulestia, Práctica y formulario, fol. 16r: “[...] atento a concurrir en el suplicante las calidades necesarias para esta Dignidad; assí en antigüedad i nobleça de sangre como de estado hereditario de tantos años a este, servicios de sus antepassados i propio; patronazgos i renta suficiente para su lustre i decencia”.

12 Juan Alfonso Martínez Calderón, *Epitome de las historias de la gran Casa de Guzmán*, Spain 1640, Manuscript, Biblioteca Nacional de España, MSS/2256-MSS/2258, fol. 43v: “[...] los hombres valerosos por sus virtudes,

theories of nobility. It entailed the cultivation of forests of genealogical trees to assert authoritatively that the blood aristocracy's ties with the land and the monarchy itself were even stronger than with the ruling dynasty. Genealogies safeguarded for the nobility a self-understanding derived from the old notions of *nobilitas christiana* and *nobilitas regni*. The imprecise boundaries between merit and blood that underpinned the idea of the virtuous hero at the heart of a true nobleman's self-definition as generous and honourable came to bear on genealogies. All genealogies reinforced as a core argument the idea of nobility as "a natural faculty inherited from our parents through the act of procreation, engendering children with a virtuous disposition".¹³ Genealogy sanctioned a social and cultural behaviour that preserved the highest echelons of society for certain individuals.

Rodrigo Méndez de Silva was one of the most celebrated genealogists of his age.¹⁴ A faithful servant of the Portuguese bankers that thrived in Madrid during the reign of Philip IV (r. 1621–65), Méndez de Silva produced a great number of briefs (*memoriales*) and penned portraits of aristocrats, insisting on their being "of old and accredited stock" (*antiguo y calificado*) – two key features that appear to have become even more decisive in the seventeenth century. These two essential qualities needed to reinforce the memory and identity of a lineage were to be found not only in all the *memoriales* but also often surfaced in the oral testimonies of witnesses recorded in proofs of nobility. Méndez de Silva dedicated to Pedro de Barrientos Lomelin, vicar general and cantor of the Metropolitan Cathedral of Mexico, his *Origen, armas y varones ilustres del antiguo y calificado linaje de Barrientos*. As was customary, the author highlighted the ancientness of the lineage, indicating that "Barrientos is one of the ancient and generous lineages to be found in the kingdom of León having achieved much glory for Spain".¹⁵ Time and again, anyone wishing to state his social station within the power networks existing in the different kingdoms and realms of the Spanish Monarchy or at the Madrid court had to reckon with genealogy as a codified system.

With the self-image projected by the so-called high nobility as its model, genealogical literature amounted to an inbred assessment of the significance of being noble. Following what may be described as the nobility's inner logic, the discourses woven around lineage histories drew attention to marriages, property, services rendered, and the symbolic capital of each lineage. In turbulent times, such as the 1640s, this discursive logic was intertwined with recurrent allegories of military strife. During Philip IV's reign, when the war effort took centre stage, appeals to valour were prevalent. Indeed, side-lining the traditional debate between the man of letters and the man of arms, it was said that "military nobility is acquired with the most exertion, danger, and glory and is therefore the most revered".¹⁶

riquezas, ciencia e industria, elocuencia o por hazañas hechas en la guerra o en la administración de la república, o por sus grandes dignidades o por otras excelencias".

- 13 Discursos genealógicos de la nobilísima familia de Ruiz de Vergara, Madrid 1661, fol. 7r–v: "[...] una facultad natural, heredada de nuestros padres por medio de la generación, que producen los hijos inclinados a la virtud".
- 14 On his activity as a genealogist, see José Antonio Guillén Berrendero, Valores nobiliarios, libros y linajes. Rodrigo Mendez de Silva, un nobilista portugués en la corte de Felipe IV, in: *Mediterranea-ricerche storiche* IX (2014), 35–60.
- 15 Rodrigo Méndez de Silva, *Origen, armas y varones ilustres de antiguo y calificado linaje de los Barrientos*, Madrid 1653, fol. 1r.
- 16 Discursos genealógicos de la nobilísima familia, fol. 7v: "La nobleza militar se adquiere con más trabajo, más peligro y más gloria, y así es más estimada".

Words, memory, and excellence

In *Memorial de la casa y servicios de don Joseph de Saavedra*, published in 1647, José Pellicer de Tovar, after calling attention to the matrimonial alliances of the house of Saavedra since its inception, discussed the role of time with the purpose of connecting the innate virtues of the Saavedra with those of the marquess who happened to be requesting a privilege (*merced*) from Philip IV. Yet two central aspects need to be addressed. First, chroniclers like Pellicer de Tovar identified the passing of time as an intellectual legitimization. The classical world and its historians, the Bible, and the Gospels provided the stock of *loci communes* to reinforce the age-old arguments invoked to legitimize a family's dominance. Second, genealogies could be assembled on the basis of archival evidence. Intellectual and documentary legitimization cross-fertilized in genealogical discourses not unlike the way in which the construction and circulation of lineage histories and treatises on nobility overlapped:

“Authors referred so far in the course of this treatise praise the marquess and the honourable memory of his worthiness and that of his ancestors as do others which shall appear later: Vasco Díaz de Fregenal, who wrote *En el portante de Casas Nobles* a hundred years ago on the titles and styles of temporal dignities and on the old entailments of Spain; or Bernabé Moreno de Vargas, who in his twenty-third discourse on the nobility of Spain discusses accredited families in lineage and revenues [...]; and Father Pedro-Santa, who includes [the Saavedra] in his *Teresa Gentilitia* amongst Europe’s most illustrious coats of arms and ensigns.”¹⁷

In the *memorial* Pellicer de Tovar wrote for Fernando Arias de Saavedra, Lord of La Isla de Fuerteventura, Alegranza and Lobos, the Saavedra surname reappeared. It was written “so that knowledgeable of both [his services and distinctions] Your Majesty should grant him the same honours and bounties that the Catholic Kings [Isabella and Ferdinand] bestowed upon his parents Diego García de Herrera and Doña Inés de Peraça”, count and countess of La Gomera.¹⁸ On the authority of Jerónimo de Aponte, Pellicer stated:

“[...] he is descended and issued from the most ancient and noble family of Saavedra, known in the histories and chronicles of Spain as one of the first –with none of the others lacking a Saavedra ancestor to boast about. Amongst his forebears since the beginning of the Reconquista, one could draw a long list of high-ranking, banner-wielding noblemen of ancient stock, first in the kingdom of Galicia where they had their

17 José Pellicer de Tovar, *Memorial de la casa y servicios de don Joseph de Saavedra*, Madrid 1647, fol. 123v: “Estas alabanzas de la Persona del Marques, y las Memorias Honrosas que de su Calidad i Ascendencia hazen los Autores referidos en el Discurso deste Tratado, y otros que se han visto despues, como son Vasco Díaz de Fregenal, que escrivía Cien Años Ha, *En el portante de Casas Nobles*, que trata de todos los títulos de dignidades Temporales, i Mayorazgos Antiguos de España; calificados en Linajes y Rentas: Bernave Moreno de Vargas en el Discurso Veintitrés de la nobleza de España [...] y el Padre Pedro-Santa, que las pone en su *Teresa Gentilitia* entre los más Ilustres Escudos, i divisas de Europa”.

18 Ibid., fol. 1r: “[...] para que enterado de ambas cosas [servicios y calidades] se sirua V.M. de hacerle la misma honra i merced que los Señores Reyes Católicos hicieron a Diego García de Herrera i a doña Inés de Peraça, (progenitores suyos)”.

ancestral home, and then in León and Castile, until they descended upon Andalusia to conquer it. Yet suffice to say that in this house there have been and there are four titled nobles: the Count of Castellar, Lord of El Viso and *alfaqueque mayor* of Castile, who heads the lineage; the Marquess of Rivas; the Marquess of Lanzarote who was once an agnate Saavedra; and the Marshal of Castile whose office is now assimilated to the marquesses of Malagón whose title of marshal comes from the Saavedra.”¹⁹

Genealogical writings, treatises on nobility, family histories, and the minutes of the kings of arms were interconnected to an extent modern scholars tend to overlook. These conformed in Spain a broad-based genre closely linked to the perpetuation of Habsburg legislation on the matter. The heroic feats of the Saavedra consigned in genealogical texts help connect this noble house to the monarchy’s goals: “[...] these praises [...] which give the most credit to the marquess and to his house, also bind him to continue his services to Your Majesty and those rendered by his elders to these crowns”.²⁰ Dating back to the early 1600s, an idea of nobility tightly bound up with the pairing of blood and service transformed – as was underlined by José Antonio Maravall – the aristocracy into a power elite. It became an essential argument to set apart the genealogy of honour from that of infamy, itself reflected in another, parallel type of procedures and trials that were also dependent upon the same range of literature.

The narration of family glories was used to reinforce petitions. Yet the swift adaptation in the seventeenth century of such traditional narratives to fit the changing reformulations of honourability proves remarkable. In this sense, court offices and positions were now accorded pride of place within the aristocratic service ethos and were asserted as part of the mythical union between the Crown and the nobility. The presence of the nobility in history texts, royal chronicles, and similar cultural artefacts was as recurrent as it was useful for both the nobility itself and the Crown. The latter held fast onto its traditional role of arbiter and broker of honours for, it should be remembered, all genealogical work was understood to be placed, at least to some extent, under royal aegis.

For genealogists, the royal court constituted the chosen stage on which the Crown and the nobility vied for honour according to sanctioned models of honourability. The three actors – Crown, court, and aristocrats – starred in compelling narratives recounting virtuous exploits and other displays of noble liberality. Within a given genealogy, new individual accomplishments were seen as reassuring, as fresh proof of the perennial bond uniting the high born to the ruling dynasty. By way of example, services rendered in European battlefields under the *Cardenal Infante* – Philip IV’s brother – were presented by one petitioner as a token of

-
- 19 Ibid., fol. 1v–2r: “[...] desciende i trae su dependencia i origen de la Antiquísima i Nobilísima familia de Saavedra, conocida en las historias i Crónicas de España, por vna de las primeras, sin que haya ninguna que no haga honrosa memoria de algún progenitor suyo. Y aunque pudiera hacer vna muy larga lista de Ricos-Omes de Pendón i caldera, antecesores suyos, desde el principio de la restauración de España, que florecieron, primero en el Reyno de Galicia, donde tuvieron su Solar, i luego en el de León i Castilla, hasta que passaron a la Conquista de Andalucía, se contentará que en esta casa ha havido i hay Quatro títulos que son el de Conde de Castellar, Señor del Viso i Alfaqueque mayor de Castilla, que es cabeza i pariente mayor de este linage; el marqués del Ribas, el marqués de Lançarote, que fue Saavedra de Varón, i el Mariscal de Castilla, cuyo oficio anda incorporado a la Casa de los Marqueses de Malagón que por Saavedras son Mariscales.”
- 20 Ibid., fol. 123v–124r: “[...] estas alabanzas [...] que más que acreditan la casa i persona del Marques, le empeñan a continuar los servicios de sus Mayores, hechos a estas Coronas y los Suyos a V.M.”

personal nobility and of the special bond between each and every nobleman and his natural lord. Relating this individual's life experience, interpreted as an archetype of noble behaviour, to contemporary discourses on nobility helps put together a more accurate idea of what it meant to be noble during the reign of Philip IV.²¹

Genealogy and the broad and heterogeneous field of genealogical and nobility studies encompassed commonly shared beliefs, oral traditions, and intellectual practices in which banalities, clever document-based research, and unbelievable filiations and narratives mingled. All of which was aimed at addressing in the public arena family reputations and their elaborate articulation. In so doing, doubts regarding a family's good name could be dispelled; political deceptions regarding one lineage or the other could be bolstered; and a given individual's merits could be underscored in view of obtaining royal favour or mercy.

Genealogy, conceived as a *curriculum honorum*, was aimed at least in part to the common good, and its very existence and circulation may be seen as evidence of the extent to which the "Republic of the honourable" required its own tools and networks. In this utilitarian sense, its grip reached to councils, courts, tribunals, the royal household, the diplomatic corps, municipal councils, universities, and chapters. Genealogies functioned like doctored microscopes allowing the scientist to behave like an alchemist in search of the maximum purity in an individual's ancestry. Intellectual girth mattered little, for the existence of this type of literature depended primarily on its social agency. It served to transfer and reproduce certain ideals regarding the worthiness and privileged status of the nobility. Stereotyped narratives shorn of thorough reflection were inseparable from the political and social imaginary built around lineages.

Interestingly, within the expanding early modern communicative space, two main types of works were selected for publication: normative texts descended from late medieval treatises on nobility by authors such as Juan Benito Guardiola in the sixteenth century and Bernabé Moreno de Vargas in the early seventeenth century; writings in the form of catalogues, regests, or compendia of the kingdom's worthies in line with a tradition harking back to Hernando Pérez del Pulgar. The latter type was represented in the seventeenth century by the magnum opus of Alonso López de Haro, the *Nobiliario genealógico de los reyes y títulos de España*, published in Madrid in 1622. Later contributions of the second kind were authored by the jurist José Berní y Catalá (*Creación, antigüedad y privilegios de los títulos de Castilla*, published in 1769) or by Francisco Piferrer (*Nobiliario de los reinos y señoríos de España*, published from 1857 to 1860 with the revision of the king of arms Antonio Rújula).

They developed another sort of courtly, noble literature that, although not dwelling specifically on genealogy, provided a framework for noble self-understanding. Salazar y Mendoza's *Origen de las dignidades seculares de Castilla y León* (1618), Alonso Carrillo's *Origen de la dignidad de Grande de Castilla* (1657), and the recurrent 'histories' of the chivalric orders help grasp the investment in the 'genealogy of the honourable' as a social discourse throughout the Spanish Monarchy's many realms. The images, representations, or factual and quantifiable data comprised in genealogical trees, family accounts, or simple briefs show that genealogies became the foremost means to channel an existing social demand for written records publicizing the heroism of the subjects of the Habsburg monarchy.

21 Archivo Histórico Nacional (AHN), OM, Caballeros, Santiago, exp. 7351.

Who were the authors, creators, and promoters behind such textual plethora? As stated before, the heterogeneous ranks included – alongside a significant number of historiasters and adaptable dabblers – kings of arms, genealogists, informants working for the Council of the Holy Office and the Council of the Orders of Chivalry, priests, and accredited specialists on the past such as the royal chroniclers. Yet some measure of substantial erudition was attached to the practice of genealogy, especially from the eighteenth century onwards. Luis Salazar y Castro, the “prince of genealogists”, stands out in this respect. Responsible for the *Biblioteca Genealógica de don Luis Salazar y Castro*,²² he composed in 1702 a discourse on the role of professional genealogists, which he listed in alphabetical order and apprised in terms of their reliability as honour’s officials and agents. The many authors Salazar classified constituted a constellation of genealogists and authors of family histories who, although steeped in the importance of genealogy, were unevenly skilled in textual criticism. Not long after, in 1724, Gerhard Ernst Franck von Franckenau published under his name an impressive compilation of dubious authorship entitled *Biblioteca Hispánica histórico-genealógico-heráldica*.²³ This work offers an interesting excursus into the Spanish manuscript and printed production on genealogy and family history. A display of erudition summoning a seemingly surpassed world, it may be said to have ushered the classical quarrel between the ancient and the modern into the rarefied domain of noble affairs. This remarkable catalogue covers the vast range of work produced by genealogists, *linajudos*, clerks of the courts of justice, kings of arms, noblemen, clergymen, bachelors, scribes, and a long series of professionals writing over a period of three centuries on family origins. It confirms that in Castile as well as in the other realms of the Spanish Monarchy genealogy was at the heart of social discourse and representation. Beginning with Aquiles Estaço (or Estacio), a native of Vidigueira in Portugal, compilers – Franckenau comprised – did not fail to include the production of Neapolitan, Portuguese, Flemish, or German genealogists.

Genealogy’s faithfulness and social agency

The Spanish Monarchy was a socio-political space shaped by public opinion.²⁴ Noblemen and people from various places and origins were bound together by serving the same sovereign from whom they received favours, honours, and distinctions that placed them at the apex of social reputation and established truth, undoing the ominous effects of silence or oblivion. The nobility always appealed to the advantages of both the *vox populi* and the *vox intellectiva*. What John Locke defined in his *An Essay Concerning Human Understanding* (1689) as the “law of opinion” may be applied to the nobility as a power elite. On top of purportedly objective administrative courts adjudicating honour and infamy throughout the Spanish Monarchy’s bureaucratic apparatus, the court of public opinion scrutinized the good name, prestige, and family ties of the nobility and all others enjoying social visibility. According to Locke

-
- 22 Enrique Soria Mesa, *La biblioteca genealógica de Don Luis de Salazar y Castro*, Córdoba 1997, continues to be useful.
- 23 The eighteenth-century scholar Mayans believed Juan Lucas Cortés and not Franckenau to be the real author. See Vicente Peset, *Gregori Mayans i la cultura de la Ilustración*, Barcelona 1996, 119, 155–156.
- 24 See Michele Olivari, *Avisos, pasquines y rumores. Los comienzos de la opinión pública en la España del siglo XVII*, Madrid 2014.

and in order to avoid the insufferable punishment of becoming social outcasts, all (political) beings had to conform to what the *vox populi* approved as authentic. In times when a volatile public opinion held sway, according credit to genealogical discourses without due reflection was commonplace. Genealogical memory cast its seductive spell on a society interested in antiquity, blood, and the genealogical roots of the monarchy itself.

What may be defined as the quintessential principle of ‘genealogical truth’ in early modern times rested on profoundly utilitarian and consequentialist arguments in line with what Harry Frankfurt would identify centuries later.²⁵ Genealogy’s timeless veracity was ‘necessary’ inasmuch as it conjured up eternity, defined by Antonio Fajardo de Acevedo as “a space without beginning or end, which is always in a state of being and permanence, neither losing anything from the past nor acquiring anything in the future and whose greatest quality is to be in God himself”.²⁶ In this sense, genealogies were largely utilitarian constructs to be interpreted as either true or false – an apparently entrenched dichotomy at the time which was seldom subjected to verification given that genealogical documents complied with the ‘public voice and fame’ but did not necessarily aspire to ‘public and manifest’ evidence.

In 1688, Luis Salazar y Castro published his *Advertencias históricas sobre las obras de algunos doctos escritores modernos donde con las chronicas y con las escritura solicita sv mejor inteligencia*. The noted genealogist hoped to regularize the way in which scores of authors wrote about nobility and families. In the course of the seventeenth century and especially in the 1680s and 1690s, new professional standards came to the fore. In this light, the *Discurso histórico político sobre el origen y prehemienicias del oficio de heraldos, reyes de armas, feciales y caduceadores*, published in 1693 by José Alfonso de Guerra y Villegas, one of Charles II’s kings of arms, can be seen as part of an ongoing effort to raise the bar for a still undervalued occupation. Similar developments were taking place in France, in England, or in Portugal, where Father José da Cruz reformed the genealogical genre. The pursuit of genealogy and the dedication to nobility studies were increasingly seen as a skill-intensive employment that provided critical knowledge on the *res honorarium* and was therefore vital to the political order. One need only mention the two volumes, published in Paris in 1672, of the *Histoire généalogique et chronologique de la Maison Royale de France & des pairs, grands officiers de la Couronne & de la Maison du Roy & des anciens barons du royaume; avez les Qualitez, l’origine, le progrès & les armes de leurs familles: ensemble le statut & le catalogue des chevaliers, commandeurs & officiers de l’Ordre du Saint Esprit* by Pierre de Guibours, better known as Père Anselme.

Salazar y Castro was surely not the first to call attention to the flawed arguments and shortcomings of several genealogists. In 1611, Pedro Mantuano, secretary to the Duke of Frías, published in Madrid *Advertencias a la Historia de Juan de Mariana*, a work in which earlier genealogists were taken to task for inaccuracies regarding Castilian noble families. In-depth criticism was also levelled at formerly influential authors known to have worked under the protection of knights, noblemen, or the like and to have partaken of the bureaucratic

25 Harry G. Frankfurt, *Sobre la verdad*, Madrid 2007, 23.

26 Antonio Faxardo y Azevedo, *Resvmen historial de las Edades del Mvndo. Genealogía real y origen de todas las religiones eclesiásticas y militares*, Madrid 1671, fol. 1r-v: “[...] vn espacio que carece de principio y fin y siempre está en vn ser y en vna permane[n]cia sin perder nada en lo pasado ni adquirir en lo por venir y su mayor excelencia es estar en el mismo Dios”.

dimension genealogy once had. Among the forerunners of a critical approach ranked the Santa Martas brothers, Álvaro Ferreira de Vera,²⁷ Andrés de Morales, Andrés Gutiérrez de los Ríos, and Joseph Torner, as well as the better known Jerónimo Gudiel and Pedro Salazar de Mendoza. Gudiel may be rightly called a pioneer who stressed the importance of drawing up genealogical trees correctly in his renowned *Compendio de algunas historias de España donde se tratan muchas antigüedades y especialmente de la antigua familia de los Girones y de otros muchos linajes*, published in Alcalá de Henares in 1577. The initial pages of this book read as an endorsement of the value of reliable genealogies based on true facts. Salazar de Mendoza followed suit in *Crónica de la excellentísima casa de los Ponce de León* (Madrid, 1611) and in his fundamental *Origen de las dignidades seglares de Castilla y León* (Madrid, 1657).

Conclusion

Starting in the sixteenth century, the close relationship established across Europe between genealogy as a literary genre and the *memorial* or memorandum of services should draw attention to the paramount value of the former. For the honourable, a genealogical tree was an essential component of the *curriculum*, of the social *cursus*. As a matter of fact, Salazar y Castro and Franckenau refer to a very long list of genealogical texts derived from *memoriales*. In other words, early modern genealogy was not at all limited to listing grandees in the manner of Alonso López de Haro's *Nobiliario genealógico de los Reyes y títulos de España* (Madrid, 1621). What had started as an administrative prerequisite aimed at determining true filiations developed into a genre defined by a penchant for the ancient. Penned to counter the frailty of human memory, valour was constantly exalted. An attempt was made to resolve the deep-seated conflict in the noble ethos between individual and collective aspirations by extending the values of the nobility to the honourable as a whole. This operation involved a sort of reification or, to use Jean Braudillard's term, a "total screen" (*écran total*).

In its double dimension of practical object and artefact for the veneration of the past, genealogical knowledge materialized as a discursive production, a political reality, and a pedagogy of symbols encompassing a wide array of typologies created to write about families and family ties. Antiquity and its foundational accounts and metaphors, the real or imaginary past of the various bloodlines and present pursuits and agendas became inextricably mingled. In shaping the concept of noble behaviour laid down in genealogical texts, present concerns, although rhetorically embellished as contingencies, were far from being treated as mere anecdotes. A genealogy was a portrait unfettered by the demands of pictorial likeness; a dependable artefact condensing the honourability of an individual and his lineage.²⁸ The corpus of works by Luis Salazar y Castro, Jakob Wilhelm Imhoff, Francesco Sansovino, José Pellicer de Tovar, or Alonso López de Haro made sense of a social reality marked by the

27 On this eighteenth-century Portuguese expert on nobility, responsible for the well-known *Origem da nobreza civil*, see José Antonio Guillén Berrendero, Honour and service. Álvaro Ferreira de Vera and the idea of nobility in Habsburg Portugal, in: E-Journal of Portuguese History 7/1 (2009), 2–21.

28 On portraying or "painting" the nobility's honour, see Adolfo Carrasco Martínez, Apariencia y ser del honor en la España del siglo XVII. En torno al retrato del duque de Pastrana, in: Paolo Broggio/Maria Pia Paoli, Stringere la pace. Teorie e pratiche della conciliazione nell'Europa moderna (secoli XV–XVIII), Rome 2011, 93–118.

extensive use of genealogy in proofs of nobility. The proliferation and success of genealogical texts was a foregone conclusion in a world shaped by both honour and public opinion.

Polemics on the accountability of genealogies developed in two distinct spheres: on the one hand, restricted scholarly milieus presided by erudition; on the other hand, society at large with the Crown and the aristocracy as the most directly concerned. As regards the latter, what mattered the most was establishing a socially accepted truth, a lasting red thread to trace back noble honour. On top of a matter of opinion and public knowledge, genealogies became throughout Europe an indispensable part of the prevalent social discourse on nobility and honour – or, better, nobility *qua* honour.

How DNA Can Get in the Way of History, Sometimes

Family Historians as Kinship Artisans across both 'Religious' and 'Secular' Contexts

Abstract: This paper considers two sets of amateur genealogists as specialized kinship artisans. My two sets of informants describe their projects in contrastive terms. Family historians in East Anglia (United Kingdom) explain that they are doing history (not 'religion'), while for American Latter-day Saints genealogy is an explicit religious duty that cannot be separated from their Church's salvific mission. Despite this difference of outlook, there are important overlaps in the way each group practices and experiences connections with related others across mortality. I argue that the rapid expansion of commercial DNA-tracing companies within genealogy appears to be affecting each group in different ways. English amateurs are currently capable of relativizing DNA-based information where it does not mesh with the narratives of family, local, and class history in which they are interested. Latter-day Saints' distinctive genealogical cultures may be less easy to defend against the priorities of DNA-genealogy companies, both because of internet linkages sanctioned by the Church leadership, and because the attempt to trace all souls who have ever lived is vulnerable to the unlimited ambitions of profit-driven logics.

Keywords: amateur history, genealogy, DNA, Latter-day Saints, England, America

Introduction: Ordinary genealogy across 'religious' and 'secular' contexts

In the course of fieldwork carried out in East Anglia, England, since 2013, one of my interlocutors remarked to me that the problem with genealogical DNA analysis is that it sometimes "gets in the way of history". This observation lingered in my mind, not least because in the town where we were working, Bury St. Edmunds, history is an important topic of conversation and field of practice in daily life for many people. The discussion presented in this paper is the result of thinking about this conversation and the context in which it occurred, which I describe in more detail below. The material speaks to the question of motivations for

DOI: 10.25365/rhy-2021-4



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

Fenella Cannell, Department of Social Anthropology, London School of Economics and Political Science, Houghton Street, London WC2A 2AE, UK, F.Cannell@lse.ac.uk

conducting genealogy, and follows the interplay between those motivations and two different cultures of genealogical practice.

Family history is always also a form of imaginative labour which places the genealogist's own relatives within the wider social world and which therefore speaks, often implicitly, about changing views of the social order and social contract in which people are living. I have carried out research with distinct groups of family historians in both England¹ and America². In America, I have worked with members of the Church of Jesus Christ of Latter-day Saints (whose members are often referred to as LDS or as Mormons³), for whom genealogical work is explicitly enjoined as part of the central salvific teachings of their faith. In England, I have worked with amateur family historians in East Anglia; I met with further groups of family and local historians while conducting a second English project in East Anglian cathedral towns.⁴

Contemporary popular genealogy and family history are part of a wider process of relational work across registers of time; these activities are both 'kinship work' – which situates recognized social persons within acknowledged systems of relatedness – and at the same time are culturally-specific practices of history-making,⁵ which frame communities of reference for genealogical practitioners within a reading of the generative connection between past and present.

My previous writing on English genealogists has centred on the moral and social potential of ordinary family history, which in the U.K. I have described as a process of creating 'English ancestors'. My choice of terminology here was a deliberate one; I intend to suggest – against modern Western claims of exceptionalism – that one aspect of popular family history is the search to establish positive reciprocity between the living and the dead, even if this attempt can rarely be ideally realized. I argue that this aspect of family history has been commonly overlooked in social science analysis, which has tended to accept as fact, a strong distinction between Christianity and other world religions (and post-religious settings) and 'ancestral' practices. However, this distinction itself is artefactual, arising from developments in sociological theories of secularization on the one hand, and in Protestant claims of differentiation from Catholic practices on the other.

-
- 1 Fenella Cannell, English Ancestors: The Moral Possibilities of Popular Genealogy, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* (NS) 17/3 (2011), 462–480; ead., *Ghosts and Ancestors in the Modern West*, in: Janice Boddy/Michael Lambek (eds.), *A Companion to the Anthropology of Religion*, Chichester/Oxford 2013, 202–222.
 - 2 Fenella Cannell, The Christianity of Anthropology (The Malinowski Lecture, 2004), in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 11/2 (2005), 335–356; ead., The Re-Enchantment of Kinship?, in: Susan McKinnon/Fenella Cannell (eds.), *Vital Relations: Modernity and the Persistent Life of Kinship*, Santa Fe 2013, 217–240; ead., Kinship, World Religions, and the Nation-state, in: Sandra Bamford (ed.), *The Cambridge Handbook of Kinship*, Cambridge 2019, 700–728.
 - 3 As of 2018, the incoming Prophet and President of the Church, Russell M. Nelson, has discouraged use of the term "Mormon". The term remains more familiar to many of those outside the church than alternatives such as LDS, and church members also sometimes use the term "Mormon" in self-reference.
 - 4 Research in the United States was funded by ESRC in 2000–01, and by an LSE-STICERD grant in 2007–08 and while teaching at Johns Hopkins University. Research in East Anglian cathedral towns, some parts of which were conducted with Dr. Paola Filippucci, was funded by an SSRC fellowship for the New Directions in the Study of Prayer project and LSE staff research fund. Discussions with colleagues at the SAR senior seminar 2012 convened by myself and Susan McKinnon were immensely helpful to my thinking on all areas of kinship; all funding is gratefully acknowledged.
 - 5 On the multiplicity of cultures of historiography and their importance in anthropological work, see Charles Stewart/Stephan Palmié (eds.), *The Varieties of Historical Experience*, London 2019.

My English interlocutors seemed to have integrated these inherited distinctions. Some of those I spoke to were happy to say they had a religious faith, and most of these people said they were Church of England or Methodist. Other people described themselves as indifferent to religion, agnostic, atheist, or broadly spiritual not religious. Whatever their personal engagement with formal religious practices, they all tended to contrast family history with formal religion when asked directly. At the same time, my English interlocutors talked about the practice of family history in ways which detailed how they sought to create forms of reciprocity and relationality across mortality, including but not only in situations of bereavement. While attempting to honour my interlocutors' choice of words in my ethnography, because this also inflects their experience, I argued that these family history interactions are also a kind of 'ancestral religion' if we wish to consider them comparatively alongside other forms so labelled by anthropologists; the living and the dead are represented as affecting – and ideally supporting and sustaining – each others' social lives.⁶ The practice of family history in England thus has an interesting experiential quality and occupies complex ground in the way people discuss it; nominally a 'secular' not formally 'religious' activity, and often including aspects of ordinary entertainment, sociability, and the routine, it nevertheless also often brings up registers of deep feeling, reflections on the complexity of events unfolding in time, the mystery of life, suffering and death, themes of sacrifice, loss, and reconciliation, and puzzles about how to create and sustain meaning, or live with its absence or elusiveness.

For American Latter-day Saints, on the other hand, the connection between genealogy and religion is fundamental and absolutely explicit. As I discuss below, LDS doctrine envisages the resurrection and renewal of the world and the progression of humanity according to the divine plan, as being dependant in part on the completion of genealogical and ritual work for everyone who has ever lived on earth. The motivation for engaging in family history is therefore tied to the deepest salvific hopes and obligations of members of the Church. However, the LDS Church also asks a lot of the time and devotion of its members in other ways, while family history projects can also feel more or less urgent to people depending on their personal circumstances and the ways in which they view the needs of their recently deceased family members. Since the 2000s, in particular, it has been a theme of the leadership of the Church that as far as possible all members of the Church should be continuously engaged in genealogy and the ritual work which is linked to it. Participation is therefore both a way to heed

6 Jeannette Edwards, A Feel for Genealogy. 'Family-treeing' in the North of England, in: *Ethnos* 83/4 (2018), 724–743 agrees with the arguments of Cannell, English Ancestors and Cannell, Ghosts and Ancestors in concluding that family history cares for the living as well as the dead, and not only for kin. The regional comparison is interesting as Edwards's informants are strongly conscious of their industrial working-class background. Edwards reports little hesitation in linking genealogy with 'fate' in the North and describes how 'Altown' residents can root incomers into local family history and place. On mutuality, place, and temporality in English genealogy see also Jeannette Edwards, *Born and Bred: Idioms of Kinship and the New Reproductive Technologies in England*, Oxford 2000; ead., *Skipping a Generation and Assisting Conception*, in: Sandra Bamford/James Leach (eds.), *Kinship and Beyond: The Genealogical Model Reconsidered*, New York 2009, 138–159; Catherine Degnen, On Vegetable Love: Gardening, Plants and People in the North of England, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* (NS) 15/1 (2009), 151–167; and Janet Carsten, "Knowing Where You've Come From": Ruptures and Continuities of Time and Kinship in Narratives of Adoption Reunions, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* (NS) 6/4 (2008), 687–703. On place and ancestrality in American kinship reckoning see especially Gillian Feeley-Harnik, Placing the Dead: Kinship, Slavery and Free Labor in Pre- and Post-Civil War America, in: McKinnon/Cannell (eds.), *Vital Relations*, 179–216.

the Prophet of the Church and is also – at least ideally – a shared activity within LDS families which can strengthen immediate relationships and affective bonds with personal ancestors.

We could say, then, that these are examples of two kinds of modern, Western ancestral religious practice; one does not necessarily call itself religion but is centred on practices of familial and class care, filial piety and world-making within ‘history’; the other is eschatologically focused as are other forms of Christianity and salvationist religions, but progress towards salvation depends to an unusual if not unique extent on the work of connecting up the genealogy of all humanity to make a whole.

Both my American and my English interlocutors are very familiar with on-line genealogical resources including DNA-based resources. Everyone I spoke to uses internet searches and databases for family history, at least some of the time. Not everyone needs or chooses to use DNA testing for their own research, but they are aware that others are doing so. As the family historians I know are also well aware, the LDS Church is itself a crucial force in making mass on-line genealogical resources freely available to anyone with access to the internet, allowing the exponential expansion of amateur genealogical efforts, especially data-sharing. Some of the major commercial, private DNA-genealogy companies including Ancestry.com were started by Latter-day Saints,⁷ but are not directly owned by the Church itself, which runs its FamilySearch interface as a free resource.

As others have noted in practice these different resources (and others) are in many ways mutually supporting in the spread of the web-based and commercial genetic-genealogy industry – or “genealogical machines” as Abel and Pálsson call them. The immense informational, political, and economic power implied in the existence of expanding DNA databases can hardly be overstated,⁸ especially as these are increasingly and intentionally linked to web search engines for documentary records by the companies involved. But as Abel and Pálsson have pointed out, technologically-generated information about links of relationship often generates more questions than it answers; like adoption reunions, it may or may not create successful connections in practice between living relatives; finally

“the ‘authentic’ identity which the genetic-genealogical companies offer to their clients does not depend on the revelation of their [...] genetic matches, but on the feeling of mutual recognition and on reciprocal engagement, which are not guaranteed by ‘biological’ facts or by descent in itself.”⁹

The dangerous potentials of the rapid spread of genetic-genealogy has been clearly documented by colleagues including Catherine Nash, Stephan Palmié, and Abel and Pálsson, all of whom chart the tendency for the general public and first-time genetic-genealogy users to

⁷ Weil gives the evolution of Ancestry.com, noting that it started with a merger in 1997 between the firm Ancestry, Inc., then owned by John Sittner, publisher of *Ancestry Magazine* and an electronic publishing company, Infobases, then owned by “two young Mormon entrepreneurs, Paul Allen and Daniel Taggart.” See François Weil, *Family Trees: a history of genealogy in America*, Cambridge, MA/London 2013, 205.

⁸ Weil, *Family Trees*, 180–216.

⁹ Sarah Abel/Gísli Pálsson, Dénicher l’ancestralité: machines et technologies généalogiques dans la reconstruction des histoires de familles, in: *Ethnologie Française* 178/2 (2020), 269–284, 283 (my translation); see also Gísli Pálsson, The Web of Kin: An Online Genealogical Machine, in: Bamford/Leach (eds.), *Kinship and Beyond*, 84–110.

over-estimate the level of scientific certainty offered by DNA testing. In addition to personal and medical privacy issues, widely described problems have included the risk of creating misleading perceptions about people's inherited 'ethnicity' and supposed geographic origin, the potential to promote racialized discourse, and the risks of personal destabilization which can occur when test results conflict with each other or contradict previously accepted and important elements in a person's sense of who they are.¹⁰

Abel and Pálsson primarily consider the first-person protagonists in the social 'experiment' in genetic and digital genealogy research, for whom immediate family ties, or their failure, or rejection, were most at stake. They, and other authors, also report that some working genealogists have expressed a fear that DNA testing will subvert the basis of family history, replacing 'the authority of the book' with the deceptive 'authority of the test'. If family history becomes populated by large numbers of naïve consumers, who mistake the probabilistic estimates of DNA genealogy for fixed scientific certainties, then its basis and methods could be undermined. Indeed, as one of Abel's interlocutors pointed out at an LDS Roots Tech conference, if a large number of inexperienced people treat DNA data including suggestions about ancestral origins as a 'starting point' and expect all documentary data to fit into that picture, then the logic of genealogical research would have been upended, but many DNA-test customers might not realize this.¹¹ Such misapprehensions would also, of course, play directly to the commercial interests of DNA testing companies.

In conversation with these observations, in this paper I consider the wider framing of genealogical research as it sits within different kinds of collective, social, and third-party projects of meaning-making. I take it that existing communities of family history practitioners are themselves crucially important brokers of the impact of computer-generated and DNA-driven genealogical technologies. Focusing particularly on established amateur family historians, I highlight the ways in which at least some of the problematic potentials of DNA analysis are an object of conscious reflection among these groups themselves, which may mediate their effects.

Here I see some grounds for optimism. The full range of difficulties with genetic genealogy were not always foregrounded by my interlocutors, and people may vary in their grasp of them. Nevertheless, most practicing genealogists in my fieldsites seemed quite able to sustain for themselves and disseminate in their own circles the view that DNA results, and computer-generated records which reveal surprise biological links are only one – incomplete – resource

-
- 10 Abel/Pálsson, Dépister l'ancestralité; Sarah Abel, Of African Descent? Blackness and the Concept of Origins in Cultural Perspective, in: *Genealogy* 2/11 (2018), DOI:10.3390/genealogy2010011, <https://www.mdpi.com/2313-5778/2/1/11> (14 July 2020); Stephan Palmié, Genomics, Divination, 'Racecraft', in: *American Ethnologist* 34/2 (2007), 205–222; Catherine Nash, Mitochondrial Eve and the Affective Politics of Human Ancestry, in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 40/3 (2015), 747–772; ead., The Politics of Genealogical Incorporation: Ethnic Difference, Genetic Relatedness and National Belonging, in: *Journal of Ethnic and Racial Studies* 40/14 (2017), 2539–2557. For a recent World Service programme focused on these experiences, see "Why do we care where we come from?", producer Viv Jones, BBC World Service, *The Why Factor* (first broadcast Monday, 17 June 2019). For public-facing work on the risks of DNA testing in a public health and law context, see a range of contributions by Professor Timothy Caulfield of the University of Alberta at <https://www.ualberta.ca/law/faculty-and-research/health-law-institute/people/timothy-caulfield> (31 October 2021).
- 11 John Seabrook, The Tree of Me, in: *New Yorker*, 26 March 2001, 58–68. Also quoted in Weil, Family Trees, 212. Sarah Abel, Pers. Comm. 7 July 2020.

for the making of real family history. Like academic writers, family historians come to know through their practice that data are only a framework on which real relationships have to be socially made. The technical expertise they bring, helps regulate the potentially disruptive effects of new forms of big data as these solicit attention from the public at large. If anthropologists following Marilyn Strathern have seen Anglo-American kinship as a necessarily ‘hybrid’ or ‘merographic’ object, made of a conjuncture of the incommensurable realms of ‘nature/biology’ and ‘society’, we could think of family historians as one particular group of artisans of that conjuncture.¹²

It is hard to quantify how far levels of public understanding of DNA testing have changed since the 1990s, but experienced family history practice communities clearly work to help moderate expectations. This relativizes DNA testing, re-framing the overclaiming and unnuanced expectations which can characterize the sector and putting it back in its place as one kind of information among others.

Beyond issues of the public education on what DNA tests can tell you about kinship or even ethnicity, however, an even more challenging set of difficulties arises from the commercial interests of genetic-genealogy companies, as they amass vast potential value for biotechnology research. As critical observers have pointed out, millions of users are unaware that they have handed over rights in the use of their genetic data when applying for genealogical information via a saliva test.¹³ These massive, subterranean commercial interests may then be expected to exert pressures driven by their own priorities, on any projects that come into contact or alliance with them. Unless the issues are made explicit, it will be difficult to see what effects these pressures create on genealogical practice. Reflecting on the two family history cultures with which I am familiar within this context, I ask whether these pressures may more or less disruptive for different communities, depending on the wider histories with which their projects are already engaged.

“Find me please!” – LDS rescued relatives and missing persons

From a Latter-day Saint perspective, all genealogical work carried out anywhere in the world is prompted by the ‘Spirit of Elijah’, referring to the Prophet Elijah whose mission is described in the Old Testament as restoring the bonds between fathers and children so as to avoid the wrath of God (*Malachi*, 4;6).

Mormons consider the recent and continuing worldwide spread of popular genealogy to be a result of the increasing influence of the Spirit of the Elijah, and a sign of the readying

12 Marilyn Strathern, *After Nature: English Kinship in the Late Twentieth Century*, Cambridge 1992; Sarah Franklin, *Analogic Return: The Reproductive Life of Conceptuality*, in: *Theory, Culture & Society* 31/2–3 (2014), 1–19.

13 See for example, Thilo Weichert’s winning nomination of “The company Ancestry.com and its Munich subsidiary” for the (negative) Big Brother award 2018, “category Biotechnology”, “for exploiting an interest in genealogy to entice people into submitting saliva samples”, https://bigbrotherawards.de/en/2019/biotechnology-ancestry_com (31 May 2021). On the commercial model of invisible data-mining in dominant internet and social media companies including Google, Facebook, and Amazon see Shoshanna Zuboff, *The Age of Surveillance Capitalism: The Fight for a Human Future at the New Frontier of Power*, London 2019.

of the world for the return of Christ, the redemption and resurrection of creation, and the fulfilment of teachings of the Prophet Joseph Smith Jr.

Members of the Church of Jesus Christ of Latter-day Saints are systematically required and enabled by their Church to carry out genealogical work and depending on personal circumstances, should engage in genealogy throughout the course of their lives. LDS genealogy has an explicit doctrinal and salvific motivation; deceased persons who did not join the Church in their lifetimes are to be in effect offered the opportunity of doing so post-mortem.¹⁴ The LDS Church teaches that its missionaries continue to be active in the spirit world, and that the deceased may hear their teaching in the life beyond and freely choose to join the Church. Spiritual acceptance of the Church by the deceased, however, requires ritual completion, which can only be carried out in the mortal realm. These necessary rituals, or ordinances, are carried out by living persons in LDS temples, where the names of the deceased are taken so that they may participate vicariously, with the living acting as their proxies.

Proxy baptism, which confirms members of the LDS Church, is the first of these rituals, but not the only one. Mormons are distinctive among Christian churches in making a goal of collective, familial salvation their highest good. While each individual is said to be responsible for his or her own actions, Latter-day Saints emphasize ways in which families (as well as church communities) can strengthen and support each other in their efforts to lead a good life. Family prayer and fasting, in particular, is often undertaken to support someone at a difficult time. Latter-day Saints may also experience the presence of their own ancestors assisting them through dreams and signs, or sometimes in other encounters.

This sense of being supported by the wider family, on both sides of the veil of mortality, is of a piece with the ultimate goals and hopes of Mormon salvation, which are to save families and not just individuals within those families; that is, relational links themselves, as well as persons, are what people work to save.¹⁵ Observant Mormon individuals are regarded as linked together by a covenant that perpetuates family relationships after death, and this is sacramentally enhanced by temple rituals for the living including Mormon marriage in the LDS temple. These rituals can also be offered by proxy to the deceased where names have been recovered through genealogical work; thus dead persons who have undergone proxy baptism can be ritually reunited in eternity with their spouse, through the proxy work of Mormon temples. A third temple ritual makes the bonds between parents and children efficacious for all time post-mortally. Persons who have been both genealogically and ritually linked according to Church precepts are referred to as sealed; ordinances and sealings are recorded on digitized (or paper) genealogical records which are accessible to members of the Church

-
- 14 Like many issues in the LDS Church, the teaching on post-mortem missionization has evolved over time, and generally an increasingly expansive definition has been offered, especially since the time of President Joseph F. Smith (President of the Church 1901–1918).
- 15 This is not quite how Mormons themselves would phrase it if asked; since they are keen to avoid any hint of antinomianism, and stress the duty of an individual to lead a good life in the Church and avoid sin. Jan Shipps, Mormonism. The Story of a New Religious Tradition, Champaign 1987, remarked that the unit of salvation is the individual, but the object of salvation is the family, which correctly reflects explicit Mormon teaching. Nevertheless, in practice and in contextual statements of doctrine (as well as in some esoteric events discussed by historians), it is my observation that there is always an underlying tension with the hope that we might work to save others who we love.

only, whereas the genealogy-only records held or traced by church members are widely made available on genealogical databases.

Latter-day Saints carry out genealogy primarily with the view of being able to complete this temple ritual work, which can make families eternal. In the first instance, first-generation Mormons and those who for some reason do not have existing family histories already completed, are asked by the Church to research and record their own bilateral ancestors, starting with three generations of ascending ancestors (parents, grandparents, great-grandparents) on both their mother's and the father's side of the family historian concerned. The Church issues Pedigree Charts¹⁶ to guide and assist new genealogists. As one can see from the document as well as biographical data the chart asks the LDS genealogist to record the progress of temple ritual work, which is done by proxy for each person named on the record. Once complete, the effect will be to bind all the persons named together as family for eternity, as long as each person freely accepts the offer of LDS salvation in the spirit world. Larger and more ambitious pedigree charts, with space for ten generations or more, are also available as people become more advanced in their family history work. In addition, Latter-day Saints are taught that the researching and writing of family history and genealogy in itself has a spiritually beneficial effect, assisting the work of Christ and of the prophet Elijah in the world and contributing towards the restoration of all things.

Beyond work on one's own family, Mormons are also asked, once this has been performed, to assist in researching other families and completing their genealogical and then proxy ritual work for salvation. Latter-day Saint doctrine explains that every person who has ever lived on earth must have this work completed for them, before the end of the world, which in Mormonism will be followed by complex forms of human and planetary resurrection and deification, and by further eternizations of family forms.¹⁷ With respect to periods of human history for which genealogical records are lost, LDS teaching is that resurrected beings with knowledge of past times will eventually return to assist mortals in completing the record of all mankind. In the meantime, there is immense scope for ordinary members' contributions to this vast genealogical and salvific project. The Church not only invests money and time in collecting and preserving parish and other biographical records from all over the world, and making them available on-line, but has also for many decades distributed bundles of records to members with free time, so that the genealogical and eventually ritual work can be done for the countless people named in these records.

Commentators on the Church have long noted that while cultivating spirituality among the membership is one aspect of mass LDS genealogy, another is providing a sufficient and continuous stream of names to keep the LDS temples worldwide provided with candidates for proxy sacraments. Widespread or universal participation in temple activity is itself defined as the hallmark of modern-era LDS Church membership, and one of the pillars of the Church leaderships' project of sustaining orthodoxy in a global missionary church. From the point of view of critics of the Church, persons in genealogical records are sometimes portrayed as mere 'temple fodder', keeping the whole machine spinning; from the point of view of faithful members, working on the genealogical records of unknown persons is a privilege which

16 https://www.churchofjesuschrist.org/bc/content/shared/content/images/gospel-library/manual/31384/31384_000_044_01-pedigree.pdf (10 March 2020).

17 Cannell, Christianity of Anthropology.

permits joyful reunions beyond the grave, and constitutes co-participation in the saving work of Jesus Christ in the world.

The ideal and doctrinal qualities of genealogical work could therefore scarcely be more explicitly and powerfully delineated than they are in LDS contexts. Church leaders through the medium of talks, broadcasts, and Church literature also make widely known what the ideal response of the faithful is, as they engage in sacred genealogy. LDS ideals involve a high regard for perseverance and a fundamental expectation that human beings will be tested during mortal life, so the fact that genealogy can be frustrating, boring, or repetitive is understood as part of its intrinsic teaching value. At the same time, LDS leaders also encourage positivity when it comes to the performance of orthodox duties in the Church, so people are expected to report spiritual rewards despite the challenges that genealogy may present.

Many keen LDS genealogists do indeed report experiences that confirm these expectations. For instance, members may feel a range of spiritual promptings which suggest that a person or persons deceased is waiting anxiously to be found and, through the membership of the LDS Church, reunited with their loved ones in the eternities.¹⁸ Amateur LDS genealogists I knew, told me stories of (for instance) returning for one last look in a large public archive, although common sense suggested that they would be unsuccessful, and, against all odds, being able to locate a key piece of biographical information on a particular person, especially a record of a birth, marriage, or death. Indeed, the idiom of genealogy as a form of ‘rescue’ of the otherwise lost operates powerfully in LDS official and personal discourse alike:

“I often feel a great sorrow in my heart for all of the lost children of the world. A couple of years ago, I had the opportunity to digitize records from the Mesa City Cemetery in Mesa, Arizona.

As I digitized records such as the one depicted above, I was overcome with the feeling that this piece of paper may be the only earthly record for many of these children who died. It is extremely likely that there is no formal death certificate for this baby. Absent some family record, this may be the only record. I could hear them crying out to me and saying, keep looking! find me please.

If we are truly seeking after our dead and listening to the Spirit, we will feel and sometimes hear, these promptings, pleading with us to find our ancestors. Quoting from the The Family, A Proclamation to the World [...].”¹⁹

Powerful as these experiences are, Latter-day Saint genealogists are also aware of the complications of spiritual genealogy, which are not necessarily highlighted in these official or exemplary narratives, but are discussed in more informal ways, including on chat forums and threads, among friends, and by those attending and using local family history centres. Large family history centres are independent buildings, but smaller local centres may be located in the ward meeting house where Latter-day Saints gather for regular Sunday services, and where member genealogists can be assisted by the volunteer helper or helpers who run the centre.

18 See Cannell, Christianity of Anthropology and ead., World Religions.

19 James L. Tanner, “Keep looking! Find me please!” Spiritual Guidance in LDS Family History Work, <https://ldsgenealogy.com/Keep-Looking-Find-Me-Please.htm> n.d. (10 March 2020).

A correlate of the idea of the importance of genealogical rescue is that, as in the example given above, there are many people in the spirit world eagerly waiting to be found and assisted. Conversely, church members informally agree that some people sought by genealogists do not wish to be found. The agency of the deceased who take this view also expresses itself in these negative ways; just as promptings and assistance come from those who long to be rescued. So those who wish to conceal themselves may account for some of the innumerable informational blocks, brick-walls, and gaps in records against which even skilled genealogists may find it difficult to prevail. Such deceased persons are not so much lost and waiting for rescue; rather they are like ‘missing persons’ among the living, those who have absented themselves from their family and friends for reasons yet unexplained.

These missing persons are usually considered as not being ready to receive the help the LDS genealogist wants to bring. A known person from one’s own family who cannot be found might for instance be someone who had emotional problems in their lifetime, was alienated from their family, or struggled with addictions. People reflect that the missing individual may simply need more time and assistance for spiritual growth before connection is possible; it is also possible that they may never be willing to make that connection before the end of this world, when earthly genealogy will first be completed and will then cease.

The corresponding problem also occurs, when a church member is not ready or willing to look for a deceased relative, even one whose temple work falls into the categories the Church defines as their responsibility. Several genealogists I met counselled against members researching deceased persons with whom they had a painful or troubled relationship too soon; if a deceased relative has done you wrong, they pointed out; if a now-dead father had abandoned you and your siblings to a childhood of poverty, or a grandparent had rejected your mother (and you) when she joined the Church, then the prospect of eternal connection could become oppressive, and even traumatic. Despite the constant encouragement of the Church to press on with making all earthly ties eternal, many close to an enquirer recommended waiting; forgiveness, they noted, can be supported but not forced; both parties need to be ready for the re-connection of kinship ties.

The Church’s policy about who can and should submit names for temple ritual aims to address another area of complexity, balancing the urgency one person may feel to complete temple work for deceased relatives, with the rights and wishes of other close family who may want to wait, or who may be uncomfortable with LDS practice. Church members are advised that they are “responsible” for submitting the names of their immediate family and direct-line ancestors; they may also submit the names of other close family including collateral relatives, presumptive ancestors where records may be lacking, and “biological, adoptive, step and foster family lines connected to your family”. Members may do the work for their own deceased spouses, parents, children or siblings without specific permission, but otherwise need a close relative’s consent. Names may be submitted without permission in the case of people born 110 years ago or more.²⁰

The issuance of policy by the LDS Church can never dispense with complex decision-making or eliminate ambiguity in these areas of practice. Church members anxious to do

20 LDS policy is available at https://broadcast.lds.org/elearning/FHD/Local_Support/Consultant/Temple_Policy-Name_Submissions/resources/assets/fil/z00001w0000000000a0/Name-Policies-lesson-handout.pdf (12 July 2020).

temple work for non-member relatives may need to navigate complex discussions with other close family outside the Church. Families with adopted and/or foster children, divorce, and re-marriage, which create stepfamilies, can also create related puzzles about who belongs with whom. While the Church permits some degree of latitude in sealings among deceased persons, sealings involving persons still living – including between living and deceased persons – are strictly regulated and often force choices which people find painful. For example, LDS single parents are advised that they cannot have their children sealed to them for eternity because in the case of living people, children can only be sealed to two married, heterosexual parents. Families in this position are advised that, while the Church encourages single parents to find a suitable marriage partner if possible, those unfortunate enough to remain single will have their family situation regularized on the other side of the veil by Heavenly Father.²¹ Given the emphasis placed on the duty, comfort, and virtue of performing temple sealings on earth, however, this ruling leaves many single parent families and their children in a difficult limbo.²²

The deep meaning of this genealogical work is underwritten by the widely shared Mormon apprehension of a “Book of Life” in heaven, in which a faultless record is kept by divine and resurrected beings.²³ To Mormon ways of thinking, to write a record of a life, and to inscribe a person in the order of things so that they inherit resurrected life in the world to come, are closely identified salvific acts. Church members experience temple ritual as powerfully efficacious, and the work of genealogy as solemn, and leadership and doctrine affirm these beliefs. While LDS leaders constantly reassure members that Heavenly Father will put right all errors beyond the veil, it is therefore unsurprising that Latter-day Saints continue to experience anxiety about anomalies in family history and temple sealings.

The LDS Church has a large body of regulations, which until 2020 were not fully available to all church members; even experienced family historians therefore have had to navigate many genealogy questions with the background sense, “I’d need to check the rules on that.”

Take for example a question posted 25 May 2013 on an LDS tech forum, headed “Sealing child to non biological father”.

“A brother in our ward is in a second marriage to a sister who has two children from a previous marriage. He is, therefore, not the biological father and he has not adopted them. They recently went to the temple and had the two children sealed to them. This brother would like the children’s names listed on his membership record, but when I tried to add them, MLS stated that children can only be added ‘if the child is either a biological or a legally adopted child.’ Question #1: Is there any way to show on the brother’s membership record that these children are sealed to him?

Meanwhile, the children’s membership records show the accurate date when they were ‘Sealed to Parents’. But when clicking the ‘Parents’ tab in the children’s membership

-
- 21 See, for example, the online genealogy problem page “Ask Gramps”, on which Clay Gorton answers problems relating to LDS family history. “Is it possible to be sealed to just my mother?” (4 Dec 2013), represents a common type of enquiry from the teenage child of a single mother who also has several half-siblings. <https://askgramps.org/possible-sealed-just-mother/> (5 July 2020).
- 22 The famous institution of religious polygamy in the nineteenth-century Church was a command given in revelation; however, Church members often point out that it ensured that all widows and orphans could be provided for on earth and in the life to come.
- 23 Fenella Cannell, Book of Life: Mormon Sacred Kinship in Modern America (in preparation).

records it shows the biological father, not the brother they were sealed to. So, the membership record gives the impression that these children are sealed to their biological father. Question #2: Is there any way to show on the children's membership records that they are sealed to their non biological father?"

Within an hour someone had replied:

"I think the short answer to both questions is 'no', simply because the system is not designed that way.

I'd suggest you pull Handbook 1²⁴ and read that appropriate section on sealings. That may or may not answer the question.

Someone else might have a better answer, but you may need to talk to Local Unit Support and/or the temple president if you have any further questions."²⁵

The range of human situations which come up against the limitations of what the rules cover is extremely wide; for instance, the same LDS peer forum in 2012 addressed the enquiry of an older adult member who wished to be unsealed from her adoptive parents and sealed to her biological parents instead; as the enquirer commented "I have never done an un-adoption, especially where the parents are deceased."²⁶ Notably, many of these threads recommend or consider referring the enquiry to a higher level of the Church, including the Temple Department and First Presidency in Salt Lake City. The decision of the Church to make the handbook available online from 2020 is a major shift; presented as a pastoral response to the needs of diverse LDS wards worldwide, it is surely also an attempt to establish the Church's transparency and concede the difficulty of restricting the handbook in the internet age. It remains to be seen what effect this will have on family history practice, but it is already clear that all the answers to church members' questions can never be contained in it; regulations will continue to need interpretation. The constitutive tension of authority within the Church also remains, since Church members understand leadership to be inspired, while also understanding that they have access to personal revelation.

The availability of the Handbook is one of a number of recent changes in the Church affecting family history. Always a pioneer in digitalizing genealogical records,²⁷ the Church and its historians have for decades used computer access in combination with physical records

24 "Handbook 1" refers to one of the two forms of handbook previously available for reference to Church regulations. Until recently, Handbook 1 was for bishops (local congregation or ward leaders) and stake presidents (regional leaders) and Handbook 2 was for all other ranks of the LDS leadership. The Handbooks were not universally available to all members, which for some decades was a cause of concern and speculation in relation to contentious issues of policy, as well as to questioning over the changes which were made from time to time in these policies. As of February 2020, the LDS leadership announced a new edition online handbook, which will be accessible to all and is intended to be adaptable to congregations of different kinds and sizes around the world. The move towards greater transparency is understood as part of the Church's changes since 2018 apparently aimed at retaining the adherence of younger members and global converts. <https://newsroom.churchofjesuschrist.org/article/new-general-handbook#summary> (31 May 2021).

25 <https://tech.churchofjesuschrist.org/forum/viewtopic.php?t=15663> (5 July 2020).

26 <https://tech.churchofjesuschrist.org/forum/viewtopic.php?t=12086> (10 July 2020).

27 James B. Allen/Jesse L. Embry/Kahlile B. Mehr, *Hearts Turned to the Fathers: A History of the Genealogical Society of Utah, 1894–1994*, Salt Lake City 1995.

including a huge collection of microfilm, which could be ordered from Utah depositories and accessed at local Family History Libraries. Names for temple ritual were submitted first on paper records, and later via the digital portal known as “TempleReady™”. However, since 2011, the Church has been engaged in an extensive reorganization of its systems. The imposing Utah Genealogical Society and its physical archives are now almost a subsidiary to its digital face, FamilySearch, which has been given a seamlessly approachable rebranding. FamilySearch continues to be run by the Church as a charitable and spiritual enterprise, made available free to the public. Church members now compile and submit records for temple ritual on the app Ordinances Ready;²⁸ this is inside FamilySearch Family Tree, and is not accessible to non-members. The invisibility of temple submissions has been modified however, since online guides demonstrating how to submit names from a computer, phone app or tablet are now readily viewable.²⁹

From 2013, the Church announced a new online format, which for the first time allowed non-members as well as members to build their own genealogies directly, on the Family Tree section of LDS FamilySearch. Church members and non-members could now collaborate directly online. While either party could set their Family Tree to ‘private’, the default setting would be ‘public’, encouraging sharing (except for ordinance records). The Church anticipated that FamilySearch trees would become “the best-sourced genealogy in the world”³⁰. In 2014, the Church announced collaborations with the commercial genealogy and DNA testing company Ancestry.com as well as FindMyPast and MyHeritage; church members receive free accounts with these companies. In 2019, the Utah newspaper *Deseret News* reported that FamilySearch now contains 7.24 billion searchable names.³¹ The Church also added features allowing church members to access their family pedigrees and temple ordinance records from inside their Ancestry.com accounts, synching account details from their LDS Family Tree accounts.³² Perhaps one of the most striking changes to LDS family history has been the completion of new features in FamilySearch in 2019 (announced 2017), which allow users to represent same-sex family relationships including marriages in their family trees.

“FamilySearch CEO Steve Rockwood announced the new function at the organization’s annual RootsTech event in 2017, Nauta said.

‘The goal of FamilySearch is to enable individuals to discover themselves and their families,’ Nauta added. ‘We do that by continuing to add new services and functions that enable individuals and families to create ongoing connections and discoveries in a very fun way.’

The new function allows FamilySearch to capture accurate genealogy ‘that represents past, present and future families of the world.’³³

28 <https://www.familysearch.org/blog/en/temple-ordinances-familysearch/> (3 July 2020).

29 <https://www.familysearch.org/blog/en/submit-names-temple-ancestrycom/> (7 July 2020).

30 <https://www.churchofjesuschrist.org/church/news/familytree-new-familysearch-service-promotes-collaboration?lang=eng> (10 March 2020).

31 <https://www.deseret.com/utah/2019/12/10/21004733/familysearch-same-sex-family-trees-lgbtq-geneology> (5 July 2020).

32 <https://www.familysearch.org/blog/en/temple-ordinances-familysearch/> (5 July 2020).

33 <https://www.deseret.com/utah/2019/12/10/21004733/familysearch-same-sex-family-trees-lgbtq-geneology> (5 July 2020).

Since non-members now also use Family Tree, it can be argued that the Church is simply accommodating social reality, and it has affirmed that the Church's teaching that heterosexual marriage is necessary for eternal kinship is unchanged. Given the Church's reluctance to discuss and recognise LGBTQ lives and relationships in recent decades, however, this is still a major shift.³⁴ It is also now open to church members to record multiple forms of parentage in their FamilySearch Family Tree; including, biological, adoptive, step, foster, and guardianship. However, as noted, eternal sealing relationships involving living persons are still much more restricted. As the new technology encourages members to switch rapidly back and forth between their temple-sealing records and their normative family trees, it is interesting to consider what Latter-day Saints will make of the continued disparities and lacunae between the two versions of their 'pedigree'.

While some members love the technical features or welcome the ability to share genealogy with non-member relatives, other LDS users are circumspect about the new interfaces; threads mention the tendency to create more duplicate records, or, conversely, to accidentally erase stored ordinance records when someone tries to tidy up a duplicate record on the new system. The withdrawal of microfilm caused members to point out a series of problems in digital coverage and indexing.

Church leadership is placing renewed emphasis on the speed of traffic and the throughput of names for the temple, sometimes in subtle ways; FamilySearch temple apps now encourage genealogists to share names for temple work, and not to reserve them for long periods of time; some ordinance reservations may be cancelled by the app after 90 days, and the names made available to others. There is a work-around (don't submit the full details until you are ready to do the temple ritual), but this attempt to manage the temporal relation of genealogical research to temple ritual could reduce the discretion of individual researchers who may wish to pause before eternizing certain relationships. It is interesting to note member thread comments often feature reminders that every name taken to the temple is to be treated as a person, acquiring the means to eternal relationships, and not just an item on a list.

FamilySearch offers a series of curated blogs and magazine pieces by professional church genealogists,³⁵ which suggest to members approved ways to manage and approach these problems. An article in LDS Living by Sunny Morton, a genetic genealogist who was adopted, and later traced her birth parents, gives a sense of the nuanced-but-positive messaging on DNA testing. "Don't test", says Sunny, unless you are ready for the possibility of finding out secrets about your family tree. Remember that surprises may follow long after your own test, because of the unprecedented rate at which others are joining up. She concedes that sometimes there is something "awful" that comes up, but most "surprises" hold positive potential.

"Finally, if you discover that your family tree goes a different direction than you thought, it's not as if you have to chop off other beloved branches. Family trees can have multiple lines of ancestors. In the FamilySearch Family Tree, you can designate several different kinds of parent relationships: adopted, biological, foster, guardian

³⁴ Reiss notes that the church seems caught in an "odd give and take over LGBT issues": Jana Reiss, *The Next Mormons: How Millennials Are Changing the LDS Church*, Oxford 2020, 234.

³⁵ <https://thegenealogyreporter.com/accessing-digital-records/>; <https://www.deseret.com/utah/2019/12/10/21004733/familysearch-same-sex-family-trees-lgbtq-genealogy> (31 May 2021).

and step. This is all about adding more relatives, not subtracting. Just scoot over and add another chair at your family table.”³⁶

Of course, this sidesteps the question of ordinances and sealings, which this article does not explicitly address. Instead, the author’s take on DNA and the Church is a focus on the horizon of the universal genealogy of all mankind and the spirit of the millennium.

“To me this is another manifestation of the Lord doing his work in the latter days. We cannot be exalted without a family. We all have to be linked to each other. The Lord is committed to helping us find every single person who has ever lived and giving them back their family trees. So many family relationships are being revealed and confirmed through DNA testing that just could not have been found any other way.”³⁷

The Church routinely supplies balanced information on DNA testing within FamilySearch FAQs and other LDS website locations;³⁸ they note some members may need to protect privacy and recommend always reading the small print. The potential difficulty, however, is that this advice pushes in a different direction to the partnerships entered into with commercial DNA testing companies. This is particularly the case because since 2006 the Church’s traditional reliance on volunteer genealogists has been enhanced by the call for members and non-members to help with the immense task of reliably indexing the universe of digital records now amassed. This work is offered as mutual help among genealogists, with spiritual overtones. An article published on the partnerships in 2014 acknowledges the enormous financial costs of the LDS genealogical project as it grows exponentially in size, while remaining free to the public, as well as noting the contribution made by LDS member tithes.³⁹ Offering clear answers to a number of questions,⁴⁰ it explains that the LDS Church does not sell the genealogical work of volunteers to commercial companies; however, it sidesteps the issue of the general financial model on which all data-harvesting companies are premised. It also does not make clear to what extent LDS FamilySearch may now or in the future come to depend on commercial companies for sustainability.

“Q. Will FamilySearch continue to form these kinds of partnerships with commercial vendors?

A. Yes. This collaboration is one of the many ways we will accelerate the delivery of family history resources and make them accessible to the world. As long as we can continue to create a win-win situation for the other players in the family history community, we will continue to invite them to join with us, not just to exchange records,

36 Sunny Morton, Genetic Genealogist Answers 9 Common Questions about DNA Testing, 17 July 2019, <https://www.ldsliving.com/What-You-Need-to-Know-About-DNA-Testing/s/91206> (7 July 2020).

37 Ibid.

38 For example, <https://www.familysearch.org/dna-testing/faq> (7 July 2020).

39 Dennis Brimhall, FamilySearch Partnerships: Some Questions and Answers, FamilySearch Blog, 26 Feb 2014, <https://www.familysearch.org/blog/en/questions-answers-familysearch-partners/> (7 July 2020).

40 DNA research in itself is not opposed by Latter-day Saints, who view medical research positively; about 50 per cent of members support stem cell research.

but to continue to innovate and develop the next generation of tools to search, organize, and present these records as well.”⁴¹

The LDS millennial horizon envisages the joining-up of the genealogy of all mankind, before resurrection and theogony. In contemplating the ways in which this vision overlaps with that of ventures like AncestryDNA, LDS writers tend to slide towards an accommodationist view of the capacity of such companies to make known genetic connections whether or not those involved are ready to make them into kinship. Sunny Morton advises: “You may need to point out (gently) that because of DNA testing, the situation may eventually become known anyway, and that it may be best to take control of that knowledge and relationship now.” At the same time, LDS genealogy sites offer promotions for paid, commercial services including DNA tests on affiliated sites. The Genealogy Reporter for June 12 2020, for example, highlights (with no apparent sense of irony) “Father’s Day Deals for DNA testing and more!” and notes that “Clicking on links provided in this post may result in a commission being paid to The Genealogy Reporter at no additional cost to you”⁴² What the cost may be to the LDS genealogical project remains to be seen.

“Ordinary, working people” – kinship and class in English framings

The practice of family history in England inevitably is also class history. This is despite the fact that amateur genealogy rarely presents itself as a politicized enterprise, and class per se may or may not be an explicit topic of discussion among practitioners. The democratization of genealogy, which Weil and others have noted for America, has also taken place in the UK. Genealogy was once most associated with claims to aristocracy, with heraldry and other elite concerns; family history has become a widespread hobby and interest, which is viewed as available to everyone and which engages people from a wide range of working-class and middle-class backgrounds.

What is less often noted is that English family historians themselves are active commentators on these developments, and will readily offer a kind of informal historiography of their pursuit. Everyone I spoke to agreed that the take-off of interest in English family history pre-dated the explosion of internet research, although that had fuelled it. Most people mentioned the impact of the popular TV series Roots and the book from which it was adapted and which appealed to English as well as American audiences, conveying the idea that everyone has a history and that ‘ancestors’ have a social and ethical value in themselves.

As I have previously noted, the immediate triggers for people in England to take up family history research are often to do with a sense of personal obligation or intention to research a particular family member, for instance, after a bereavement. The framing of this relation-making research, however, is to do with thinking about history and usually involves setting

41 Brimhall, FamilySearch Partnerships: Some Questions and Answers.

42 Amie Bowser Tennant, Father’s Day Deals on DNA Testing and More!, in: The Genealogy Reporter, 12 June 2020, <https://thegenealogyreporter.com/fathers-day-deals-on-dna-testing-and-more/> (31 May 2021).

the genealogical lines researched within a sense of their social context. For most people, what felt relevant was to understand connections with kin – or the fracture, rejection, or loss of those connections – in relation to the times and places in which they happened, including the kinds of social pressures which weighed on deceased kin. In my view, therefore, the rise of English family history has to be understood as part of the broader post-war expansion of further education, adult education, and higher education, which increased opportunities for people to engage with the idea of history as an object of study. In academic history, interest in social history and oral history increased. In the same period, national TV and the expanding membership of the National Trust and other heritage institutions offered a broadly compatible view of history (as well as nature) as the possession, endowment, or inheritance of the whole population. To say this is not to suggest that actual access to education and other measures of equality were ideal in this period; they of course were not, and there were profound regional differences of experience and policy inequalities, notably the economic and social devastation of the mining communities under Margaret Thatcher. Until the post-2008 austerity years, however, it was still possible for many people to feel that the post-war settlement, which promised a commitment to greater opportunity and reduced class inequality for the whole nation, was still available as an ideal if not as a fact. To tell a family history story might mean, then, to place one's own family background within a national framing, which promised a progressive movement from a less inclusive to a more inclusive society. Stories about class, which were often critical accounts of painful circumstances, were at the same time usually placed in relation to the sense that present conditions were better for the teller and that the living owed either gratitude to past ancestors for what they had achieved, or recognition of their suffering that had been ignored at the time they lived. Even stories of conflict are recounted within this national imaginary of reconciliation and social progress, although this may be a selective view of the facts.⁴³ Since 2008, many people still feel a deep attachment to and hope for restoration of this narrative, which appeals to supporters of different political parties in different ways, but it has become more difficult to sustain against sharply rising levels of economic inequality.⁴⁴

The relationship between family history, history, and class in England was strikingly illuminated for me by one of my interlocutors, Alys.⁴⁵ For Alys, the sense that family history had become the possession of 'ordinary people' was crucial. She drew a strong distinction between two forms of genealogical society; on the one hand, she said, there are "one-name societies" dedicated to tracing back a particular surname through time and focused on its elite associations and the concept of lineage. Alys herself had experience of these groups, as she

43 See for example a BBC news item and documentary on the twentieth anniversary of the miners' strike, 24 Sept. 2004: "Inside Out; the Miners' Strikes Revisited" which concludes: "The scars of the Miners' Strike remain deep ones, but at least some of the men who once went underground have now found new lives above ground", http://www.bbc.co.uk/insideout/eastmidlands/series5/miners_strike_coal.shtml (12 July 2020).

44 For a trenchant summary of the effects of austerity policies, see the report of Philip Alston, UN Special Rapporteur on Extreme Poverty and Human Rights, who visited the UK 2018–19. Prior to the Covid-19 outbreak, Alston noted that "[a]lthough the United Kingdom is the world's fifth largest economy, one fifth of its population (14 million people) live in poverty, and 1.5 million of them experienced destitution in 2017. Policies of austerity introduced in 2010 continue largely unabated, despite the tragic social consequences", <http://www.bristol.ac.uk/poverty-institute/news/2019/un-rapporteur-final-report.html> (12 July 2020).

45 See Cannell, *Ghosts and Ancestors*, for another discussion.

had assisted with their administration and research. They typically met in exclusive locations, including historic buildings such as Cambridge college rooms. On the other hand, there is family history, which is aligned with local history; people meet informally, in the pub or a village hall or the gym of the local elementary school. They discuss their own family research, and also the history of the area in which they live. They form an audience and also offer lectures, tours, and outings, and often engage with local media such as regional newspapers and local radio stations. They also often raise money together to sustain their local society activities, for example by transcribing hand-written parish archives and offering these digitized records for sale for a modest sum, as CDs and downloads. Family history societies therefore are active and collective agents within the genealogy scene, who may produce, consume, and sustain a particular sense of local history and the place of their own relatives within it.

Family history societies base their community relationships largely on locality but use permeable boundaries. Holding themselves in contrast to the exclusionary outlook of elite one-name groups, they also recognize that people may come to 'belong' locally in different ways. A member of one Yorkshire Family History Society I spoke to at a family history show, for example, explained that he was an active contributing member of his own local society despite having no ancestors of his own who came from the area. His wife had family locally but was not herself so much involved in the society; his own ancestors came from a different region of the country, but he researched them alongside his Yorkshire friends and neighbours whose roots were local. He had also got involved in researching and producing local Yorkshire records for other people to use, although these were not immediately contributing to his own natal family tree.

For active researchers like my Cambridgeshire interlocutor Alys, the commitment to local history can become a passion. Alys emphasized that she felt her research into her own ancestors was part of her work on the past of 'ordinary, working people' in the area. Like several other amateurs, Alys had taught herself to read and transcribe historic handwriting so that she could research archives. She had also acquired a lot of knowledge of the local past and local people's lives. Stories from her own family resonated with the stories of people from different periods of history who were not her own relatives. Like many people, Alys encountered a story of illegitimacy in her own family, which was directly linked to class inequality in recent times; one of her great-aunts, who had worked as a domestic servant on a landed estate, had an illegitimate child, whose father was the local squire. The stigma attached to this event had destructive effects, which played out in her own family over three generations and which her father had made efforts to repair. To think through these personal stories is, at the same time, to reflect on widespread patterns of class and social inequality in English history, and often to do this together with other people; family history then becomes a collective possession.

Family and local historians include people with higher educational and professional degrees in different areas and those with qualifications in academic history and genealogy. They also include many people who are self-taught, keen amateurs, genealogists who have learnt on the job, and people who have acquired a lifetime of expertise about their locality. As their stories indicate, for some people these are milieux in which people themselves acquire skills and find a community that recognizes this. For a significant number of my English interlocutors, this success may be in contrast with experiences of school education, which were disappointing and in which their potential was not fully realized, or life-stories that

cut them off from university education when they were younger. For these constituencies, genealogy is one terrain on which people can themselves become transmitters of knowledge, adding to the ways in which the past is known and interpreted as history. Alys, for example, had created items for local radio on the working past, as well as working on written accounts relating to both her own ancestors and other, unrelated local figures she encountered in the archives and who she felt were speaking to and through her.⁴⁶

It is this shared ground consisting of English genealogy and local history that frames the quotation with which I began this paper. The East Anglian town of Bury St. Edmunds is the sort of place where many people say they would like to live; people who grow up in the area indeed may move away to make careers in London or elsewhere, but many current residents also describe making deliberate decisions to return, to bring up children, or to situate a career change, or perhaps to take early retirement. It is a small market town, site of a major Benedictine monastery and once worldwide pilgrimage site housing the bones and shrine of the miracle working saint and king, Edmund. The remains of the monastery dissolved in the Reformation now frame extensive public gardens set amidst the atmospheric ruins, as well as the present-day cathedral, which – despite looking entirely traditional – is in fact made up of recent extensions in period style to what was once a modest sixteenth-century church. An open, sloping square with a mixture of medieval and Georgian frontages links the gardens to the main streets (also medieval in plan) of a small hill and great variety of quaint shops, cafes, and other amenities, as well as a market square with a lively twice-weekly market.

The town is also home to many civic organizations and local activity groups, including both family historians and local historians, who often carry out some of their research work in the Suffolk Public Records Office, also situated in Bury St. Edmunds. Indeed, residents invest a lot of time, energy, and interest thinking and talking about history through the prism of their own town and region. This is perhaps easier because Bury St Edmunds and its environs, although now relatively speaking a backwater, were significant actors in many of the defining events of English history, including the Reformation, the Civil War, and the First and Second World Wars. Suffolk however was not one of the key areas that was urbanized during the Industrial Revolution; rather, East Anglia, having in earlier periods often been rich from wool, textiles, and agriculture, became an area providing reserve labour to the new factories of the Midlands and the North. Bury St. Edmunds shares the sense of having a lot of history available to consider, in a town that is liveable and not overcrowded.⁴⁷ In addition to the local Family History Society, Bury St. Edmunds is an important hub for a very active circle of amateur, semi-professional, and professional writers of local and regional history. The town's bookshops contain well-stocked local-interest sections with a regular turnover of new titles on Suffolk. Talks and tours by local experts are popular and routinely enjoyed by residents and people from the wider locality. There are some out-of-area tourists in Bury St. Edmunds, especially summer visitors, but this is not a major national or international tourist

46 On the capacities of another kind of English amateur society for social and agentive self-construction, see Adam Reed, *Literature and Agency in English Fiction Reading: A Study of the Henry Williamson Society*, Toronto 2011.

47 Alexandra Goss, *What It's Like to Live in Bury St Edmunds. The Suffolk Town Has Period Character and a Vibrant Social Scene*, 13 October 2019, <https://www.thetimes.co.uk/article/what-its-like-to-live-in-bury-st-edmunds-lmd76m6dw> (13 July 2020).

destination; rather, the town often seems to be enjoying producing and consuming its own history as a communal pleasure.

The town also contains a small local museum, Moyses Hall, housed in part in what was once a debtor's prison. While chatting to one of the museum volunteers there one day, I mentioned one of the sculptures that can be seen in the gardens of the cathedral: a simple, modernist depiction of figures in a stylized boat making their way across a line of undulating waves. It is situated outside the cathedral café, known as the Pilgrims' Refectory, which seems an appropriate link. However, for local residents who take an interest, the boat sculpture is also one token of the many links between Bury St Edmunds and America. The museum staff member recalled that the sculpture (by Suffolk-born artist Jonathan Clarke⁴⁸) supposedly depicts one of the several boats of early Suffolk settlers, many of them Puritans, who left England for America. Specifically, she thought, the boat might refer to the Godspeed, in which Bartholomew Gosnold sailed to establish Jamestown in Virginia in 1607. On an earlier trip, where an attempted settlement had ended in failure, Gosnold had already reached Cape Cod and named Martha's Vineyard for his daughter, who had died aged two and is buried in the Great Churchyard in Bury St. Edmunds.⁴⁹

Some members of the Gosnold family, she added, had visited Bury St. Edmunds and she recalled that they had tried to establish their links with local descendants through genetic testing, but the results had come back unexpectedly negative, causing a lot of puzzlement and frustration to all concerned. DNA testing, she remarked, was not the solution to every question; rather, "it sort of gets in the way of history sometimes, doesn't it?"

The volunteer did not offer a specific or technical theory about why the anomalous genetic result had been returned. What came to mind most easily was that the genetic connection between the American and the English Gosnolds had somehow been interrupted – for example by some long-past instance of illegitimacy or adoption in the intervening generations, or some unknown twist to the story involving a branch of the family or a migration of names. DNA testing had produced a disappointment for a wider historical narrative, just as it often produces a jarring result for more immediate family relationality. This, however, was not the central element of interest in the story for the teller, and nor did it figure as a concern for anyone else that I spoke to. In fact, what struck me about this small incident was that at least in this case, the immense reach and claims of commercial genetic genealogy had been downgraded to the status of an entirely familiar sort of glitch in kinship, which, like the previous means by which such glitches could have come to light, had got in the way of history temporarily. One kind of evidence that was expected to help structure the story had instead yielded a disappointment, but history itself remained; the connections between this part of East Anglia and the Puritan Eastern seaboard remained, as did the link via the Gosnolds; it was just that this link turned out to be more complicated and less fully knowable than people had hoped.

Handling twists and turns that complicate a story, and facing setbacks in seemingly promising lines of evidence, are skills that are the stock-in-trade of dedicated family historians. These skills are not only employed in genealogy; rather English family historians tended also to be interested and take part in a range of other history activities and events. History making

48 <http://jonathanclarke.co.uk/gallery/by-type/> (30 May 2021).

49 http://www.bbc.co.uk/suffolk/dont_miss/usa/gosnold/gosnold.shtml (30 May 2021).

of this kind is at the interface between different domains and institutions – commercial tours, (promoted for tourism but often locally attended), amateur performances, public heritage, informal involvement with publicly owned buildings and monuments (for instance, regular family trips, or acting as a volunteer gardener), and personal and sometimes speculative reading and special interests.

While individuals might pursue any number of topics of interest, including complex and contentious issues, the wide framing of this civic and amateur history remains a broadly consensual narrative of history as progress towards a more democratic present and away from a less democratic past. Two often-used themes may illustrate this; the Red Barn Murder and sightings of the monks who had formerly inhabited the Benedictine abbey.

The notorious murder of Maria Marten by William Corder is linked to Bury St Edmunds because Corder was eventually tried and hanged there in 1827; many thousands watched him hang. His body was dissected as an anatomy demonstration, and various macabre artefacts were made from his remains, including his skin, which was used to bind a copy of a book detailing his crimes. Marten, from a poor family, had been seduced by wealthier local men ending with Corder, who promised to marry her when she became pregnant with his child, but murdered her instead. The story is often told in local tours of the town and re-told for example in the East Anglian Daily Times, to exemplify the newspaper's support for and relationship with the local community and to solicit subscriptions.⁵⁰ While this kind of story might have a commercial pull, it is noticeable that it features in situations where tourist income is not at issue, but local audience consumption is. It stands as one famous instance among the thousands of stories like that of Alyss's aunt, where the exploitation of women from poor families and the stigma of illegitimacy go unpunished. These stories had been a source of pain and shame to families, and the work of family historians in recognizing the patterns of common experience, which renders the story as history, helps remove that shame.

Bury St. Edmunds is said to be full of ghosts, and several of them involve the monks of the former abbey, who move about the town in its former geography, including through underground passages believed to have linked ancient buildings.⁵¹ The monks recall to residents a shared version of their town's past, in which ordinary lay people progressively liberated themselves from the abbey, which was a major feudal landlord. This story is intertwined with the idea that the town is a Protestant place, which was critical of the Catholic Church at the Reformation.⁵² These and other presences animate a mapping of the town according to its history, which many residents will refer to in conversation. Strikingly, many residents have memorized the mental image of the former abbey,⁵³ so that they can easily say where in the medieval plan they are standing, or even offer alternative readings of the archaeology and ruins. History as a narrative and an activity is therefore strongly emplaced, and local family historians move through it daily, as well as reading and writing about it. Bury St. Edmunds's sense of itself as a town 'with history' is not new; it was one of the English towns that had the ambition and the budget to mount a historical pageant at the height of the fashionability

50 Stacia Briggs/Siofra Connor, Weird Suffolk: The Red Barn Murder, East Anglian Daily Times, 18 May 2018, <https://www.eadt.co.uk/news/have-you-heard-of-the-suffolk-red-barn-murder-1-5524681> (12 July 2020).

51 <https://www.paranormaldatabase.com/hotspots/burystedmunds.php> (13 July 2020).

52 Nevertheless, the ghostly monks also allow a kind of access to former religious charisma. On this, and on kinship in place, see Fenella Cannell, *Cathedrals in the Blood, or Why Protestant Places Matter* (in preparation).

53 Artists' impressions are readily available as postcards and books and in the cathedral.

of these enterprises, in 1907, and it held another in 1959; many of the players from the latter pageant are still active in town societies. Although the two pageants were quite different, both emphasized the link between the town and Magna Carta, and so with the traditional account of the origins of English Parliament.⁵⁴

More broadly, English family history has developed as a series of regional groups for the exploration of genealogy together with locality, by residents. Although people can join these groups from elsewhere, a central interest is in investigating antecedents who lived in the same region as their descendants, the researchers. Interest is focused on aspects of collective experience, for which documentary evidence is often plentiful. These forms of practice will encounter genetic genealogy rather differently⁵⁵ compared to certain diasporic projects, in which DNA may figure as the only means to recover undocumented relationality.⁵⁶

Coda

Neither of the two family history practices I have described here are at first sight particularly aligned to genetic genealogy, when compared to arenas such as research into prehistory or inherited medical conditions. Neither American LDS nor English amateur family historians consider biological connection to be sufficient on its own, without complex social practices of person-making and relation-making. LDS doctrine in fact teaches that all persons and relationships originate in a premortal existence prior to the physical body.⁵⁷ One might expect that this religious view of relatedness would therefore be underdetermined by the role of DNA. Since 2014, however, the affiliation between LDS FamilySearch and commercial companies including AncestryDNA seems to have weakened the distinction between millennial universalism and commercial universalism. English citizens are no less vulnerable to data harvesting, and idioms of English history are certainly vulnerable to nationalistic distortions.⁵⁸ However, regional family history practices, at present, seem less open to existential reconfiguration by the hyper-valuation of genetic evidence of belonging.

⁵⁴ The barons met at Bury St. Edmunds in 1214 to discuss their rebellion against King John. Some photographs of the 1907 pageant and text describing it are digitised at <http://www.historicalpageants.ac.uk/featured-pageants/pageant-bury-st-edmunds-1907/> as part of the project “The Redress of the past; historical pageants in Britain”.

⁵⁵ The site Family Tree DNA East Anglia, running since 2006, lists 524 members at time of writing, and does not appear very active. The site aims to recruit regional DNA submissions to supplement traditional genealogy (for instance, where surnames are lost or altered) and, secondarily, to enquire into prehistoric haplogroups. <https://www.familytreedna.com/groups/east-anglia/about> (13 July 2020).

⁵⁶ Although, as Abel has shown, among populations historically affected by slavery, DNA research has been taken up much more enthusiastically in the United States than is the case elsewhere. Abel, *Of African Descent?*, 11.

⁵⁷ See Cannell, *The Re-Enchantment of Kinship*.

⁵⁸ As evidenced in the politics of Brexit, in which, again, data mining appears to have played a key role: <https://www.theguardian.com/uk-news/2019/jul/30/cambridge-analytica-did-work-for-leave-eu-emails-confirm> (14 July 2020).

Toxic Memories and Amateur Genealogy in Contemporary Russia

Abstract: This article investigates post-Soviet practices of amateur genealogy in relation to the politics of memory in Russia. Based on long-term ethnographic research into a popular genealogy club in a large provincial city, it explores genealogists' interpretive practices through which flat and unified historical narratives about the Soviet past, and especially about political violence, gain temporal, and spatial depth. The article argues that these practices have been informed by a growing presence of the therapeutic discourse in post-Soviet Russia, which resulted in genealogy becoming a means to reshape individuals' relations with the Soviet past. Positioning oneself on the genealogical grid and historicizing family narratives contextualizes the self and ensures a sense of inclusion in a broader community. It is by virtue of its transformative potential that amateur genealogy becomes a balm for post-Soviet memory.

Keywords: amateur genealogy, commemorative politics, genealogical imagination, political violence, post-Soviet memory, therapeutic discourse

Introduction

In the popular television show *Watchmen*,¹ based on a much-beloved graphic novel by Alan Moore,² the heroine, Angela Abar, takes an overdose of "Nostalgia", a pill that contains other people's memories. The pill holds the memories of Angela's late paternal grandfather, an African American police officer, whose life history had been overrun by institutional racism and popular prejudice. The overdose entangles her personal memories of hardship with those of her late grandfather, whom she did not ever know growing up. His memories, enmeshed with her own, literally causes Angela prolonged and unbearable physical pain, during which she loses her consciousness and is fighting for her life. This episode of the show poignantly communicates the toxic effects of an intergenerational trauma. That is, family histories, when situated in larger historical and political contexts, can be toxic to an extent that they might imperil one's wellbeing.

DOI: 10.25365/rhy-2021-5



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

Inna Leykin, Department of Sociology, Political Science and Communication, Open University of Israel, 1 University Road, Raanana, Israel 43107, innale@openu.ac.il

Acknowledgments: I am grateful to two anonymous reviewers who offered insightful and constructive guidance for revision. I would also like to thank Georg Fertig and Sandro Guzzi-Heeb, editors of this special issue, and Elisabeth Timm for generously inviting me to think anew about genealogy and its cultural significance.

1 Watchmen, created by Damon Lindelof, HBO, 2019.

2 Alan Moore/Dave Gibbons, Watchmen, DC Comics, 1995, <https://www.goodreads.com/work/best-book/4358649-watchmen> (9 February 2020).

I was reminded of this episode when recalling my conversation with Mila, a retired high school Russian-language teacher. Mila is a seasoned genealogist and chair of the local genealogy club in a large provincial city in Russia. “Genealogy has a soothing effect on memory” (“rodovedenie uspokaevaet pamat”), Mila told me when explaining her enthusiasm for genealogy. After following local genealogists and their practices for over a year, I was puzzled by Mila’s description of genealogy as “soothing”. How can it have a calming effect on memory when the club members’ stories that I had heard were painfully punctuated by the political violence and social cataclysms of the long twentieth century in the former Soviet Union? Narratives about families affected by state violence and events associated with collectivization campaigns, Stalin’s terror, population transfers, World War Two, and their aftermath figured prominently in amateur genealogists’ research and narratives.³ For club members I observed during my research, discovering the ramifications that these events had for their ancestors exacted a real emotional toll. And yet, unlike Angela Abar, who literally almost died discovering painful and traumatic memories of her grandfather, Mila and many of her fellow genealogists perceived the social practice of reconstructing the past by means of genealogical research to have a *healing* effect on their personal and collective memory.

I take Mila’s statement about the calming effect of genealogy as a starting point to examine an inherent tension between the genealogical maps, fraught with signs of political violence, and the genealogists’ interpretations of their practices as having a “soothing” effect on their memory. Understanding this tension requires situating it in the context of state obfuscating and zigzagging interpretations of the Soviet political violence, which nevertheless continues to penetrate the post-Soviet present.⁴ In the context of conflicting interpretations of Soviet history, characteristic of the current political moment, the social practice of amateur genealogy makes it possible to do what the “Nostalgia” pill did for Angela Abar – to identify the intimate links between political histories of violence and one’s own familial narratives, implicated in these histories. In the context of restrictive politics of memory, characteristic of the current moment, amateur genealogy becomes an alternative channel of recollection that brings these entanglements closer to the present, vivifying in the here-and-now the history of Soviet political violence.

3 Golfo Alexopoulos, Stalin and the Politics of Kinship: Practices of Collective Punishment, 1920s–1940s, in: Comparative Studies in Society and History 50/1 (2008), 91–117, DOI: 10.1017/S0010417508000066. Although Soviet legislation around punishment avoided the explicit language of kinship, historical research demonstrates that Stalin’s terror policies targeted personal and familial networks, highlighting collective punishment as the main means of terror.

4 John Borneman, Settling Accounts: Violence, Justice, and Accountability in Postsocialist Europe (Princeton Studies in Culture/Power/History), Princeton, NJ 1997; Alexander Etkind, Warped Mourning: Stories of the Undead in the Land of the Unburied, Stanford 2013; Neringa Klumbytė, Memory, Identity, and Citizenship in Lithuania, in: Journal of Baltic Studies 41/3 (2010), 295–313, DOI: 10.1080/01629778.2010.498188; Serguei Alex. Oushakine, “We’re Nostalgic but We’re Not Crazy”: Retrofitting the Past in Russia, in: Russian Review 66/3 (2007), 451–482, <https://scholar.princeton.edu/oushakine/publications/were-nostalgic-were-not-crazy-retrofitting-past-russia> (1 June 2021); id., Second-Hand Nostalgia: On Charms and Spells of the Soviet Trukhliashchka, in: Otto Boele/Boris Noordenbos/Ksenia Robbe (eds.), Post-Soviet Nostalgia: Confronting the Empire’s Legacies, New York/London 2019, 38–69, <https://www.rug.nl/research/portal/publications/post-soviet-nostalgia/6f9cc674-751c-4cd7-8c96-42d7e708c063/export.html> (20 February 2020); Katherine Verdery, The Political Lives of Dead Bodies: Reburial and Postsocialist Change, New York 1999.

How, then, is the social practice of amateur genealogy regarded as a form of healing? It is my argument that these interpretations are informed by a growing presence of the therapeutic discourse in post-Soviet Russia.⁵ Elsewhere, I have written how, as part of a burgeoning self-help culture in post-Soviet Russia, genealogy has been mobilized as a psychological resource in people's quest for orienting oneself in the changing relationships with the post-Soviet state.⁶ In this article, I demonstrate how the therapeutic reasoning that Mila and her fellow genealogists bring into their practices turns popular genealogy into an instrument capable of calming the agitated memory of the Soviet past.

It what follows, I first discuss how the post-Soviet case of popular genealogy with its particular stress on political violence relates and contributes to the scholarship on genealogy as a modern form of care and belonging. Second, I delineate the post-Soviet politics of memory and commemoration and show how obfuscating and often restrictive interpretations of the past turn amateur genealogy into an institutional channel for articulating conflicting memories of the past. Third, I discuss how this walk down the memory lane, either through archival research or through collecting testimonies from living relatives, reveals the notion of toxicity and potential harm embedded in these recollections and the reconstructions of family. Finally, I turn to the redeeming and therapeutic qualities of genealogy that transforms the toxic effects of historical cataclysms of the twentieth century into a symbolic device for healing the toxic and agitated memories of the past.

Genealogy as a form of care in post-Soviet Russia

Genealogy is booming in Russia as it is in European and North American contexts. Such popular interest in genealogy is in itself a modern phenomenon. While traditionally it was the near-exclusive preserve of European aristocracy, concerned with registering and maintaining its inherited positions, in the nineteenth century, genealogy became popular among the newly emerging middle class and served to solidify their bourgeois pedigree and property rights.⁷ It also played an important role in constructing the narratives of nation-building

-
- 5 Julia Lerner, TV Therapy Without Psychology: Adapting the Self in Post-Soviet Media, in: *Laboratorium* 2011/1, 116–137; Julia Lerner/Claudia Zbenovich, Adapting the Therapeutic Discourse to Post-Soviet Media Culture: The Case of Modnyi Prigovor, in: *Slavic Review* 72/4 (2013), 828–849; Tomas Matza, Moscow's Echo: Technologies of the Self, Publics, and Politics on the Russian Talk Show, in: *Cultural Anthropology* 24/3 (2009), 489–522, DOI: 10.1111/j.1548-1360.2009.01038.x; id., "Good Individualism"? Psychology, Ethics, and Neoliberalism in Postsocialist Russia, in: *American Ethnologist* 39/4 (2012), 804–818, DOI: 10.1111/j.1548-1425.2012.01396.x; id., Shock Therapy: Psychology, Precarity, and Well-Being in Postsocialist Russia, Durham, NC 2018; Suvi Salmenniemi/Maria Adamson, New Heroines of Labour: Domesticating Post-Feminism and Neoliberal Capitalism in Russia, in: *Sociology* 49/1 (2015), 88–105; Suvi Salmenniemi/Mariya Vorona, Reading Self-Help Literature in Russia: Governmentality, Psychology and Subjectivity, in: *The British Journal of Sociology* 65/1 (2014), 43–62.
- 6 Inna Leykin, Rodologija: Genealogy as Therapy in Post-Soviet Russia, in: *Ethos* 43/2 (2015), 135–164, DOI: 10.1111/etho.12078.
- 7 Jason Tebbe, From Memory to Research: German Popular Genealogy in the Early Twentieth Century, in: *Central European History* 41/2 (2008), 205–227, DOI: 10.1017/S0008938908000319; Dallen J. Timothy/Jeanne Kay Guelke (eds.), *Geography and Genealogy: Locating Personal Pasts*, Aldershot 2008.

and promoting the importance of family research for national interests.⁸ Today, along with roots tourism, genealogy is often cited as one of the most popular hobbies worldwide.⁹ Augmented by virtual technologies and DNA testing through genetic ancestry labs, genealogy is experiencing another heyday.¹⁰

Social scientists have of course documented the important role genealogy plays in modern life.¹¹ As a hobby, genealogy is sometimes framed as a symbolic practice that provides individuals with an opportunity to rewrite personal identities outside the institutions and categories imposed on them by state.¹² Fenella Cannell argues against seeing popular genealogical

-
- 8 For the Scottish case see: Paul Basu, *Highland Homecomings: Genealogy and Heritage Tourism in the Scottish Diaspora*, London 2007; for the Irish case see: Catherine Nash, *Of Irish Descent: Origin Stories, Genealogy, & the Politics of Belonging* (Irish Studies), Syracuse, NY 2008; for the German case see: Tebbe, *From Memory to Research*.
- 9 Alex Haley, *Roots*, Doubleday 1976; Nash, *Of Irish Descent*, 8.
- 10 Basu, *Highland Homecomings*; Catherine Nash, Genetic Kinship, in: *Cultural Studies* 18/1 (2004), 1–33, DOI: 10.1080/0950238042000181593; Tebbe, *From Memory to Research*; Timothy/Guelke (eds.), *Geography and Genealogy*; Eviatar Zerubavel, *Ancestors and Relatives: Genealogy, Identity, and Community*, Oxford 2012. – Although I have not met anyone who took a DNA test, in the neighbouring Republic of Bashkortostan, inhabited by a Turkic-speaking ethnic group, DNA tests have recently gained prominence among amateur genealogists: Yusopov Yuldash, *Bashkirskie Uchenye Prodvigaiut Ideii Genogeografi* [Bashkir Scientists Promote the Ideas of Geno-Geography], in: *Elektrogazeta.Rf*, 18 March 2015, section Nauka, <http://www.i-gazeta.com/news/nauka102/33006.html> (4 March 2020). Television shows such as *Who Do You Think You Are?*, in both its British and American formats, further fuel the genealogy fires. Versions of this show were sold to various European countries, where it is successfully circulating. In Russia too, at least two TV shows that explore genealogical relatedness are in circulation. One such show, reminiscent of *Who Do You Think You Are?*, features Russian celebrities setting off on journeys to explore their family history. The show makes use of historians and local genealogists while advertising software programs and websites to enable a broader audience to conduct their own private genealogical investigations.
- 11 Basu, *Highland Homecomings*; Fenella Cannell, English Ancestors: The Moral Possibilities of Popular Genealogy, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 17/3 (2011), 462–480, DOI: 10.1111/j.1467-9655.2011.01702.x; Janet Carsten, Introduction: Ghosts of Memory, in: Ead. (ed.), *Ghosts of Memory: Essays on Remembrance and Relatedness*, Malden, MA/Oxford 2007, 1–35; Jeanette Edwards, A Feel for Genealogy: “Family Treeing” in the North of England, in: *Ethnos* 83/4 (2018), 724–743, DOI: 10.1080/00141844.2017.1322115; Rebecca Empson, Enlivened Memories: Recalling Absence and Loss in Mongolia, in: Carsten (ed.), *Ghosts of Memory*, 58–82; Caroline Legrand, Routes to the Roots: Toward an Anthropology of Genealogical Practices, in: Diana Marre/Laura Briggs (eds.), *International Adoption: Global Inequalities and the Circulation of Children*, New York 2009, 244–255; Nash, *Of Irish Descent*; Martine Segalen/Claude Michalet, *L'amour de la généalogie*, in: Martine Segalen (ed.), *Jeux de familles*, Paris 1991, 193–208; Andrew Shryock, Nationalism and the Genealogical Imagination: Oral History and Textual Authority in Tribal Jordan (Comparative Studies on Muslim Societies), Berkeley/Los Angeles 1997; Elena Zdravomyslova/Olga Tkach, *Genealogicheskii Poisk v Sovremennoi Rossii: Reabilitatsiya “istorii” Cherez Semeinuiu “Pamat”* [Genealogical Search in Contemporary Russia: The Rehabilitation of “History” via Familial “Memory”], in: *Ab Imperio* 2004/3, 383–407, DOI: 10.1353/imp.2004.0168; Zerubavel, *Ancestors and Relatives*.
- 12 Segalen/Michalet, *L'amour de la généalogie*; Haley, *Roots*. In the late twentieth century, the practice of popular genealogy was also instrumental in highlighting the social histories of discrimination and addressing “the neglect of those ‘hidden from history’”. Perhaps the most well-known of such projects of cultural recovery is Alex Haley’s bestselling account of his journey to his ancestral home in West Africa, *Roots*. Haley’s book was an attempt to reconstruct a family history of an African-American who was denied a past by mainstream American culture, both through slavery and through the politics of the melting pot. Through a form of genealogical research, *Roots* brought a broad recognition to slavery as an important part of US history and challenged the mainstream ideology of assimilation. Its renown appears responsible for the rising interest in genealogy in the US.

pursuit as a psychological compensatory practice of individuals. In her ethnographic account of amateur genealogists from East Anglia as well as her analysis of the British TV show *Who Do You Think You Are?* she argues that, “genealogy is a process by which the dead are brought back to some form of social life, the life of kinship, through the work and the journeys (both literal and emotional) which their living descendants undertake on their behalf”.¹³ In her account, genealogy is fundamentally about care for the dead, which can also bring about new relations with the living. Amateur genealogy, therefore, is a moral and cultural space that points to religious dimensions of genealogical research, in which the living English create a shared social life by reviving their dead ancestors. Jeanette Edwards, also conducting her research in England, argues for genealogy as a practice of belonging to specific *places* and people, both dead and alive, in which family trees function as a display of the credentials of belonging to community, people, and things.¹⁴

In post-Soviet culture, genealogy as a form of care and belonging should be understood against the backdrop of the disappearance of the traditional Soviet system of meanings and the state’s obfuscation of the past. The specific nature of the Soviet past has necessarily shaped the practice of genealogical research. Thus, the turbulent years and aftermath of Stalin’s terror, collectivization campaigns, and World War Two play a prominent role in genealogists’ stories and their attempts to make sense of their lives. Reappearing in many stories, these “temporal landmarks”,¹⁵ familiar to all and punctuated by political violence and/or clashes with political power often serve as points of departure from which to begin the process of rearranging personal and familial narratives.

I began conducting my ethnographic research in 2009, and although I have since moved on to explore other social issues, I have kept in touch with the core of my interlocutors and continued following their activities both on- and off-line. As Jeanette Edwards notes, family genealogical research as a practice of belonging and care is characterized by a “processual and never-finished nature”.¹⁶ Indeed, the majority of the genealogy club members I followed are engaged in a long-term search for their family histories. Uncovering new information about one’s ancestors generates new leads. These are then used for the continuous construction and reconstruction of the genealogical grid. New details and discovered documents shape new interpretive strategies for making sense of the past. I observed club members striving to create elaborate genealogies dating back much further than the twentieth century. Some even unearthed documents from the seventeenth and eighteenth centuries, when, with the wave of the incursion of the Russian empire into the Eastern lands, their ancestors – peasant serfs – were forced to move to brand-new company-towns in the Urals and Siberia.¹⁷

13 Cannell, English Ancestors, 469.

14 Edwards, A Feel for Genealogy.

15 Scholars of memory refer to historical events that are instantly familiar and intelligible to others as “temporal marks”. Kevin Birth, The Immanent Past: Culture and Psyche at the Juncture of Memory and History, in: Ethos 34/2 (2006), 169–191, DOI: 10.1525/eth.2006.34.2.169; Jennifer Cole, Malagasy and Western Conceptions of Memory: Implications for Postcolonial Politics and the Study of Memory, in: Ethos 34/2 (2006), 211–243, DOI: 10.1525/eth.2006.34.2.211; Maurice Halbwachs, On Collective Memory, ed. by Lewis A. Coser, Chicago 1992.

16 Edwards, A Feel for Genealogy, 729.

17 Although beyond the purview of this article, several club members, and Mila was among them, managed to convert their personal experiences of reconstructing family trees into a successful source of income. They offered paid services to people interested in discovering their roots. Not a cheap service, it attracted quite a few members of the emerging middle class in post-Soviet Russia.

Yet, most of the stories that I heard in the genealogy club's meetings roughly corresponded to the four generations of families that lived through the tumultuous history of twentieth-century Soviet and post-Soviet Russia. This situates club members within a relatively modest timeline and affects how they shape their historical narratives. Despite the modest and relatively shallow timeline of the genealogical grids, the significance attributed to specific socio-political events in the family narratives provides the described social ties and the historical narrative with considerable depth. Sergeui Oushakine writes about the recent vogue of museums and exhibitions dedicated to Soviet lifestyle and to the material culture of the Soviet past as actualizing the connections between different generations. The material qualities of things help visualize and articulate the social ties between people, ideas, and objects across time and generations.¹⁸ Similarly, visualizing and contextualizing state violence using the genealogical map, structures the narratives about specific historical events, connects different generations, and brings the experience of history closer to the narrator.

This article builds upon and adds an important dimension to the scholarship that conceives of amateur genealogy as an important modern social practice of care and belonging.¹⁹ Although scholars studying popular genealogical activities perceive political developments as fuelling family trajectories, in the scholars' accounts, by and large, political transformations remain in the background – a silent context against or despite which people are reconstructing their family histories.²⁰ My ethnographic examples challenge this assumption insofar as Russian genealogists place a special emphasis on the embeddedness of their familial trajectories in historically grounded political circumstances and turn the context of historical political violence into the central feature of their reconstructions and family narratives. By using their ancestors' interactions with political disruptions and violence as the point from which to begin rearranging their personal and familial histories, genealogists revive the historical context of their familial narratives. In other words, in their family narratives genealogists instantiate the past political violence and their ancestors' relations with the state and political regimes.

Genealogy and the politics of commemoration in post-Soviet Russia

Natalia's familial narrative introduces us to the process of sketching, outlining, and articulating the entanglements between specific events of state violence and familial stories. I visited Natalia, an amateur genealogist in her late forties, in her home in one of the remote neighbourhoods in the city. Her two daughters were out and so the house was quiet, permitting an uninterrupted discussion. As we waited for the water in the kettle to boil, Natalia showed me her family tree, printed on a sheet of A3 paper. Going back and forth between the refrigerator

18 Oushakine, *Second-Hand Nostalgia*.

19 Cannell, English Ancestors; Edwards, *A Feel for Genealogy*; Empson, *Enlivened Memories*; Nash, *Of Irish Descent*; Zdravomyslova/Tkach, *Genealogicheskii Poisk v Sovremennoi Rossii*.

20 See, for example, Carsten, Introduction; Empson, *Enlivened Memories*.

and a small dining table, preparing and serving snacks, she narrated the genealogical chart that I was studying.

On Natalia's father's side, her great-grandfather, a wealthy peasant, was stripped of his farm in the early days of the collectivization campaign – he was *raskulachen* – and exiled to Siberia.²¹ He died there, presumably poisoned. That was, at least, the rumour circulating across generations of family members, but it was not clear why and by whom. After he died, his wife, Natalia's great-grandmother, returned to Ukraine. This was just before World War Two broke out. The couple had three sons, one of whom died in 1942 in the line of duty. Another son, Natalia's grandfather, was also drafted and married an army nurse. He, too, was killed in the war, leaving his wife to raise their baby (Natalia's father). Much less is known about Natalia's mother's side, whose ancestors come from a Polish town that is now in Ukraine. Natalia's maternal grandmother escaped the Nazi occupation in Ukraine but could not escape the front lines entirely, remaining in the occupied Kursk region. From her mother, Natalia heard stories about grandmother Efrosinia hiding beneath horse carts during the attacks and scrounging for food in neighbouring villages. Natalia concluded: "This is my story – exile and death on one side and perpetual movement and hiding on the other. All these things are part of me." I asked Natalia what she meant by that. In response, she suggested a straight line between the traumatic experiences of her ancestors and her present concerns that were undoubtedly shaped by a very different social context: "I can see how all these things that my ancestors went through manifest themselves in me. My marriage fell apart, I don't have my own apartment and I move around all the time. I do what I do because of what happened to them."

Natalia's story demonstrates how for many amateur genealogists, family connections and their entanglements with political violence and specific historical events become a vector of self-knowledge and self-realization.²² More importantly, these practices of self-knowledge also emerge as a means to organize one's relations with the Soviet past. Knowing oneself through the social practice of genealogy requires engaging with a difficult historical past and with conflicting interpretations of this past. To understand how amateur genealogists engage with the past and its interpretations, it is important to first consider the nature of post-Soviet commemorative politics and its effects on the social practice of genealogy.

The Soviet past has a palpable – if equivocal – presence in contemporary Russia, and the social practice of genealogy reveals certain aspects of post-Soviet memory politics.²³ Com-

21 *Kulak* was the category of wealthy peasants who were stripped of their wealth and either deported or imprisoned during the collectivization campaign that began as early as 1928.

22 Leykin, *Rodologija*.

23 Post-Soviet Russia is of course not the only example of unresolved memory politics. Coming to terms with the past through judicial, institutional, and popular initiatives leading to heated public debates have been the defining feature of many European nation states. In fact, it would be hard to find a modern nation state with a completely agreed upon memory of the past. Campaigns for exhuming tens of thousands of civilians killed by the Francoist regime during the civil war in Spain are but one example of such popular initiatives and their effects on the memory of past violence. See: Francisco Ferrández, Exhuming the Defeated: Civil War Mass Graves in 21st-Century Spain, in: *American Ethnologist* 40/1 (2013), 38–54, DOI: 10.1111/amet.12004; Carlos Jerez-Farran/Samuel Amago (eds.), *Unearthing Franco's Legacy: Mass Graves and the Recovery of Historical Memory in Spain*, Notre Dame, IN 2010, <https://muse.jhu.edu/book/1677> (8 October 2020); Layla Renshaw, Missing Bodies Near-at-Hand: The Dissonant Memory and Dormant Graves of the Spanish Civil War, in: Mikkel Bille/Frida Hastrup/Tim Flohr Soerensen (eds.), *An Anthropology of Absence: Materializations of Transcendence and Loss*, New York 2010, 45–61, DOI: 10.1007/978-1-4419-5529-6_3.

memorating the Soviet past has been central to state campaigns for national unity, and the performative nature of the state commemoration of its Soviet past plays an important role in organizing the Soviet experience in the present and in maintaining national consensus.²⁴ Post-Soviet political leaders have attempted to revise historical accounts of the Soviet period, and this process is far from complete. Constructing national unity requires presenting a national history without internal contradictions, and therefore these official renderings of the Soviet past often strip the historical past of its specificities and contradictions.²⁵ For example, several years ago, the president ordered the government to complete a protracted project of compiling a comprehensive history textbook for high school students. The textbook, Putin said, “should not have internal contradictions and double meanings”²⁶ Such a textbook is yet to materialize.

Seeking to create a unified national narrative of the Soviet past, the state uses legislation to marginalize, and even criminalize, certain historical narratives about political violence committed by and in the name of the Soviet state. A notable example is a law penalizing “false information about the actions of Russia and its allies during World War Two”.²⁷ This law is aimed at limiting the public’s freedom to criticize actions undertaken by the Red Army during World War Two.²⁸ The controversial nature of the Treaty of Non-Aggression between Germany and the Soviet Union has recently re-emerged as a political tool in Putin’s assertions about the role of the Soviet Union in World War Two.²⁹ Along with these legislative initiatives and political statements that clearly serve the current political interests of the state, public commemorations of Soviet atrocities have been represented as unpatriotic and threatening the national unity of the new post-Soviet state.³⁰ For that reason, organizations commemorating the victims of Soviet political violence have long been under attack in the campaign for national mobilization. *Memorial*, an interregional public organization that studies the history of political repression in the Soviet Union, was labelled a “foreign agent” by Russia’s Justice Ministry. This designation is designed to stigmatize alternative views of the state policies writ large.³¹

24 Boele/Noordenbos/Robbe (eds.), Post-Soviet Nostalgia; Serguei Alex. Oushakine, Remembering in Public: On the Affective Management of History, in: Ab Imperio 2013/1, 269–302; James C. Pearce, The Use of History in Putin’s Russia, Wilmington, DE 2020.

25 Boele/Noordenbos/Robbe (eds.), Post-Soviet Nostalgia; Alexey Miller, Russia: Power and History, in: Pro Et Contra, 13/3–4 (2009), 6–23; Elena Trubina, Past Wars in the Russian Blogosphere: On the Emergence of Cosmopolitan Memory, in: Digital Icons: Studies in Russian, Eurasian and Central European New Media, 2010/4, 63–85.

26 Sofia Samokhina, Istoriiu Delaiut v Tsentre i Na Mestakh, in: Kommersant, 29 August 2013, 2; Pearce, Use of History, 91–120.

27 Duma Passes Bill Criminalizing Rehabilitation of Nazism, Russia Today, 23 April 2014, <http://rt.com/politics/154332-russia-nazi-rehabilitation-ban/> (13 August 2014).

28 Petr Kozlov, Senatori Razrabotali Alternativnii Zakon o Natsizme, Izvestia, 27 June 2013, <http://izvestia.ru/news/552658> (20 August 2014); Svetlana Subbotina, Za Opravdanie Prestuplenii Natsizma Predlagaiut Sazhat Na Piat Let, Izvestia, 24 June 2013, <http://izvestia.ru/news/552465> (20 August 2014).

29 Andrew Roth, Molotov-Ribbentrop: Why Is Moscow Trying to Justify Nazi Pact?, The Guardian, 23 August 2019, World News, <https://www.theguardian.com/world/2019/aug/23/moscow-campaign-to-justify-molotov-ribbentrop-pact-sparks-outcry> (9 February 2020).

30 Tanya Lokshina, Russia’s Growing Intolerance for Dissent, Human Rights Watch, 2016, <https://www.hrw.org/ru/news/2016/04/29/289351> (9 February 2020).

31 Russia: Government vs. Rights Groups, Human Rights Watch, 2018, <https://www.hrw.org/russia-government-against-rights-groups-battle-chronicle> (9 February 2020). Memorial has been liquidated in 2022 for alleged

Despite the state's unceasing attempts to monopolize and mould a unified historic narrative, the residue of the Soviet past continues to infiltrate the post-Soviet present through non-state channels and more intimate evocations of past violence. While *Memorial*'s activity might be curtailed by the recent legislation, in the regions with high concentrations of Gulag prisoners, there are various non-state and informal initiatives to commemorate the victims of Stalin's terror. Thus, one finds monuments funded and raised by village residents that commemorate the victims of Stalin's repressive policies in several Siberian regions. Constructed through the collective efforts of local residents, some of these monuments are now maintained by local administrations.³² Situated in the far corners of the country, they materialize the history of political violence and its effects on the different generations of local residents.³³

It is this article's assertion that in Russia popular genealogy clubs provide a further institutional framework for these alternative evocations of the past. Since I first began my study, interest in genealogy has surged in Russia. A professional historian lamented that the state archive in the city is flooded with amateur genealogists, while she has a hard time securing space for her own research: "Genealogists are there, waiting to get in, like at 7:30 in the morning. If I don't come early enough, I might not find a place [...]." The head of the state archive in the city, concerned with the mistreatment of archival documents by the genealogists, echoed my friend's complaint. In the city where I conducted my research, there are now at least three different amateur genealogy clubs with approximately 600 active members. The numbers are only growing and younger generations of genealogists, who have had no personal experiences of living in the Soviet Union, having been born and raised after its fall, join the clubs in a quest for connectivity with people and places they have never encountered. Among other activities, these clubs host or visit other genealogy clubs in smaller towns in the region and host regional and national conferences dedicated to genealogical practices. In 2018, a coalition of genealogy clubs, city museums, a major information agency, ITAR-TASS, and a regional non-governmental foundation called "The 21st century's Family" won a hefty presidential grant for a project devoted to the popularization of the study of genealogy among the youth

violations of the "Foreign Agent" Law: RFE/RL's Russian Service, Russia's Top Court Upholds Decision To Shut Down Memorial Rights Group, RadioFreeEurope/RadioLiberty, 28 February 2022, <https://www.rferl.org/a/31157842.html> (9 May 2022).

- 32 In the Siberian region of Altai: Pamiatnik Zhertvam Politicheskikh Repressii ("Kamen Skorbi") v s. Srostki [The Monument for the Victims of Political Repressions ("The Mourning Stone") in the Village of Srostki], Virtual'nyii Muzei Gulaga, <http://www.gulagmuseum.org/showObject.do?object=267207242&language=1> (8 March 2020); Zakhоронение расстрелянных в селе Болшеромановка [The burial in the village of Bolsheromanovka], Nekropol terrora i Gulaga, 2014, <https://mapofmemory.org/22-17> (8 March 2020); in the Siberian region of Kuzbass: Andrey Novashov, "Ne oshibki, a planomernoe unichtozhenie sobstvennogo naroda". V kuzbasskom sele sobiraiut dengi na memorial zhertvam GULAGA ["Not a mistake but a deliberate annihilation of one's nation". A Kuzbass village collecting funds to raise a monument commemorating the victims of GULAG], Sibir. Realii, 2019, <https://www.sibreality.org/a/30227238.html> (8 March 2020); in the Leningrad region: Tatiana Voltskaya, Ot Nyuiry do Nuirinberga [From Nyuria to Nuremberg], Novayagazeta.ru, 10 October 2016, section Society, p. Leningrad region, <https://www.novayagazeta.ru/articles/2016/10/10/70126-ot-nyury-do-nyurnberga> (8 March 2020); in the Samara region: Anna Skorodumova, Gid: pamiatnik zhertvam stalinskogo terrora [Giude: monuments for the victims of Stalin's terror and repressive policies], Bolshaia Derevnia, 2015, <https://bigvill.ru/city/4101-gid-pamyatniki-zhertvam-stalinskogo-terrora-i-repressij/> (8 March 2020).
- 33 The Russian blogosphere is another space where new forms of memory and commemoration are exercised. See, for example, Trubina, Past Wars in the Russian Blogosphere.

and their parents. Called “My Family History”, this project is devoted to teaching middle and high school students how to conduct genealogical research.

In the context of the conflicting interpretations of the Soviet past the popularity of genealogy is better understood through what scholars who study the contested evocations of the past call “genealogical imagination”.³⁴ In many ways, modern scientific practices and European cultural metaphors are shaped by genealogical imagination.³⁵ In this cultural scheme, people are imagined both as connected to others and having distinct and autonomous identities.³⁶ Genealogical imagination offers us the position of an author who narrates his or her own experience in relation to others who are situated at varied distances from the author. Thus, through genealogical imagination, the story of a personal experience receives spatial and temporal dimensions and provides people with knowledge that both confirms their singular identity and situates them in a larger network of affiliations and kinship. When positioned on the genealogical grid, links between different dots that constitute relationships and distances between them become imbued with social and cultural meanings. These characteristics of the genealogical imagination ultimately influence both how we shape our narratives of self and our historical narratives.

The genealogical imagination, necessarily moulded by specific historical, social, and political processes, has played a profound role in post-socialist politics. In post-socialist and post-Soviet countries, socially disorienting experiences following the fall of the Berlin Wall made situating oneself on a genealogical chart an important part of both personal and collective self-understanding. In people’s efforts to reorder their worlds of meaning in the wake of drastic social changes, post-socialist politics have adopted genealogical idioms.³⁷ They played an important role in reconfiguring national imaginaries, as political actors in post-socialist countries have mobilized genealogy as a symbolic device to rewrite history and revise the pre-communist and communist historical periods.³⁸ Citizens too harnessed genealogy as a symbolic and political device. Thus, Liviu Chelcea writes about citizens in post-Communist Romania who, seeking housing restitution and retribution from the former communist state, used genealogical maps in order to make networks of kinship legible and bureaucratically verifiable to the state.³⁹ In short, with the disappearance of classificatory models, once provided by the communist state, reconstructing family stories becomes a means for making sense

³⁴ Shryock, Nationalism and the Genealogical Imagination; Marilyn Strathern, *After Nature: English Kinship in the Late Twentieth Century*, Cambridge 1992; Zerubavel, *Ancestors and Relatives*.

³⁵ When Darwin was writing about different degrees of affinity between species, he built his theory on the widespread social ideas of his time concerning relatedness and genealogy. In twentieth-century Western culture, however, biological relatedness was conceived of as prior to social relations. In other words, social ideas about human relations were borrowed by biologists to describe nature, and, in the twentieth century, social sciences borrowed ideas from biology to make sense of human affairs. See: Strathern, *After Nature*, 17.

³⁶ Strathern, *After Nature*; Marilyn Strathern, *Kinship, Law and the Unexpected: Relatives Are Always a Surprise*, New York/London 2005; Zerubavel, *Ancestors and Relatives*.

³⁷ Irina Razumova, *Rodoslovie: Semeinie Istorii Rossii*, in: Serguei Alex. Oushakine (ed.), *Semeinye Uzi: Modeli Dlia Sborki*, 2 vols., Moscow 2004, vol. 1, 90–113; Verdery, *Political Lives of Dead Bodies*; Zdravomyslova/Tkach, *Genealogicheskii Poisk v Sovremennoi Rossii*.

³⁸ Verdery, *Political Lives of Dead Bodies*.

³⁹ Liviu Chelcea, *Kinship of Paper: Genealogical Charts as Bureaucratic Documents*, in: *PoLAR: Political and Legal Anthropology Review* 39/2 (2016), 294–311, DOI: 10.1111/plar.12195.

of ruptures in social and political processes.⁴⁰ For amateur genealogists, delineating their belonging to ancestors grant them new identities, something that is necessary for making sense of the historical transformations in the country.⁴¹

Genealogy and the toxicity of the past

Yet, as Russian genealogists would testify, the process of mapping out one's relations to ancestors and their political regimes is laden with toxic potential. Not unlike the fictive universe of Angela Abar in *Watchmen*, memories of and about one's family members can always potentially endanger the loved ones. The threat of toxic memories is evident in elaborate stories that my interlocutors shared with me about trying to extract information about past events from living relatives. Their accounts of collecting family stories brimmed with silences and selective recollections of the past. "Since I was a young boy, I have been interested in my family history, but my parents did not like to talk about their family roots", said a 67-year-old journalist who is at the forefront of efforts to engage middle and high school students in the genealogy enterprise:

"I asked my father but he was mostly silent about the past. [...] Later, during perestroika, I learned that my father spent ten years in prison because his father was designated a kulak and that many other family members disappeared somewhere in Kolyma [a major destination for the Gulag labour camps]."⁴²

In the Soviet Union, Russian genealogists are quick to point out, genealogy was far from a popular hobby. While certain genealogical pursuits were welcomed and even encouraged, such as the constructed accounts of the so-called dynasties of proletarians, the pursuit of one's roots was frowned upon and considered dangerous.⁴³ At different periods of Soviet history, exposing one's origins might have had serious personal consequences. Stories about concealing information, or, conversely, courageously preserving documents or photographs

40 Razumova, Rodoslovie: Semeinie Istorii Rossii; Irina Savkina, Rod/Dom: Semeinie Khroniki Ludmili Ulitskoi i Vasilia Aksanova, in: Oushakine (ed.), *Semeinye Uzi*, vol. 1, 156–182.

41 Zdravomyslova/Tkach, Genealogicheskii Poisk v Sovremennoi Rossii.

42 Iстория Моеи Семии – История России [My Family History – the History of Russia], TASS, 2018, https://tass.ru/press/7289?fbclid=IwAR1gmF5BVjhMzG8On_vbfp_DLi2tPXCP1EH70XZdm3LYWK42M55zRELoSzC (1 March 2020).

43 Mikhail Elkin, Genealogiya Na Sluzhbe Obshestvu [Genealogy as a Service to Society], in: Materialy Pervoi Uralskoi Rodovedcheskoi Konferentsii (presented at the Pervaiia Uralskaiia rodovedcheskaiia nauchno-prakticheskaiia konferentsii, Yekaterinburg, Russia, 2003), 25–29. The fact that genealogy as a hobby was not popular in the Soviet Union does not mean, however, that people in the Soviet Union were not preoccupied with their origins and with reconstructing their origins. However, the goal of the Soviet reconstruction of one's origins was to demonstrate the autobiographer's symbolic proximity to the communist symbolic genealogical grid (Marx begot Lenin, and so on). Verdery, Political Lives of Dead Bodies. Katerina Clark writes that as far as kinship metaphors in Soviet literature and political discourse go, during the Great Terror, these metaphors changed from horizontal, that is with an emphasis on siblings, to vertical, that is with a hierarchy of fathers (political leaders) and sons: Katerina Clark, The Soviet Novel: History as Ritual, Bloomington, IN 2000, 53.

that could pose a threat to one's freedom, were ubiquitous in the club meetings. Nadia, a 54-year-old enthusiastic club member from a small town, told me:

"I recently learned that my grandmother kept her father's photograph. [In the picture] he looks a lot like the Czar, and he wears an imperial army uniform. I didn't think about it [before], but I now understand how dangerous it was for my grandmother to keep that photo. It could've cost her and her family members freedom."

This reluctance to divulge information continues into the present period, as I heard many stories from amateur genealogists of their failed attempts to extract information from older relatives. One interlocutor re-enacted her dialogue with her paternal grandfather, whom she had begun to ask about his past. It went like this: "My father told me: 'Go talk to your grandpa. He remembers everything.' So, I went to see him. I said to him: 'So, tell me about your life.' He started yelling at me: 'What for? You don't need to know! Don't try to outsmart me!'" Eventually, she managed to reconstruct the fragments of his life story, which included deportations, incarceration in the Gulag, and experiences during World War Two. Each question was met by an outburst, and sometimes profanity. She was seriously concerned about causing him emotional pain but did not want to stop asking because as she said: "my curiosity overwhelmed me". When I asked her what she thought about this enduring reluctance to divulge personal information, she replied, "Sometimes people just don't want to know. Maybe they are afraid to discover a painful truth? What if their relatives were not Stalin's victims but rather were serving in his death squads? It is hard to confront these things."

Remembering the past and vocalizing it might be toxic. Authorities too often justify newly legislated restrictions to access Soviet state and party archives with similar concerns about the toxic potential of what they might reveal. In 2014, an inter-agency committee on state secrets extended until 2044 the classified designation for most documents pertaining to the Soviet security services in the years 1917–1991. When petitioned, the committee refused to declassify the archives.⁴⁴ Moreover, contradictory laws allow state archives to limit access to declassified documents of the victims of political repressions.⁴⁵ This considerably constrains ordinary individuals' and scholars' ability to research family histories from that period.

After having been petitioned by many social groups, Putin, during a recent meeting with the human rights committee, addressed the issue of access to archival documents. While agreeing with his opponents that the procedures should be liberalized, he expressed concern over unlimited access to archival documents about political repressions:

"It should be done very carefully because there are great risks in unlimited access to archives. We know how NKVD worked, and relatives won't always be pleased discovering things about their ancestors. There might be compromising information there. We should be very careful."

⁴⁴ Komissiiia Po Gostaiine Otkazalas Rassekrezhat Arkhiv NKVD [The Inter-Agency Committee Refused to Declassify the NKVD Archive], RBC, 19 January 2016, section Politika, <https://www.rbc.ru/rbcfreenews/569ea0d29a7947753125703> (10 February 2020).

⁴⁵ Natalia Chernova, Kirpichi istorii [History's Building Blocks], Novayagazeta.ru, 13 March 2019, section Obshchestvo [Society], <https://www.novayagazeta.ru/articles/2019/03/13/79848-kirpichi-istorii> (10 February 2020).

Putin framed the circumscribed access to archives as an effort to protect citizens' well-being. Putin explained his concern: "It is impossible to determine whether a person behaved decently or was pressured to do what he did. This is why we need to be careful about this information. Otherwise, it can stigmatize people, with stigma transferring from generation to generation."⁴⁶

The perceived toxicity of remembering the past has been spreading to other spheres of social life. The project aimed at generating interest in genealogical research among middle and high school students, and initiated by a group of devoted genealogists at the club where I conducted my research, has recently fallen into disfavour at the regional Ministry of Culture. In explanation of its position, the Ministry has cited the "destructive influence of the programme on young minds" and its view that "the programme propagates the idea of the state having negative effects on family and kinship".⁴⁷ In both cases, what transpires is that the past embodies so much toxicity that the state should take all possible precautions to safeguard its citizens from its poisonous influence. In this discourse, more knowledge about the past does not necessarily mean resolving it. To the contrary, more knowledge about it might be harmful to Russian citizens and their emotional wellbeing.

In my ethnographic explorations of Russian popular genealogy, the notion of toxicity becomes especially evident when a single-family tree is found to include both the perpetrators and the victims of Stalin's repressive policies. "On my mother's side I come from a family of NKVD officers, and from my father's side they were all Orthodox priests. Can you imagine what an explosive thing my genealogical map is? That is what prompted me to do genealogy in the first place", one of the club members told me. Victims and perpetrators as branches of the same family tree is a particularly popular trope in amateur genealogy, and it is almost always presented as the bedrock of one's psychological and emotional afflictions. The fact that perpetrators often became victims of terror over the course of time complicates the already intricate family narratives.

The violence inflicted by the Soviet state, while some members of a family execute the violence and others are its victims, not only influences practices of self-knowledge but also living relations among kin. "My grandmother was an NKVD officer", Olga told me.

"She remained a faithful Stalinist until her death. Her sister married someone who became a victim of the terror and returned from the Gulag only in 1953, after spending 15 years in the camps. My great aunt remained faithful to her husband and supported him throughout all those years. Somehow, my grandmother and her sister tried to keep in touch, despite the fact that every family gathering would end in a conflagration. I remember as a child going with my grandmother to visit my great aunt and her husband and they would inevitably start arguing and we would leave right away."

46 Dostup k arkhivam po repressirovannym nado uprostit, schitaet Putin [Access to archives of the victims of political repressions should be simplified, Putin said], RIA Novosti, 2019, <https://ria.ru/20191210/1562222385.html> (10 February 2020).

47 V Ekaterinburge priznali destruktivnym proekt "MIR – moiia istoriiia roda" ["MIR – my family history" is considered destructive in Yekaterinburg], IA Krasnaiia Vesna, 2020, <https://rossaprimavera.ru/news/aebd5806> (22 March 2020).

In amateur genealogy, the quest for connectivity with the dead and with the living, when situated alongside the history of state violence, always has the potential to reveal disturbing details. “I was researching my family history”, Andrey, one of the youngest members of the club told me.

“I knew that my great-grandmother was Pavlik Morosov’s classmate.⁴⁸ Pavlik Morosov was a Soviet hero, fighting against *kulaks*. Regardless of ideology, I just felt sort of closer to real historical events when I learned about this connection, but then I discovered that some of my ancestors were *kulaks*. They were deported and suffered greatly. So, he was basically fighting against my family. I needed time to make sense of this information. I still do.”

Elena stated:

“I discovered that one of my relatives was a high-ranking NKVD officer in the Gulag prison. We knew almost nothing about him, and his wife took his story to the grave with her. I started unearthing my family history and found him. We share the same last name and now my son wants to change it because he says that it belongs to a murderer.”

Another club member, Nadia, told me in an interview:

“I come from a family of Gulag political prisoners and peasants deported during the collectivization campaign. My husband comes from a family of NKVD officers. When I started learning about it, I was concerned. Are we compatible? What kinds of trauma would our children inherit from us?”

If situating one’s familial story on a genealogical grid exposes the injurious impact of the history on personal narratives, then what makes this form of recollection soothing, as Mila explained to me in the beginning of the article? Nadia’s framing of the problem in psychological terms – “what kind of trauma would our children inherit from us?” – gives us a clue. Family narratives might bear destructive qualities and they need to be tamed. Informed by the rising therapeutic culture, despite their potential toxicity, these family narratives are perceived by many genealogists as conduits for self-knowledge and personal growth.

Genealogy’s therapeutic effects

Imbued with the therapeutic logic, genealogy offers its followers an instrument for making sense of the individual present. Alina, a hip young woman, told me:

48 An important Soviet political myth tells the story of a boy, Pavlik Morosov, who during the collectivization campaign denounced his own father, thus putting loyalty to the state above his loyalty to family. It is assumed that Morosov was murdered by angry relatives, thus earning for himself a place of high honour in Soviet political mythology. Catriona Kelly, Comrade Pavlik: The Rise and Fall of a Soviet Boy Hero, London 2007.

"Listen, my income is just fine – but I can never save money. I spend a lot on my children, on my family, but I can never save money. Nothing is left for myself. Especially for myself. I used to say about myself that '*den'gi zhgut ruki*' ['money burns a hole in my pocket']. Then I started working on my family tree and what did I discover? My great-grandmother was *raskulachena*, stripped of everything, and after she managed to build a new house in exile, she was almost burned alive in it. My whole history in just one proverb."

This a-ha moment about the links between Alina's present problems (saving money and caring for herself) and her family history has a distinct therapeutic effect: it helps her to interpret her difficulties in the present as (over)determined by the lived experiences of her ancestors.⁴⁹ Commenting on his insights from working on his family tree, another club member told me: "In all of my job interviews, I always felt like I am being interrogated [by the security forces]. Then I discovered that I am a descendent of *kulaks* and Gulag prisoners. It all made sense to me."

When I visited Elena, a thirty-something mother of two young girls, she spoke of her siblings and their complicated relations. Elena has one older and one younger sibling, who are effectively estranged from one another. Elena's mother, many years after her husband (Elena's father) died, re-married and moved out of their apartment, which at that time she shared with her youngest son, Peter. An arrangement was made that Peter would live in the apartment with his wife, while Elena and her older brother would be compensated for their share of the residence. This generated strife between the siblings, as the older brother, Pavel, thought that somehow the other siblings might be better compensated. The conflict weighed heavily on Elena, and as a genealogist she found an answer to Pavel's "irrational" reaction in her family tree, in the generation that suffered through the collectivization and lost all its property during the campaign. Thus, genealogy, informed by the therapeutic discourse, turned the tension between an objectified ideal of the peaceful relationships between siblings and their here-and-now conflicts into a psychological problem that could be resolved through techniques of self-discovery and self-realization.⁵⁰

More than simply narratives of self-discovery, these reconstructions of familial and political histories, imbued with therapeutic meanings, serve as a social commentary on the post-Soviet contemporary reality. In these reconstructions, family and political systems are often presented as two contradictory forces. A cultural trope with particular traction involves the newly established Soviet state as infringing on familial arrangements and relations between kin. Political violence inflicted on people and changes in social arrangements forever altered the behavioural patterns of Soviet citizens. In this psychological model, while the Soviet state is no more, the patterns constituted and solidified over several generations of Soviet families under the auspices of the state remain. To change these behavioural modes, one must first discover their origins and then modify them to fit a radically different social and cultural context.

49 Leykin, *Rodologija*.

50 Frank Furedi, *Therapy Culture: Cultivating Vulnerability in an Uncertain Age*, London/New York 2004; Eva Illouz, *Saving the Modern Soul: Therapy, Emotions, and the Culture of Self-Help*, Berkeley/Los Angeles/London 2008.

One of the club members, Larisa, tried to explain the model to me:

“With all the repressive policies, collectivization and then the war, many men were killed or died. Women were forced to take traditionally male roles. Reality changed but behavioural patterns remained. Today, many women can't accept help but they also can't say 'no' when asked to help others. They continue to sacrifice themselves even when it's not necessary.”

“What about men?” I asked. She had a ready answer for that, too:

“On a genetic level, men whose ancestors in the twentieth century experienced something [political violence] believe that being a man is dangerous because the state might kill you. So, they spend their lives on the couch drinking. Women, on the other hand, don't trust men because they unconsciously believe that something very bad might happen to them.”

I lamented the grim nature of this presentation. “It is grim”, Larisa replied. “We live in a peaceful time but our behaviours and the way we react to reality are determined by past events and by how our forebears dealt with them. Without understanding this, we cannot change ourselves.”

In these popular psychological models, the Soviet state is often identified as breaking the biological and spiritual norms of families and thus participating in the traumatic experiences that people endured during the Soviet period. However, instead of presenting their families as having been shattered by the state, people often relate tales of resilience: “My great-grandparents were stripped of their property and deported to Siberia with no money and ten small children, but they managed to rebuild their home and raise all of their children. I want to use this power of spirit in my life.”

On International Woman's Day in 2015, I attended a club meeting on the topic of “Women in My Family”. Seated around a large table in a library, we sipped tea, munched biscuits, and swapped stories about our female family members. Nina, a particular devotee of the therapeutic powers of genealogy, would from time to time reflect on our stories, connecting them to what she knew was going on in our lives:

“Look how powerful these women were. One of your grandmothers was deported, another one saved five of her children during the war, all the while feeding soldiers. She managed to raise her children on her own. This power is in your family history. This power of kin [*sila roda*] can give you energy to go on. Make it your life force.”

Put differently, through the unlikely alliance of two cultural logics – the genealogical and the therapeutic – family histories become a sort of genealogical capital that people use to orient their actions in the present and to assuage the Soviet memory. Although purely symbolic as in this case, it does not come in the form of material wealth (for example inheritance or restitution),⁵¹ this genealogical capital is used as a psychological tool and as a resource for the

⁵¹ Zerubavel, Ancestors and Relatives, 24.

reconceptualization of the past that people seek to understand and act upon. The redeeming quality of genealogy is that the toxic effects of historical cataclysms of the twentieth century are seen not as hindering but rather as propelling this understanding.

Conclusion

Genealogy as a social practice is fundamentally about one's relations to others – both the living and the dead. It is based on knowledge constituted through research (genealogical investigations) and through the acquired experience of kinship (explorations of one's relations with others). In Russia and elsewhere, it is a quest for connectivity. Yet the direction of this connectivity and the symbolic placement of the self and its others on the genealogical grid are shaped by specific social, cultural, and political contexts. In the post-Soviet Russian case, positioning oneself and one's familiar history in relation to state power becomes an important feature of post-Soviet genealogy. The genealogical pursuit that I observed in Russia is built around attempts to revive the historical context of political violence and its entanglement with familial narratives. Of course, this involves the imaginative work of reconstructing fragmentary stories and memories, as well as affording certain social ties particular attention while downplaying others. In this process, dominant interpretations of history gain new meanings and familial narratives achieve temporal and spatial depth.

The article has shown that in the process of practicing amateur genealogy, the meanings and effects of the Soviet past on existing intergenerational ties and on the future generations of Russian citizens are renegotiated and rearticulated. Post-Soviet amateur genealogy both shapes and is shaped by post-Soviet commemorative politics. It uses genealogical idioms to revise and renegotiate the Soviet past. The genealogical imagination does not only facilitate the revisiting of historical narratives but also supports the crafting of these histories, installing them with lived experiences of real families. Amateur genealogy offers a frame of recollection, which permits reflection upon contradictory historical narratives about the Soviet past circulating in contemporary Russia.

Although laden with potential toxicity, the practices of amateur genealogy are transformed into a psychological tool that serves to temporally and spatially situate the sense of self on the genealogical grid. The therapeutic discourse that informs the practices of amateur genealogy in post-Soviet Russia transforms genealogy into a psychological device for appeasing the frantic memory of the Soviet past. Positioning oneself on the historically grounded genealogical grid, surrounded by a web of kin, ensures both a distinctive path for development and self-growth and a sense of inclusion in a larger historical community. It is by virtue of its transformative potential that genealogy has become a balm for the post-Soviet memory.

Von der „Genealogie“ und „Sippenkunde“ zur „Bevölkerungswissenschaft“?

Disziplinbildung und Institutionalisierung am Rande der deutschen Geschichtswissenschaften, ca. 1900–1960

Abstract: This article is based on the observation that a boom in genealogical research began in the field of historical research and in archives around 1900. Genealogy is seen here as a changing scientific practice. It was on the rise as an academic discipline at that time. This perspective is a heuristic starting point to locating genealogy between the poles of genealogy research (*Abstammungsforschung*), heredity science (*Vererbungswissenschaft*) and historical-sociological genealogy. Exemplary studies on the two historians Johannes Hohlfeld (1888–1950) and Friedrich von Klocke (1891–1960) explore their respective understanding of genealogy. The investigations also analyse their scientific and political positions in the transition from the Weimar Republic to the Third Reich and the early Federal Republic of Germany. In conclusion, the article outlines the question of whether and how German historians tried to transcend the genealogical view after 1945 in favour of a more historical-sociological oriented analytical approach.

Keywords: genealogy, history of historical studies, discipline formation, Johannes Hohlfeld, Friedrich von Klocke, Hermann Mitgau

Einleitung

Der vorliegende Beitrag geht von der Beobachtung aus, dass in den Jahren um 1900 Konzeptionalisierungen und Praktiken von Genealogie in Deutschland eine verstärkte Konjunktur erlebten. Dabei ist zu fragen, welche wissenschaftlichen Ansätze Historiker*innen und Archivar*innen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu den im Untersuchungszeitraum meist als Genealogie, „Sippenkunde“, „Familienforschung“ oder auch „Volkskörperforschung“ bezeichneten Forschungen beitrugen. Indem der Aufsatz die bislang weniger bekannte Rolle der Genealogie am institutionellen Rand der akademisch geprägten Geschichtswissenschaften untersucht, geht er über die mittlerweile gut erforschte Biologisierung der Genealogie innerhalb von Eugenik und Vererbungsforschung hinaus. Wie im Folgenden ausgeführt



wird, bildeten Fachhistoriker*innen und Archivar*innen neben Heimatforscher*innen, Anthropolog*innen, Biolog*innen und Agrarsoziolog*innen nur eine von mehreren Gruppen in einem insgesamt sehr heterogenen Forschungsfeld, das sich von unterschiedlichen methodischen und institutionellen Ausgangspunkten ausgehend entwickelte.¹

Konzeptionalisierungen und methodische Praktiken von Genealogie stießen um die Wende zum 20. Jahrhundert vor allem deshalb auf Interesse, weil der Aufschwung der Naturwissenschaften ein neuartiges Verständnis des Menschen als eines vornehmlich biologisch determinierten Wesens begünstigte. So betonten bereits die beiden Medizinhistoriker Marius Turda und Paul J. Weindling die enge Verbindung zwischen dem Szentismus der Jahrhundertwende und der Biologisierung der sozialen Beziehungen.² Vor allem die Ideen von Evolution und Vererbung, die wesentlich auf den britischen Naturforscher, Statistiker und frühen Proponenten der Eugenik Francis Galton zurückgingen, faszinierten nicht nur die Scientific Community, sondern auch eine breitere Öffentlichkeit. Sie begünstigten die Hoffnung, dass die auch von vielen Wissenschaftlern befürchtete Degeneration abgewendet und „Rasse“ und „Nation“ erneuert werden könnten.³

Humangenetik und Eugenik bildeten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aber nicht nur in Deutschland, sondern auch international Leitwissenschaften, an welchen sich verschiedenenartige Fachrichtungen und Disziplinen orientierten. Dass die Humangenetik neben rassenkundlichen und statistischen methodischen Zugängen auch medizinische, institutionelle und emotionale Aspekte umfasste, beleuchten etwa die Forschungen von Bernd Gausemeier. So untersucht ein von Gausemeier zusammen mit Staffan Müller-Wille und Edmund Ramsden herausgegebener Sammelband *Human Heredity in the Twentieth Century* Entwicklungen der Humangenetik und Eugenik in Ländern wie den USA, Großbritannien und Deutschland, wobei das nicht zu unterschätzende Maß an Kontinuität der eugenischen Zielsetzungen und Praktiken über den Zweiten Weltkrieg hinweg besonders betont wird.⁴ International vergleichende Perspektiven nimmt auch Dirk Thomaschke in den Blick, der die Entwicklung der Humangenetik in Deutschland und Dänemark untersucht. Er verknüpft dabei wissenschaftshistorische Debatten mit einer Gesellschafts- und Kulturgeschichte beider Länder in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.⁵

Der Trend zum verstärkten naturwissenschaftlichen Denken im Bereich der Vererbungsforschung wird im Folgenden als ein wesentlicher Hintergrund für den seit der Zeit um 1900 feststellbaren Ausbau historisch-genealogischer Forschungen gesehen. Für die nachstehenden Ausführungen wird die Zeit der Jahrhundertwende bis zu den 1950er Jahren in den Blick genommen. Während für einige der gesellschaftlichen Konsequenzen, welche die „Biologisierung des genealogischen Denkens“ mit sich brachte, exemplarisch auf entsprechende neuere

1 Für eine frühere Fassung dieses Beitrags siehe Alexander Pinwinkler, Historische Bevölkerungsforschungen. Deutschland und Österreich im 20. Jahrhundert, Göttingen 2014, bes. 36–41 und 160–174.

2 Vgl. Marius Turda, *Modernism and Eugenics*, Basingstoke 2010, sowie der von Turda zusammen mit Paul J. Weindling herausgegebene Sammelband *Blood and Homeland. Eugenics and Racial Nationalism in Central and Southeast Europe, 1900–1940*, New York 2006.

3 Vgl. hierzu u.a. Thomas Etzemüller, *Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen. Die deutsche Rassenanthropologie in der modernen Welt*, Bielefeld 2015.

4 Bernd Gausemeier u.a. (Hg.), *Human Heredity in the Twentieth Century*, London 2013.

5 Dirk Thomaschke, In der Gesellschaft der Gene. Räume und Subjekte der Humangenetik in Deutschland und Dänemark, 1950–1990, Bielefeld 2014.

Forschungen von Martin Zwilling verwiesen wird,⁶ fragen die hier vorgelegten Untersuchungen in erster Linie nach der Disziplinbildung und Institutionalisierung der Genealogie am Rande der akademischen historischen Forschung. Es ist nämlich zu beachten, dass Fragestellungen, Problemfelder und Debatten um methodische Fragen im Bereich der Genealogie – ungeachtet ihrer oben angesprochenen zunehmend breiteren Konjunktur und Popularität seit der Jahrhundertwende – die meisten der an Universitäten tätigen Historiker*innen nur am Rande berührten. In der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts etablierten zwar auch einige deutsche Universitäten Genealogie im Rahmen ihrer akademischen Curricula.⁷ Dabei blieb es allerdings bei der bereits im 18. Jahrhundert durch Johann Christoph Gatterer entwickelten Einbettung der Genealogie in die „historischen Hilfswissenschaften“. Genealogie war somit innerhalb der akademisch institutionalisierten Geschichtswissenschaft nicht als autonome Fachrichtung mit eigenen Fragestellungen anerkannt.⁸

Auf die methodischen Entwicklungen innerhalb der historisch orientierten Genealogie geht vor allem Amir Teicher ein. Folgt man Teichers Argumentation, betrachteten als Genealog*innen tätige Forschende vor allem die „Ahnentafel“ als methodisches Tool, mit welcher sie für die Genealogie einen eigenständigen wissenschaftlichen Status zu erreichen hofften. Politisch-ideologische Zielsetzungen und Praktiken, die über die angestrebte Disziplinbildung der Genealogie hinauswiesen, seien erst in weiterer Folge hinzugekommen: „Inner dynamics that characterize scientific and/or scholarly developments were a major driving force behind work on the Ahnentafel, to which national and educational agendas were then added.“⁹ Teicher betont damit, dass innerfachliche Auseinandersetzungen, wie sie im Zuge der Disziplinbildung der Genealogie auftraten, eine wesentliche Grundlage für soziale, philosophische und kulturelle Argumentationen boten – und dass nicht umgekehrt die wissenschaftliche Arbeit als solche sozial determiniert gewesen sei.¹⁰

Während Teicher somit methodologische Entwicklungen wie die „Ahnentafel“ in den Blick nimmt, fragen die folgenden Ausführungen vornehmlich nach den Bestrebungen wesentlicher Vertreter der Genealogie, diese argumentativ und institutionell zu verankern. In einem ersten Abschnitt wird zunächst die in erster Linie außeruniversitäre Institutionalisierung der Genealogie skizziert. Es wird deutlich gemacht, dass wesentliche institutionelle Impulse für genealogische Forschungen von bürgerlichen Vereinen kamen, die ihrerseits in der völkischen Bewegung des Wilhelminischen Kaiserreichs verwurzelt waren. Daran schließen sich Ausführungen zu einigen der wichtigsten Akteure innerhalb des transdiszip-

6 Nach Zwilling werteten „Sippen-“ und „Ahnenforscher“ vor allem die genealogische Rolle der Mutter auf, andererseits wurde die Bedeutung von „Mutterschaft“ in die Konstruktion der Nation als einer „Blutgemeinschaft“ eingeordnet und dieser auch untergeordnet. Martin Zwilling, Mutterstämme – Die Biologisierung des genealogischen Denkens und die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft von 1900 bis zur NS-Zeit, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 36 (2008), 29–47.

7 Amir Teicher, „Ahnenforschung macht frei“ On the Correlation between Research Strategies and Socio-Political Bias in German Genealogy, 1898–1935, in: *Historische Anthropologie* 22/1 (2014), 67–90, 67.

8 Vgl. Johann Christoph Gatterer, Vorrede von der Evidenz in der Geschichtskunde, in: *Die Allgemeine Weltgeschichte* die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge. Mit einer Vorrede Joh. Christoph Gatterers. Hg. von Friedrich Eberhard Boysen (Alte Historie, Bd. 1), Halle 1767, 1–38.

9 Teicher, „Ahnenforschung macht frei“, 68. Vgl. hierzu zuletzt auch Amir Teicher, *Social Mendelism*, Cambridge 2020.

10 Vgl. Teicher, „Ahnenforschung macht frei“, 68.

linären genealogischen Felds an. Hierbei soll bereits zum Ausdruck kommen, dass „Familie“ oder „Sippe“ zunehmend häufiger im Lichte ihrer Zuordnung zum „Deutschum“ betrachtet wurden. Dies beinhaltete auch die antisemitisch motivierte Suche nach Vorfahren, die vermeintlich jüdischer Herkunft waren. Einen Schwerpunkt der Darlegungen bilden schließlich zwei exemplarische Untersuchungen zu Karrieren, Fachverständnis und politischen Positionierungen der im Feld der genealogischen Disziplinbildung relevanten Historiker und Archivare Johannes Hohlfeld (1888–1950) und Friedrich von Klocke (1891–1960). Diese Beispiele sollen deutlich machen, dass wissenschaftliches Denken und politisches Handeln innerhalb der institutionellen Rahmenbedingungen, in welchen Hohlfeld und Klocke Genealogie weiterzuentwickeln suchten, nicht voneinander getrennt werden können. In einem Resümee und Ausblick wird abschließend darauf hingewiesen, dass ungeachtet der beschriebenen Bemühungen zur Institutionalisierung und Disziplinbildung Genealogie innerhalb der akademischen Geschichtswissenschaft weiterhin nur einen randständigen Status einnahm, und zwar sowohl in der eigenständigen wie in der auf die Geschichtswissenschaft in einer Hilfsfunktion funktional bezogenen Variante. Auch als Hilfswissenschaft blieb sie nach 1945 in Deutschland weitgehend den in genealogischen Vereinen organisierten Lokal- und Heimatforscher*innen überlassen. Die Bestrebungen des Soziologen und Genealogen Hermann Mitgau (1895–1980), die auf „Familie“ und „Sippe“ bezogene genealogische Forschung mit soziologischen Herangehensweisen zu verknüpfen, bilden den Abschluss des Beitrags. Es wird ausgeführt, dass Mitgau mit seinem politisch rechtslastigen wissenschaftlichen Ansatz weitgehend im Windschatten der Sozial-, Struktur- und Bevölkerungsgeschichte der frühen Bundesrepublik stand. Indem er das am „vererbenden Blutsverband“ haftende Erkenntnisinteresse der Genealogie stark hervorhob, blieb er deren biologisierenden Traditionslinien weiterhin treu. Das Beispiel Mitgaus macht deutlich, dass das Problem einer gelungenen Positionierung der Genealogie auch nach 1945 ungelöst blieb.

Zur außeruniversitären Disziplinbildung der Genealogie um 1900

Zu den Unterstützern einer Institutionalisierung und fachlichen Verstetigung sind vor allem jene privaten Initiativen zu rechnen, die sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts im Umfeld der Genealogie und „Sippenforschung“ entwickelt hatten. Die ersten Vereine für Heraldik und Genealogie, denen zahlreiche weitere folgten, waren *Der Herold* (1869, Berlin) und *Der Adler* (1870, Wien).¹¹ Viele dieser Vereinsgründungen lassen sich der in zahlreichen Gruppen und Parteien organisierten völkischen Bewegung des Wilhelminischen Kaiserreichs und der Weimarer Republik zuordnen. Eine der Triebfedern für den Aufschwung der genealogischen Bewegung bildete bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert der Nachweis der eigenen „arischen“ Herkunft, dessen Kehrseite die antisemitisch motivierte Suche nach vermeintlichen jüdischen Vorfahren war. So verwehrte z.B. der *Deutsche Roland – Verein für deutsch-völkische Sippenkunde zu Berlin* bereits vor dem Ersten Weltkrieg Juden und Jüdin-

11 Volkmar Weiss, Die Vorgeschichte des arischen Ahnenpasses. Teil 1: Das sogenannte Blutsbekenntnis, in: *Genealogie* 50 (2000), 417–436, 419 f.

nen die Aufnahme. Dieser Verein wurde 1904 durch den Reichspräsidialrat und Genealogen Bernhard Koerner als eine Abspaltung vom Verein *Roland* in Dresden ins Leben gerufen, da der *Roland* es abgelehnt hatte, ein „arisches Blutsbekenntnis“ zur Bedingung für eine Mitgliedschaft zu machen. Koerner selbst gehörte als führender „Ariosoph“ unter anderem dem 1912 gegründeten *Germanen-Orden* an, der eine Schwesterorganisation des völkisch-antisemitischen *Reichshammerbundes* von Theodor Fritsch war.¹²

Die für die Genealogie institutionell bedeutendste Neugründung der Jahrhundertwende war zweifellos die *Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte* in Leipzig, die im Jahr 1904 als Verein ins Leben gerufen und 1934 in eine gemeinnützige rechtsfähige Stiftung umgewandelt wurde.¹³ Hinter der „Zentralstelle“ stand eine Initiative von Leipziger Kaufleuten und Rechtsanwälten, der sich unter anderem die beiden Historiker Erich Brandenburg und Armin Tille angeschlossen hatten. Sie nahm für sich in Anspruch, naturwissenschaftliche und genealogische Arbeiten zusammenzuführen und zu einer „exakten Familienforschung“ auszubauen. Veröffentlichungen wie Eduard Heydenreichts *Handbuch der praktischen Genealogie* (1913) und Friedrich Weckens *Taschenbuch der Familiengeschichtsforschung* (seit 1919), die von der „Zentralstelle“ gefördert wurden, sollten zusammen mit der *Familiengeschichtlichen Bibliographie* praktische Forschungen im Bereich der Genealogie anleiten. Die „Zentralstelle“ interessierte sich für die Probleme von Vererbung, Degeneration und Regeneration. Medizinisch-biologische Erkenntnisse sollten die tradierte historiografische Genealogie grundlegend erneuern und dadurch bevölkerungspolitische Eingriffe in die Gesellschaft ermöglichen.¹⁴

Zum transdisziplinären Umfeld der Genealogie

Als historische Hilfswissenschaft wies die Genealogie bereits um 1900 eine lange Tradition in der Erforschung adeliger Familienverbände auf, die zumindest bis zur Entstehung des absolutistischen Fürstenstaats der Frühen Neuzeit zurückreichte. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden mit dem sozialen und ökonomischen Aufstieg des Bürgertums neue, nun vereinsmäßig organisierte genealogische Forschungen, die neben adeligen auch bürgerliche Familien einbezogen. Zur oben ausgeführten außeruniversitären Institutionalisierung der Genealogie und die Ausweitung ihres Forschungsfeldes trat um 1900 eine biologisierende Spielart der Genealogie innerhalb der Geschichtswissenschaft. Sie betrachtete nicht allein die Abfolge von Geschlechtern und „Sippen“, wie sie in der tradierten (Adels-)

-
- 12 Stefanie von Schnurbein, Die Suche nach einer „arteigenen“ Religion in ‚germanisch-‘ und ‚deutschgläubigen‘ Gruppen, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), *Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918*, München u.a. 1996, 172–185, 183.
- 13 Die „Zentralstelle“ gab folgende Publikationsreihen heraus: *Familiengeschichtliche Blätter. Monatsschrift für die gesamte deutsche Genealogie*, Leipzig 1.1903–32.1934; 33=66.1935–37=70.1939; 38.1940–42.1944, 12, die vielbändige *Familiengeschichtliche Bibliographie*, Leipzig 1928 ff. und die 59 Hefte *Mitteilungen der Zentralstelle*.
- 14 Vgl. Diana Schulle, Das Reichssippenamt. Eine Institution nationalsozialistischer Rassenpolitik, Berlin 2001, 25.

Genealogie praktiziert worden war, sondern fragte nach deren „biologischer“ Verwurzelung im „Deutschum“.¹⁵

Folgenreiche wissenschaftliche Debatten löste vor allem das 1898 erschienene *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie*¹⁶ des Jenaer Historikers Ottokar Lorenz aus. Beeindruckt von den Debatten zur menschlichen Vererbungslehre (Erbbiologie), welche Charles Darwin, Francis Galton und Gregor Mendel maßgeblich angestoßen hatten, suchte Lorenz die Relationen zwischen Genealogie, Geschichte, Statistik und Naturwissenschaften neu zu bestimmen. Lorenz trieb vor allem die „Tafel-Genealogie“ voran, wobei er das Individuum als genealogische Untersuchungseinheit in den Mittelpunkt stellte. In seiner Generationslehre suchte er einen Rhythmus von 300 bis 600 Jahren als gesetzmäßigen Ablauf geschichtlichen Lebens nachzuweisen. Mit seinem Lehrbuch lieferte er einen wesentlichen Anstoß, um die Genealogie von ihrer bisherigen Konzentration auf einzelne Familien und „Geschlechter“ sowie auf das agnatische Prinzip der Blutsverwandtschaft in männlicher Linie wegzuführen¹⁷ und sie zu bevölkerungs- und gesellschaftswissenschaftlichen Forschungen anzuregen. Als im Jahr 1900 die Botaniker Hugo de Vries, Carl Correns und Erich Tschermark die Mendelschen Regeln unabhängig voneinander wiederentdeckten, verstärkten sich zusätzlich die Hoffnungen von an Genealogie interessierten Geschichtsforscher*innen auf eine erbbiologische Fundierung der historischen Genealogie. Gleichzeitig entstand aber eine Kluft zwischen den Anhängern von bevölkerungsgenetischen Forschungen, die an „Erbe“ und „Blut“ interessiert waren, und der tradierten Genealogie. Letztere, deren Sprachrohr enzyklopädisch angelegte Veröffentlichungen wie der *Gothaische Hofkalender*¹⁸ bildeten, sahen die Genealogie weiterhin als Historische Hilfswissenschaft an. Die Gründung der Berliner *Gesellschaft für Rassenhygiene* (1906) war mit dem Versuch verbunden, genealogisch interessierte Historiker und Historikerinnen mit erbbiologisch denkenden Vererbungsforscher*innen zusammenzuführen. Die wissenschaftliche Debatte darüber, ob die Genealogie als historische Hilfswissenschaft oder als historisch-soziologische und zugleich biologisch inspirierte „Grenzwissenschaft mit autarker Zielsetzung“¹⁹ zu verstehen sei, blieb jedoch weiterhin unentschieden. Die erbbiologische Richtung forderte die im Bereich der Genealogie tätigen Forscher und Forscherinnen jedenfalls dazu heraus, ihre methodischen und theoretischen Grundlagen neu zu bestimmen. Sie wiesen der Abstammungsforschung gleichzeitig den Weg zur Rassenforschung der 1930er Jahre.²⁰

-
- 15 Die Fokussierung auf das „Deutschum“ dürfte bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg vor allem unter jenen Genealogen, die der „Zentralstelle“ nahestanden, konsensfähig gewesen sein. Vgl. hierzu Eduard Heydenreich, *Handbuch der praktischen Genealogie*, Bde. 1–2, Leipzig 1913.
 - 16 Vgl. Ottokar Lorenz, *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung*, Berlin 1898, bes. 3–28.
 - 17 Vgl. zu den langfristigen Folgen dieses Paradigmenwechsels auch Zwilling, Mutterstämme.
 - 18 Der *Gothaische Hofkalender* erschien erstmals 1763 und wurde als genealogisches Nachschlagewerk zu den führenden europäischen Adelshäusern bekannt. Vgl. York-Gothart Mix, *Genealogische Kalender als Medium europäischer Identität*, in: Hans-Jürgen Lüsebrink/York-Gothart Mix (Hg.), *Französische Almanachkultur im deutschen Sprachraum (1700–1815)*. Gattungsstrukturen, komparatistische Aspekte, Diskursformen, Bonn 2013, 35–50.
 - 19 Schulle, *Reichssippenamt*, 25.
 - 20 Vgl. Josef Ehmer, „Historische Bevölkerungsstatistik“, Demographie und Geschichtswissenschaft, in: Ders./Ursula Ferdinand/Jürgen Reulecke (Hg.), *Herausforderung Bevölkerung. Zu Entwicklungen des modernen Denkens über die Bevölkerung vor, im und nach dem „Dritten Reich“*, Wiesbaden 2007, 17–29, 26, sowie die

Die erbbiologisch fundierte antisemitische Blutmetaphorik gewann nach 1933 offiziösen Charakter, wobei der Genealogie eine zentrale Rolle beim Nachweis der „Rassezugehörigkeit“ zugewiesen wurde.²¹ So wandte sich die *Forschungsabteilung Judenfrage* des 1935 gegründeten Berliner *Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands*, der unter anderem der Mediziner und Humangenetiker Otmar von Verschuer als prominentes Mitglied angehörte, im Sinne der NSDAP der Erforschung der „Judenfrage“ zu. In seinem Vortrag „Was kann der Historiker, der Genealoge und der Statistiker zur Erforschung des biologischen Problems der Judenfrage beitragen?“, den er 1937 bei einer Tagung der *Forschungsabteilung Judenfrage* hielt, trat Verschuer für eine enge interdisziplinäre Kooperation zwischen Biologie und Geschichtsforschung ein. „Umfang und Folgen der Rassenkreuzung zwischen Deutschen und Juden“ sollten genealogisch-statistisch rekonstruiert und dadurch der Grad der Durchdringung des deutschen „Volkskörpers“ mit „fremden“ Rassenbestandteilen erfasst werden.²²

Die von Walter Scheidt inaugurierte und von Otmar von Verschuer fortgesetzte Arbeitsrichtung wurde im „Dritten Reich“ darüber hinaus im Rahmen des Arbeitskreises VII/13 (*Die bäuerliche Lebensgemeinschaft*) gefördert. Dieser Arbeitskreis war organisatorisch der Reichsarbeitsgemeinschaft *Agrarpolitik und Betriebslehre* beim Forschungsdienst zugeordnet. Die Ökonomin Stella Seeberg wertete für ihre agrarsoziologische Habilitationsschrift nicht nur die Kirchenbücher, sondern auch Grundbuchakten von Kuhbier in der Prignitz aus.²³ Um eine deutsche „Dorfgemeinschaft“ als „gewordene Einheit sozialen Lebens in ihren Wachstumsvorgängen“ zu untersuchen,²⁴ lebte sie ein Jahr mit den Dorfbewohnern von Kuhbier. Die bevölkerungspolitische Relevanz derartiger Forschungen ergab sich im „Dritten Reich“ wesentlich durch den gesetzlichen Zwang zum Nachweis der „arischen Abstammung“. Die politisch nachgefragte Bedeutung der „Sippenforschung“ als einer Sozialtechnik, die genealogische Kriterien für die Inklusion des „Eigenen“ und die Exklusion von als fremd deklarierten Bevölkerungsgruppen entwickelte und damit zur nationalsozialistischen Selektions- und Vernichtungspolitik beitrug, bestätigte sich dabei nachdrücklich.²⁵

Ausführungen von Jürgen Schlumbohm zur „Volkskörperforschung“ und „Volksgenealogie“, wie sie etwa die beiden Geistlichen Konrad Brandner und Johann Bredt vertraten, sowie zur „Bevölkerungsbiologie“ Walter Scheidts im vorliegenden Band. Vgl. auch Uwe Hoßfeld, Geschichte der biologischen Anthropologie in Deutschland: Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit, Stuttgart 2005, 350 f.

- 21 Vgl. hierzu speziell Schulle, Reichssippenamt und Manfred Gailus (Hg.), Kirchliche Amtshilfe. Die Kirche und die Judenverfolgung im „Dritten Reich“, Göttingen 2008.
- 22 Otmar Freiherr von Verschuer, Was kann der Historiker, der Genealoge und der Statistiker zur Erforschung des biologischen Problems der Judenfrage beitragen?, in: *Forschungen zur Judenfrage*, Bd. 2: Sitzungsberichte der Zweiten Arbeitstagung der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands vom 12. bis 14. Mai 1937, Hamburg 1937, 216–222, 221.
- 23 Vgl. hierzu den ausführlichen Beitrag von Jürgen Schlumbohm im vorliegenden Band.
- 24 Seebergs Förderer Prof. Wollenweber über die Studie seiner Schülerin, zit. n. Alois Kernbauer, Stella Seeberg. Die erste Dozentin an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, in: Ders./Karin Schmidlechner-Lienhart (Hg.), Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz, Graz 1996, 260–264, 263; vgl. Stella Seeberg, Dorfgemeinschaft in dreihundert Jahren – gemeinsam mit den Bewohnern des Bauerndorfes Kuhbier, Hamburg 1938.
- 25 Vgl. u.a. zur Mitverantwortung der Kirchenarchive und Kirchenbuchstellen für die nationalsozialistische Rassopolitik Gailus (Hg.), Kirchliche Amtshilfe.

Genealogie, „Sippenkunde“ und „Volksordnungsgeschichte“: Johannes Hohlfeld und Friedrich von Klocke

Mit Johannes Hohlfeld und Friedrich von Klocke sollen im Folgenden zwei in der Genealogie einflussreiche Wissenschaftler exemplarisch betrachtet werden, die in den oben geschilderten Spannungsfeldern jeweils eine eigene wissenschaftliche und politische Entwicklung nahmen. Beide traten mit familienkundlichen Forschungen hervor und waren auch mit Blick auf die Netzwerke der Genealogie wichtige Akteure. Hohlfeld ist darüber hinaus von Interesse, weil er sich als ehemaliger Anhänger der *Deutschen Staatspartei* der Weimarer Republik dazu veranlasst sah, sich im „Dritten Reich“ politisch neu zu positionieren. Dieser Umstand wirft Fragen auf, von denen sich seine wissenschaftliche Konzeption der Genealogie nicht trennen lässt. Hohlfeld promovierte 1911 bei Karl Lamprecht zum Dr. phil. und zählte zum Leipziger Schülerkreis des sächsischen Landeshistorikers Rudolf Kötzschke. Auf Empfehlung Lamprechts wurde er im Jahr 1912 Assistent an der *Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte* in Leipzig. Hohlfeld leitete diese als Geschäftsführer von 1924 bis zu seinem Tod im Jahr 1950.²⁶ Friedrich von Klocke war von 1920 bis 1925 Archivar an der „Zentralstelle“ und begann 1931 seine Laufbahn als Hochschullehrer an der Universität Münster in Westfalen. Nachdem Klocke 1948 entnazifiziert worden war, konnte er seine Venia Legendi neuerlich ausüben; er starb 1960 in Münster.

Hohlfeld: Von der Genealogie zur „Sippenkunde“?

Für die Entwicklung der historisch-genealogischen Forschung in Deutschland nahm Johannes Hohlfeld, der langjährige Geschäftsführer der *Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte* in Leipzig, eine institutionell einflussreiche Position ein. Dem Genetiker und Sozialhistoriker Volkmar Weiss zufolge habe Hohlfeld antisemitische Tendenzen in der Genealogie bekämpft und sich nach 1933 nicht ohne Erfolg darum bemüht, die relative Unabhängigkeit der „Zentralstelle“ gegenüber dem NS-Regime zu wahren.²⁷ Der wichtigen Frage nach Hohlfelds Wandlung vom erklärten Gegner Adolf Hitlers zum rhetorischen Unterstützer der nationalsozialistischen Politik weicht Weiss allerdings weitgehend aus.

Demgegenüber wird hier die Ansicht vertreten, dass Hohlfelds wissenschaftliches Engagement sich nur dann angemessen beschreiben lässt, wenn seine politischen Positionierungen und Aktivitäten durchgehend mit in den Blick genommen werden. So ist es z.B. bemerkenswert, dass Hohlfeld in seiner 1926 in zweiter Auflage erschienenen *Geschichte des Deutschen Reiches* Hitler noch einen „zugewanderten österreichischen Demagogen“ nannte und sich

26 Volkmar Weiss, Johannes Hohlfeld, von 1924 bis 1950 Geschäftsführer der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig, in: *Genealogie* 49 (2000), 65–83; ders., Johannes Hohlfeld (1888–1950), in: Gerald Wiemers (Hg.), *Sächsische Lebensbilder*, Bd. 5, Leipzig 2003, 247–270.

27 Weiss, Johannes Hohlfeld, 74–82. Volkmar Weiss war selbst 1990 bis 2007 Leiter der *Deutschen Zentralstelle für Genealogie* in Leipzig – einer indirekten Nachfolgerin der früheren „Zentralstelle“ –, die 1995 dem Sächsischen Staatsarchiv Leipzig als Abteilung unterstellt wurde. Vgl. zu Weiss' politisch rechtslastigen Ansichten zur „Degeneration“ der deutschen Bevölkerung und zur „IQ-Falle“ u.a. Volker Weiß, *Deutschlands Neue Rechte: Angriff der Eliten – Von Spengler bis Sarrazin*, Paderborn u.a. 2011, 121 f.

damit die Feindschaft der Nationalsozialisten zuzog. Der NSDAP warf er „eine rein negative, ätzende Kritik alles Bestehenden“ und „einen gedankenarmen Antisemitismus“ vor.²⁸

Zu dieser antinationalsozialistischen politischen Positionierung Hohlfelds in den 1920er Jahren passte, dass sich dieser auch als Genealoge damals, wenngleich im Denkrahmen der Rassentheorie, gegen antisemitische und rassistische Politik aussprach. Die Genealogie verstand Hohlfeld als „die Lehre oder Kunde vom stammesmäßigen Zusammenhang der Menschen und vom Werden, Sein und Wirken bestimmter Familienteile, einzelner Familien und ganzer Geschlechter im Rahmen der menschlichen Gesellschaft.“²⁹ Er wies dieser wissenschaftlichen Fachrichtung damit die Zielsetzung der „Erkenntnis des Gewordenen“ zu. Hingegen wandte er sich gegen die „völkische Genealogie“, deren „Politisierung der Wissenschaft“ er offen als „Barbarei“ brandmarkte. Hohlfeld erklärte sich damit in den frühen 1920er Jahren zum Gegner des Ausschlusses von Juden und Jüdinnen und „sonstigen Fremdrassigen“ aus den genealogischen Vereinen. Die Anwendung von sogenannten Arierparagraphen durch deutsche wissenschaftliche Vereine lehnte er ab, weil sie die „Pariastellung“ deutscher Wissenschaftler*innen im Ausland sanktionierte. Sie sei daher als „schwerste Schädigung der eignen Rasse in ihrer Weltgeltung“ zu betrachten. Hohlfeld kritisierte den Rassebegriff somit nicht grundsätzlich; vielmehr sah er dessen Instrumentalisierung gegen Jüdinnen und Juden aus außenpolitischen Gründen als nicht opportun an. Immerhin stellte er sich deutlich gegen die antisemtisch begründete Diskriminierung von Juden, die der von Bernhard Koerner geleitete Berliner Verein *Roland* praktizierte. Dieser, ein „wissenschaftlich bedeutungsloser, aber politisch sehr regssamer [...] Verein“, scheint dem impliziten Anspruch der Leipziger „Zentralstelle“, die führende Institution der deutschen Genealogie zu sein, die Anerkennung verweigert zu haben.³⁰

Hohlfeld gehörte seit 1919 der *Deutschen Staatspartei* an und betätigte sich für diese auch als politischer Redner. Die Partei war 1918 als liberale Sammelbewegung unter dem Namen *Deutsche Demokratische Partei* (DDP) gegründet worden.³¹ Sie kam bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 auf 18,6 Prozent der Stimmen; seither verlor sie unter dem Konkurrenzdruck der anderen bürgerlichen Parteien jedoch rasch an Wählerzuspruch. Die DDP bekannte sich zusammen mit der SPD zwar zur Republik; indem sie die beiden Präsidialkabinette Brünings unterstützte, war sie aber für den zunehmend autoritären Kurs der deutschen Reichsregierung mitverantwortlich. Als die DDP sich 1930 mit der *Volksnationalen Reichsvereinigung*, deren Anhänger sich aus dem antisemitischen *Jungdeutschen Orden* rekrutierten, zur *Deutschen Staatspartei* zusammenschloss, machte Hohlfeld den Schwenk der Partei nach rechts mit. In seinen Reden befürwortete er nationalkonservatives Gedankengut und verknüpfte dieses besonders seit 1930 mit Appellen an die deutsche „Volksgemeinschaft“. Er soll sich dafür eingesetzt haben, die Staatspartei „auf die nationale Seite zu bringen“, um

28 Bundesarchiv (BArch) Berlin, R 1509, Nr. 1063, Geheimes Staatspolizeiamt (Dr. W. Best) an den Reichs- und Preußischen Minister des Innern, 19.9.1935.

29 Johannes Hohlfeld, Genealogie als Wissenschaft und als Politik, in: Zeitschrift für kulturgeschichtliche und biologische Familienkunde 1 (1924), 195 f., 195 (vgl. auch Friedrich Wecken/Friedrich von Klocke (Hg.), Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung, 2., erw. Aufl., Leipzig 1922, 44).

30 Ebd. (Hohlfeld), 195.

31 Vgl. zur Geschichte der DDP u.a. Werner Schneider, Die Deutsche Demokratische Partei in der Weimarer Republik 1924–1930, München 1978.

sie so von ihrem Bündnis mit der Sozialdemokratie abzubringen.³² Als er während des Wahlkampfs 1932 als Spaltenkandidat für den Wahlkreis Leipzig aufgestellt wurde, scheint er sich in Erwartung von Hitlers bevorstehender Machtübernahme damit auf dem rechten Flügel der Staatspartei positioniert zu haben.

1934 veröffentlichte Hohlfeld unter einem Pseudonym die Schrift *Zwanzig Jahre deutsches Ringen*. Den von ihm selbst in der Weimarer Republik noch so bezeichneten „österreichischen Demagogen“ Hitler erklärte er nunmehr zum „geschichtlich berufenen Führer des neuen Deutschlands“.³³ Beim Geheimen Staatspolizeiamt Sachsen galt Hohlfeld als „besonders rühriger Demokrat“, der aber „bei seinen Wahlreden Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus allgemein vermieden haben soll“.³⁴ In Erwiderung von Rezensionen zu seinen Schriften, die in der *Bücherkunde der Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums* erschienen waren, sah sich Hohlfeld 1935 zu einer Stellungnahme *In eigner Sache* genötigt. Er suchte seine früheren hitlerfeindlichen Äußerungen zu relativieren und in einem NS-freundlichen Sinne umzudeuten: Er habe den Begriff „Demagog“ in Bezug auf Hitler bloß wertneutral verwendet, und zwar so, dass die NSDAP unter der Führung des „aus Österreich gekommenen Volksführer[s] (Demagogen) Adolf Hitler“ gestanden sei. Zudem bekannte Hohlfeld jetzt, „niemals ein politischer Liberaler gewesen“ zu sein und unter Demokratie „vor allem Herrschaft im Sinne der Führung“ verstanden zu haben.³⁵

Nicht seine Rechtfertigungsschrift, die Werner Best, der Abteilungsleiter im Geheimen Staatspolizeiamt, sogleich beschlagnahmen und einziehen ließ,³⁶ sondern eine Intervention des Landgerichtspräsidenten Lorenz, der zugleich Vorsitzender des *Vereins zur Erhaltung der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte* war, aber auch die Unterstützung durch den Leiter des *Reichssippenamts*, den Historiker Kurt Mayer, bewahrten Hohlfeld indes vor seiner drohenden Enthebung als Geschäftsführer der „Zentralstelle“. Lorenz wurde jedoch beauftragt, Hohlfeld bei seiner Leitungstätigkeit „möglichst weitgehend zu beaufsichtigen“.³⁷ Die nationalsozialistische Gleichschaltung der „Zentralstelle“ wirkte sich so aus, dass Hohlfeld sich fortan verstärkt an die ideologischen Vorgaben des Regimes anzupassen suchte: So verfasste er etwa einen Artikel *Bismarcks Ahnen und Enkel*, der in der Festschrift zum 60. Geburtstag Otto Reches, einem an der Universität Leipzig tätigen führenden NS-Anthropologen, erschien. In den *Familiengeschichtlichen Blättern* der „Zentralstelle“ berichtete er schließlich *Über den Stand der deutschen Judenforschung* und ging dabei auf die

-
- 32 Universitätsarchiv Leipzig (UAL), Personalakt 2639 Johannes Hohlfeld, Politische Reden in der Deutschen Staatspartei: u.a. Für Hindenburg – gegen Hitler, 4.4.1932 in Pegau; Die Staatspartei – der letzte Hort des freiheitlichen Bürgertums, 28.7.1932 in Waldheim; Letzter Appell, 27.2.1933 in Zwenkau. BArch, R 1509, Nr. 1063, Schreiben Dr. Lorenz an den Reichs- und Preußischen Minister des Innern, 6.6.1936.
- 33 Johann von Reichenbrand [d. i. Johannes Hohlfeld], *Zwanzig Jahre deutsches Ringen. Vom Weltkrieg über Versailles zur nationalen Erneuerung*, Berlin 1934, 244.
- 34 BArch Berlin, R 1509, Nr. 1063, Geheimes Staatspolizeiamt (Dr. W. Best) an den Reichs- und Preußischen Minister des Innern, 19.9.1935.
- 35 Johannes Hohlfeld, *In eigner Sache*, Leipzig 1935 (Selbstverlag), 5, 10.
- 36 BArch Berlin, R 1509, Nr. 1063, Geheimes Staatspolizeiamt (Dr. Werner Best) an den Reichs- und Preußischen Minister des Innern, 19.9.1935.
- 37 BArch, R 1509, Nr. 1063, Schreiben Dr. Lorenz an den Reichs- und Preußischen Minister des Innern, 6.6.1936. BArch, R 1509, Nr. 1063, Schreiben Reichs- und Preußischer Minister des Innern an Geheimes Staatspolizeiamt, 1.4.1937.

einschlägigen rassenantisemitischen Veröffentlichungen des *Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands* ein.³⁸

Nach Kriegsbeginn 1939 wurde Hohlfeld als Reserveoffizier eingezogen und im „Protektorat Böhmen und Mähren“ eingesetzt, 1942 indes im Rang eines Hauptmanns entlassen, da er nach eigener Aussage „gegen einen Offizier ein kriegsgerichtliches Vorgehen wegen Beleidigung von Goebbels und Ley verweigert“ hatte.³⁹ Seine Entfernung aus der Wehrmacht behinderte jedoch nicht Hohlfelds fortgesetzte Publikations- und Lehrtätigkeit.

Im Gegenteil: So hielt er im Sommersemester 1944 eine Vorlesung „Überblick über die Sippenkunde“ am Institut für Kultur- und Universalgeschichte und zeichnete im selben Jahr publizistisch die historische Entwicklung *Von der Genealogie zur Sippenkunde* nach. Hohlfeld suchte in seiner Vorlesung den von den Nationalsozialisten geforderten Nachweis der „arischen“ Abstammung historisch zu legitimieren, indem er behauptete, dass diese Praxis sich bis weit ins frühe Mittelalter zurückverfolgen lasse. Der sogenannte Ariernachweis habe schon damals den Zweck gehabt, die „Gemeinschaft“ gegen das Eindringen „fremdblütiger oder sozial unerwünschter Elemente“ zu schützen. Seit 1933 habe sich die deutsche Genealogie von der individualistischen Erforschung der Familien, für die noch Ottokar Lorenz eingetreten sei, endgültig verabschiedet. Die Leipziger „Zentralstelle“ sah er weiterhin als Vorreiterin der Entwicklung hin zur angestrebten „Gesamtgenealogie des Volkes“. Gleichzeitig habe auch die „zünftige“ Geschichtswissenschaft, ausgehend von der Landes- und Ortsgeschichte, ihren Schwerpunkt auf die „Rassen- und Bevölkerungsgeschichte“ verlegt und damit die familien- und sippenkundliche Forschung aufgewertet.⁴⁰

Die verspätete und keineswegs friktionsfreie Indienstnahme Hohlfelds für den nationalsozialistischen Staat verwies nicht zuletzt auf die gestiegene Bedeutung der genealogischen Wissenschaft im „Dritten Reich“. Das am 7. April 1933 erlassene *Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* und die „Nürnberger Gesetze“ vom September 1935 hatten die Grundlagen für eine sich beträchtlich steigernde Nachfrage nach genealogischen Forschungen und Gutachten bereitet. Die *Reichsstelle für Sippenforschung beim Reichsministerium des Inneren* (seit 1940 *Reichssippenamt*) und andere Institutionen und berechtigte Forscherinnen und Forscher waren dazu befugt, die „Deutschblütigkeit“ zu ermitteln und zwischen „Ariern“ und „Nichtariern“ zu unterscheiden.⁴¹

Nicht die wissenschaftlich begründete unzweideutige Ablehnung des Rassebegriffs,⁴² sondern die von ihm befürchtete Gefährdung des Führungsanspruchs der „Zentralstelle“ durch deutsch-völkische genealogische Vereine dürfte also den wesentlichen Hintergrund

38 Vgl. Johannes Hohlfeld, Bismarcks Ahnen und Enkel. Eine genealogische Studie, in: Michael Hesch/Günther Spannaus (Hg.), *Kultur und Rasse. Otto Reche zum 60. Geburtstag*, München/Berlin 1939, 111–121; Johannes Hohlfeld, Über den Stand der deutschen Judenforschung, in: *Familiengeschichtliche Blätter* 39 (1941), 26.

39 UAL, PA 2639 Johannes Hohlfeld, Lebenslauf (undat., nach 1945).

40 Matthias Middell, Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung und Professionalisierung. Das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte 1890–1990, Bde. 1–3, 2: Von der Kulturgeschichte unter Walter Goetz bis zur historischen Soziologie Hans Freyers, Leipzig 2005, 730; Johannes Hohlfeld, Von der Genealogie zur Sippenkunde. Ein geistesgeschichtlicher Wandel in Deutschland, in: *Familiengeschichtliche Blätter* 42 (1944), Sp. 1–8, bes. Sp. 1 f., 8.

41 Vgl. als Beispiel für die in diesem politischen Klima entstandenen Darstellungen zur „Sippen-“ und „Bevölkerungsgeschichte“ u.a. Heinrich Banniza von Bazan, *Das deutsche Blut im deutschen Raum. Sippenkundliche Grundzüge des deutschen Bevölkerungswandels in der Neuzeit*, Berlin 1937.

42 So jedenfalls Weiss, Johannes Hohlfeld (1888–1950), 252.

für Hohlfelds oben zitierte Äußerungen aus den 1920er Jahren gegen den Verein *Roland* gebildet haben. Anhänger von Bernhard Koerner scheinen bei der Jahreshauptversammlung der „Zentralstelle“ 1922 versucht zu haben, deren Vorstand zu stürzen und diese auf eine völkische „Sippenkunde“ hin zu orientieren.⁴³ Noch 1944 betonte Hohlfeld seine Gegnerschaft zu Koerner, als er daran erinnerte, dass dieser zusammen mit dem 1935 wieder abgesetzten ersten Leiter der *Reichsstelle für Sippenforschung*, Achim Gercke, einen „dilettantischen Plan“ zu einer Auswertung von Kirchenbüchern entworfen habe. Er selbst habe sich bereits 1933 klar dagegen ausgesprochen. Dieses Vorhaben sei ohnedies längst gescheitert und die „tatsächliche Führung“ seit 1937 an die vom *Rassenpolitischen Amt* der NSDAP unterstützte *Arbeitsgemeinschaft für Sippenforschung und Sippenpflege* übergegangen.⁴⁴

Indem Hohlfeld solchen genealogischen Vereinen die wissenschaftliche Dignität absprach, die aus seiner Sicht „Rassepolitik“ trieben, suchte er die von ihm geleitete „Zentralstelle“ gegenüber der wachsenden Zahl von Konkurrenten auf dem Feld der genealogischen Forschung abzugrenzen und dadurch die Wissenschaftlichkeit der eigenen Arbeitsweise zu bekräftigen. Die nach wie vor umstrittene Position der Genealogie als wissenschaftliche Disziplin verstärkte indes Befürchtungen der professionalisierten Historiker-Genealogen, von der anschwellenden Welle rassenkundlicher „Volkskörperforschungen“ und „Volksgenealogien“ an den Rand gedrängt zu werden.⁴⁵

Vor diesem Hintergrund ist auch Hohlfelds 1933 vor dem *Gesamtverein Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine* ausgesprochene polemische Warnung vor jenen routinierten „Kirchenbuchakrobaten“ zu sehen, die eine „Verflachung“ des wissenschaftlichen Standards der deutschen genealogischen Forschung herbeizuführen drohten. Angesichts der Machtübernahme des Nationalsozialismus meinte er zwar jetzt, für diese Arbeitsrichtung so große Chancen wie nie zuvor erkennen zu können. Der angestrebten Popularisierung der genealogischen Aktivitäten müsste jedoch gleichzeitig ihre wissenschaftliche Vertiefung zur Seite gestellt werden. „Familie, Stand und Stamm“ stellte er als jene Vergesellschaftungsformen dar, deren vergleichende Analyse wesentlich zur Erkenntnis „von Art und Wesen unseres Volkes als Ganzem“ beitrage. Hohlfeld vermeidet aber eine genauere Diskussion des jetzt vermeintlich aktuellen Rassebegriffs. Trotz seines rhetorischen Kotas vor den neuen NS-Machthabern dürfte er sich daher dem Verdacht ausgesetzt haben, die vermeintlichen Zeichen der Zeit (noch) nicht hinreichend erkannt zu haben.⁴⁶

Das Auftreten der sich als professionell verstehenden Genealogen gegen vermeintliche „Dilettanten“ hatte, wie sich anhand eines weiteren Beispiels belegen lässt, tatsächlich eine längere Vorgeschichte: Friedrich von Klocke wandte sich seit Anfang der 1920er Jahre gegen eine sogenannte „astrologische Methode“ in der Genealogie,⁴⁷ die sich von der völkisch-esoterischen Armanenideologie Guido von Lists herleitete.⁴⁸ Im Vergleich zu der gesell-

43 Vgl. Volkmar Weiss, Die Vorgeschichte des arischen Ahnenpasses. Teil 2: Historische oder völkische Genealogie?, in: *Genealogie* 50 (2000), 497–507.

44 Johannes Hohlfeld, Die Dorfsippenbücher, in: *Familiengeschichtliche Blätter* 42 (1944), Sp. 65–90, 65.

45 Vgl. etwa Hohlfeld, Von der Genealogie zur Sippenkunde, 4.

46 Johannes Hohlfeld, Deutsche Volksgenealogie, in: *Familiengeschichtliche Blätter* 31 (1933), Sp. 241–256, 242 f.

47 Vgl. Friedrich von Klocke, Die Antiwissenschaftlichkeit und ihr Bemühen um die Genealogie, in: *Familiengeschichtliche Blätter* 20 (1922), Sp. 225.

48 Bereits dort finden sich rechtsesoterische Motive wie die „Schwarze Sonne“, die gegenwärtig von Autoren wie Max Kaltmeister, die sich im Umfeld der DNA-Genealogie bewegen, gepflegt werden. Vgl. Julian Strube, Die

schaftlichen Breite, welche die „Volksgenealogie“ im Lauf der 1920er Jahre gewann und die Staats- und Parteistellen des „Dritten Reiches“ nachdrücklich förderten, dürften etablierte Genealogen das Sektierertum dieser „völkischen Schwärmer“ damals allerdings noch kaum als ernsthafte Konkurrenz angesehen haben.

Neben die Frage nach der institutionellen Positionierung der Leipziger „Zentralstelle“ gegenüber dem „sippenkundlichen“ Vereins- und Publikationswesen trat für Hohlfeld als methodische Aufgabenstellung die Klärung des Verhältnisses der genealogischen Disziplin zur Geschichte sowie den Sozial- und Naturwissenschaften. Ottokar Lorenz hatte die Genealogie zwar als Bindeglied zwischen diesen Forschungsfeldern angesehen, doch die Art ihrer Beziehungen zunächst nur allgemein beschrieben. Hohlfeld suchte diese in programmatischen Vorträgen, etwa 1927 vor der Düsseldorfer *Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte*, näher zu bestimmen. Er konstatierte zwar ebenfalls die eigentümliche Zwischenstellung der Genealogie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften; gleichzeitig wies er ihr ein scharf abgegrenztes, historisch-soziologisch definiertes Aufgabengebiet zu.⁴⁹

Klocke: „Deutsche Sozialgeschichte“ als „Volksordnungsgeschichte“?

Friedrich von Klockes Integration in das nationalsozialistische Wissenschaftssystem ging wesentlich reibungsloser vor sich als bei seinem um drei Jahre älteren Leipziger Kollegen Hohlfeld. Klockes wissenschaftlicher Werdegang verlief zwar vor und nach 1933 eher zögerlich. Im „Dritten Reich“ konnte er aber wichtige Karriereschritte setzen, wozu ihm sein 1933 erfolgter NSDAP-Beitritt nützlich gewesen sein dürfte. Klocke studierte, vom Kriegsdienst unterbrochen, 1911 bis 1916 und 1919/20 Geschichte und geschichtliche Hilfs- und Grenzwissenschaften sowie historische Teile der Rechts- und Staatswissenschaften (mit Schwerpunkt Soziologie) in München, Berlin und Münster. Dabei beeindruckte ihn besonders der Münsteraner Professor für Staatswissenschaften und Volkswirtschaftslehre Johann Plenge,⁵⁰ der während des Ersten Weltkriegs einer der Propagandisten der „Ideen von 1914“ gewesen war, konservativen Kreisen innerhalb der SPD nahestand und sich nach 1933 als „nationaler Sozialist“ gab. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Archivar habilitierte sich Klocke 1931 für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Münster. Seine Habilitationsschrift galt dem Thema *Patriziat und Honoratiorentum in Westfalen – Untersuchungen zur Geschichte der städtischen Bevölkerung*.⁵¹ Es handelte sich dabei nicht um eine historisch-statistische Studie, sondern um die Rekonstruktion von „Geschlechterbiographien“. Diese Geschlech-

Erfindung des esoterischen Nationalsozialismus im Zeichen der Schwarzen Sonne, in: *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 20 (2012), 223–268.

49 Johannes Hohlfeld, Über die Genealogie als Grenzwissenschaft zwischen Geschichte und Naturwissenschaft, in: *Mitteilungen der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte*, H. 36, Leipzig 1928, 13–17.

50 Vgl. Joachim Müller, Die „Ideen von 1914“ bei Johann Plenge und in der zeitgenössischen Diskussion. Ein Beitrag zur Ideengeschichte des Ersten Weltkrieges, Neuried 2001.

51 Günter Aders, Verzeichnis der Schriften von Friedrich v. Klocke. I. Biographische Einführung, in: *Westfälische Forschungen* 16 (1963), 195–215, 195 f. Klockes Habilitationsschrift sollte in der Reihe *Veröffentlichungen der Historischen Kommission des Provinzialinstitutes für westfälische Landes- und Volkskunde* erheblich verspätet 1944 im Druck erscheinen. Der fast fertiggestellte Satz des Werkes verbrannte jedoch im September 1944 bei einem Luftangriff auf Münster (ebd., 210).

ter definierte Klocke als „gentilizische Gruppe[n]“, von denen auf die „Gestalt des Volkes“ geschlossen werden sollte.⁵²

Klocke nahm als Privatdozent eine ausgedehnte Lehrtätigkeit an der Universität Münster auf. Er hielt unter anderem Vorlesungen zur „Deutschen Volksgeschichte“, in denen er – verstärkt nach 1933 – zu „Rassen“, „germanischen Völkern“, „deutschen Stämmen“ und „Volk und Siedlung im Deutschen Reich“ vortrug. Seinen Vorlesungszyklus „Deutsche Sozialgeschichte“, den er im Sommersemester 1932 begann, bezeichnete er als „Volksordnungsgeschichte“.⁵³ Im „Dritten Reich“ war der Wiener Historiker Otto Brunner einer der einflussreichsten Vertreter einer „Geschichte der Volksordnung“ als „politischer Volksgeschichte“, die er mit kaum überhörbarem Pathos zu einem „Gebot der Stunde“ erklärte.⁵⁴ Klocke hatte die Schlagwörter der „Volksordnung“ und „Rasse“ selbst bereits in den letzten Jahren der Weimarer Republik als Anknüpfungspunkte für eine völkische Neuorientierung der Geschichtsforschung definiert. Er fand damit breitere Unterstützung, so dass ihm seine Heimatuniversität 1937 einen besoldeten Lehrauftrag „für Landesgeschichte, Volksgeschichte und Sippenkunde“ erteilte. Seine Lehrerfolge als Volkshistoriker trugen zudem dazu bei, dass er 1942 zum außerplanmäßigen Professor an der Universität Münster ernannt wurde.⁵⁵

Anhand der überlieferten Vorlesungsmanuskripte lässt sich zeigen, dass Klockes Vorlesungen wesentlich auf der Aneignung der Lehren einiger Vordenker der jungkonservativen Bewegung wie etwa Max Hildebert Boehms oder des „ganzheitlichen“ Gesellschaftstheoretikers Othmar Spann beruhten. Klocke selbst stellte die Genealogie als eine vorwiegend „historisch-soziologische“ Wissenschaft dar. Er plante, nachdem er sich 1931 in Münster habilitiert hatte, einen größeren Zyklus „bevölkerungsgeschichtlicher“ Vorlesungen⁵⁶ abzuhalten und begann damit im Wintersemester 1931/32. Im Manuscript zu seiner ersten Vorlesung „Deutsche Bevölkerungsgeschichte im Grundriss“ schrieb er noch vorsichtig, dass die „Erörterung anthropologischer Strukturen“ nur „anhängsweise“ erfolgen könne. Als Grund für seine vorläufige Zurückhaltung gegenüber der Verknüpfung von „Bevölkerung“

52 Friedrich von Klocke, Auf Wegen der Genealogie als Wissenschaft. Autoergographie zum 65. Geburtstag, in: Familie und Volk 5 (1956), 89–98, 95.

53 Im Wintersemester 1934/35 setzte Klocke dem Vorlesungstitel „Deutsche Sozialgeschichte“ den Zusatz „Vom germanischen zum nationalsozialistischen Zeitalter“ hinzu. Als er im Sommersemester 1936 neuerlich eine derartige Vorlesung abhielt, änderte er den Untertitel zu „Von der germanischen Vorzeit bis zur Gegenwart“. Universitätsarchiv Münster (UAM), Bibl. UMS26, Universität Münster i. W. (Hg.), Vorlesungsverzeichnis, Wintersemester 1934/35, 73; Personal- und Vorlesungsverzeichnis, Sommersemester 1936, 95.

54 „Nicht politische Geschichte als bloße Machtgeschichte, nicht Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte usf., die in einem antipolitischen Sinn im Sammelbegriff der Kulturgeschichte äußerlich zusammengefaßt werden, sondern politische Volksgeschichte heißt das Gebot der Stunde.“ Otto Brunner, Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter, 2. Aufl., Brünn u.a. 1942, 184 f.

55 UAM, Bestand 63, Nr. 3, Bd. 1, Schreiben des Historischen Seminars der Universität Münster an den Dekan der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Münster, 8.3.1937; UAM, Bestand 10, Nr. 3597, Der Dekan der Philosop. und Naturwiss. Fakultät, Antrag auf Ernennung des Dozenten Dr. v. Klocke zum apl. Professor, 2.12.1941.

56 UAM, Bestand 186, Nr. 1, Notiz v. Klocke, 8.10.1931.

und „Rasse“ (bzw. „Anthropologie“) gab er den zu diesem Zeitpunkt noch unzureichenden Forschungsstand an.⁵⁷

Die Inhaltsübersicht zu seiner Vorlesung „Deutsche Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte“, die er in überarbeiteter Form im Wintersemester 1933/34 hielt, belegt, dass er seine frühere Vorsicht gegenüber einer Erweiterung der Vorlesung um rassenkundliche Aspekte damals bereits aufgegeben hatte. An der Universität Münster dürfte für den Lehrgegenstand „Bevölkerungsgeschichte“ jedenfalls ein lebhaftes Interesse bestanden haben, denn diese Vorlesung richtete sich an „Hörer aller Fakultäten“.⁵⁸ Ihren ersten Hauptteil begann Klocke mit dem Kapitel „Die rassen- und stammesgeschichtlichen Grundlagen“, wobei er die sogenannten „rassenmäßigen Grundstoffe im deutschen Volkskörper“ zu erörtern versprach. Klocke stützte seine diesbezüglichen Überlegungen vor allem auf Arbeiten von Theodor Geiger, Hermann Mitgau, Werner Sombart und Ferdinand Tönnies. Angesichts der Bedeutungszunahme von Rassentheoretischen Erwägungen in seinem Vorlesungszyklus nahmen in seinem Manuskript allerdings Rassentheoretiker wie Egon Freiherr von Eickstedt, Hans F. K. Günther und Lothar Stengel von Rutkowski einen höheren Stellenwert als zuvor ein.⁵⁹

Nach 1933/34 entwickelte Klocke seine Vorlesung über „Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte“ zu einer Vorlesung über „Allgemeine deutsche Volksgeschichte (Volk und Reich, Raum und Grenzen)“ weiter. Er lag damit im Trend der deutschen „Volksforschung“, die anstelle der bisherigen Auffassung von „Bevölkerung“ das „Volk“ zu setzen beabsichtigte. Die „Volksgeschichte“ sollte den „deutschen Volkskörper als Träger der deutschen Geschichte“ und zugleich den „Lebensraum dieses Volkskörpers“ erforschen. Bislang in der Bevölkerungswissenschaft vorherrschende individualistische und liberale Theoreme sollten überwunden werden. Klocke stellte derartigen Konzeptualisierungen von „Bevölkerung“ die Vorstellung eines organischen „Volksgewebes“ entgegen, das durch „Familien, Großfamilien und Sippschaften“ gebildet werde.⁶⁰

In seinen wissenschaftlichen Publikationen erwies sich der Münsteraner Historiker als verlässlicher Apologet des „Dritten Reichs“: In dem 1940 erschienenen Buch *Westfalen und der deutsche Osten* rühmte er Hitler als einen Vordenker, der die Deutschen bereits 1927 über die „Leistung“ der deutschen „Ostlandbewegung“ aufgeklärt und die akademische Geschichtswissenschaft zu Recht dafür getadelt habe, diese in ihrer Bedeutung bislang nicht ausreichend erkannt zu haben. Klocke zitierte dabei eine Stelle aus *Mein Kampf*, in dem Hitler die mittelalterliche deutsche Ostbesiedlung als gelungenen Versuch darstellte, „die steigende Volkszahl in Einklang zu bringen mit der Größe von Grund und Boden“.⁶¹ Sein Buch *Westfalen und der deutsche Osten* erwies sich somit für „nationalpolitische Aufgaben“ als durchaus brauchbar:

57 UAM, Bestand 186, Nr. 7b, Erster Entwurf zu einer Vorlesung „Deutsche Bevölkerungsgeschichte im Grundriss“ (gelesen Wintersemester 1931/32).

58 UAM, Bibl. UMS26, Universität Münster i. W. (Hg.), Vorlesungsverzeichnis, Wintersemester 1933/34, 71.

59 UAM, Bestand 186, Nr. 7b, Vorlesungsmanuskript „Deutsche Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte“ (gelesen Wintersemester 1933/34). Wie Klocke in seiner Vorlesung diese Literatur im Einzelnen behandelte, lässt sich anhand der vorliegenden handschriftlichen Vorlesungsmanuskripte nicht mehr genau nachvollziehen.

60 UAM, Bestand 186, Nr. 18, Vorlesungsmanuskript „Allgemeine deutsche Volksgeschichte (Volk und Reich, Raum und Grenzen)“. Klocke zog E. Keyser's *Bevölkerungsgeschichte Deutschlands* gleichfalls für seine Vorlesung heran. Er kritisierte dieses Buch aber dafür, dass es noch von der „Bevölkerungsvorstellung alter Art“ ausgehe. (Ebd.) Vgl. Erich Keyser, *Bevölkerungsgeschichte Deutschlands*, Leipzig 1938 [2. Aufl. Leipzig 1941; 3. Aufl. Leipzig 1943].

61 Zit. n. Friedrich von Klocke, *Westfalen und der deutsche Osten*, Münster 1940, 6.

Bei den „Buch- und Dokumentenausstellungen“, welche das Reichspropagandaministerium im Lauf des Jahres 1940 veranstaltete und die unter anderem mit *Kampf im Osten* oder *Reich und Reichsfeinde* betitelt waren, zählte diese Arbeit des Münsteraner Historikers zu den dort gezeigten Ausstellungsstücken.⁶² Derartige Propagandaausstellungen ressortierten zum sogenannten „Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaft“ („Aktion Ritterbusch“), an dem Klocke mit der Teilnahme an einschlägigen wissenschaftlichen Treffen aktiv mitwirkte.⁶³

Neben seiner Tätigkeit in Forschung und Lehre betätigte sich Klocke seit 1934 zudem als *Gaustellenleiter* im *Gaukulturamt der NSDAP* und als Referent im *Gauschulungsamt des Gau Westfalen-Nord*.⁶⁴ Der Architekt und NS-„Gaukulturwart“ Hermann Bartels beauftragte ihn damit, Vorträge zur westfälischen „Landes- und Heimatgeschichte“ in der *Gauführerschule Nordkirchen* abzuhalten. Zudem lud ihn Bartels dazu ein, in beratender Funktion an der Umgestaltung der bei Paderborn gelegenen Wewelsburg zu einer „SS-Schule Haus Wewelsburg“ mitzuwirken.⁶⁵ Die Universität Münster stellte der dort eingerichteten Bibliothek der SS leihweise Bücher zur Verfügung, die das Thema „Varusschlacht“ behandelten. Die SS nutzte die Burg als Stätte für „Germanische Zweckforschungen“, worunter vor allem Studien zur Vor- und Frühgeschichte, aber auch zur „Volkskunde“ und „Sippenforschung“ verstanden wurden.⁶⁶

Hohlfeld, Klocke und die Genealogie in den späten 1940er und den 1950er Jahren

Für die berufliche Karriere von Johannes Hohlfeld bedeutete der Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ eine vergleichsweise weniger einschneidende Zäsur als für Friedrich von Klocke. Im Unterschied zu seinem westfälischen Kollegen konnte Hohlfeld gegenüber den akademischen Behörden geltend machen, dass er durch die Nationalsozialisten als politischer Gegner angesehen und deshalb verfolgt worden sei. Als die Leipziger Universität im Februar 1946 wiedereröffnet wurde, durfte er daher seine Lehrtätigkeit wieder ausüben. Hohlfeld hatte bereits seit 1930 am *Institut für Kultur- und Universalgeschichte* regelmäßig einen Kurs „Zur

62 UAM, Bestand 63, Nr. 3, Bd. 2, Friedrich v. Klocke, Bemerkungen zur Habilitationsschrift, 4.11.1941. Vgl. hierzu: *Kampf im Osten. Politische Buch- und Dokumentenschau*. Hg. vom Werbe- und Beratungsamt für das Deutsche Schrifttum beim Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Berlin 1942.

63 Vgl. Frank-Rutger Hausmann, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945), Dresden/München 1998, 197, 376.

64 UAM, Bestand 63, Nr. 3, Bd. 1, Schreiben des Historischen Seminars der Universität Münster an den Dekan der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Münster, 8.3.1937.

65 Klocke berichtete 1948 in einem Schreiben an den Rektor der Universität Münster, dass er am 31.8.1935 vom Gaukulturwart in sein Büro bestellt worden sei. Thema sei „die geschichtliche Ausstattung der Räume in der Wewelsburg [gewesen], mit deren Wiederausbau der Gaukulturwart damals beschäftigt war und für deren Räume er Themen aus der westfälischen Geschichte zur Ausmalung bezeichnet haben wollte“. UAM, Bestand 63, Nr. 3, Bd. 1, Klocke an Prof. Dr. E. Lehnartz, 31.7.1948. Vgl. zuletzt u.a. Jan Erik Schulte (Hg.), *Die SS, Himmler und die Wewelsburg*, Paderborn 2009.

66 Inwieweit Klocke in diese Aktivitäten tatsächlich involviert war, ließ sich nicht ermitteln. Möglicherweise leistete er einen Beitrag dazu, dass einige der Zimmer in der Burg im Rahmen der Umgestaltungen und Ausmalungen in einen sächsisch-mythologischen Sinnzusammenhang gerückt wurden (Ausstattung mit Runendekor, Benennung von Zimmern nach König Heinrich I., Heinrich dem Löwen usf.). Vgl. Schulte (Hg.), *Die SS*.

Einführung in die wissenschaftliche Genealogie“ abgehalten. Auch nachdem er 1942 aus der Wehrmacht entlassen worden war, hatte er wieder Kurse zur Auswertung von Dorfsippenbüchern und zur „Sippenkunde“ angeboten. Zu diesen Gegenständen sollte er fortan ergänzend eine Vorlesung abhalten. Er beabsichtigte, diese nicht mehr „vom Standpunkt der Rassenlehre“, sondern „vom rein historischen Standpunkt aus“ vorzutragen. An den von Hohlfeld angebotenen Übungen nahm unter anderem der spätere sächsische Landeshistoriker Karlheinz Blaschke als Student teil.⁶⁷

Hohlfeld selbst starb nach schwerer Krankheit 1950 in Leipzig. Die von ihm geleitete „Zentralstelle“ bestand vorerst weiter, jedoch wurde sie noch in seinem Todesjahr in eine Sammelstiftung übergeführt. 1967 ging sie gemeinsam mit den Sammlungen anderer aufgelöster genealogischer Vereine in der *Zentralstelle für Genealogie in der DDR* auf.

Das Amt des Vorstandsvorsitzenden der „Zentralstelle“, die 1954 ihren Sitz nach Westberlin verlegt hatte, bekleidete Friedrich von Klocke. Dieser hatte 1945 seine Lehrtätigkeit an der Universität Münster wegen seiner NS-Belastungen einstellen müssen und war im Entnazifizierungsverfahren 1947 in die Gruppe IV („Mitläufers“) eingereiht worden. Nachdem er gegen diese Entscheidung berufen hatte, wurde er 1948 in die Gruppe V („Entlastete“) eingestuft. In Übereinstimmung mit dem geltenden Recht wurde es ihm daher zugestanden, seine Venia Legendi an der Universität Münster wieder auszuüben. Klocke erhielt einen Lehrauftrag für „Genealogie und Geschichte der Familie“, der zwar terminologisch eine Zäsur mit der früheren „Sippenkunde“ suggeriert, aber keinen inhaltlichen Bruch dargestellt haben dürfte. Seine Diätendozentur, die ihm 1939 verliehen worden war, war für ihn vorerst jedoch verloren. Die darüber geführten Verhandlungen zogen sich über mehrere Jahre hin, weil Klockes wissenschaftliche Leistung „weder in der Zeit vor 1945, als sein Spezialgebiet der Familienforschung in besonderem Ansehen stand, noch auch nach dieser Zeit voll überzeugen“ konnte. So ist es zu erklären, dass ihn der nordrhein-westfälische Kultusminister erst am 5. Juli 1955 auf Widerruf zum Dozenten ernannte und ihn in das Beamtenverhältnis berief.⁶⁸

Klocke versuchte seine Forschungen in Anbetracht der für die Genealogie ungünstigen Rahmenbedingungen um 1950 teilweise neu auszurichten. Er glaubte die Notwendigkeit zu erkennen, die früheren naturwissenschaftlichen Experimente hinter sich lassen und die Bindung der Genealogie an die Geschichtswissenschaft wieder verstärkt betonen zu müssen. Im Unterschied zu den Humangenetikern*, die sich mehr für eine Betrachtung der Seitenverwandtschaften aussprachen und sich dabei an einer „horizontalen“ Zugangsweise orientierten, suchten Historiker-Genealog*innen Erblinien in der Regel „vertikal“ über viele Generationen hinweg in die Vergangenheit zurückzuverfolgen.⁶⁹ Klocke, der sich selbst – wie oben gesehen – im „Dritten Reich“ mit der NS-Rassenideologie identifiziert hatte,

67 UAL, PA 2639 Johannes Hohlfeld, Der Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig an die Landesverwaltung Sachsen, 13.9.1945.

68 UAM, Bestand 10, Nr. 3597, Einreichungsbescheid F. v. Klocke, 16.10.1947; Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Münster, 20.7.1949; Der Kurator der Universität Münster, 21.12.1949; Rechtsanwalt Jöstingmeier an Kultusminister Schütz, 25.9.1954; Schreiben [vermutl. des Dekans der Philosophischen Fakultät der Universität Münster] an den Kultusminister, 20.11.1954 (Zitat); Berufungsschreiben von Klocke.

69 So jedenfalls Dorothee Früh, Die Genealogie als Hilfswissenschaft der Humangenetik, in: Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Biologie 6 (1999), 141–162, <http://www.genetalogie.de/frueh/genealogie/genealogie.pdf> (25.6.2020), pag. 1–25, 5.

bekannte in einem 1950 erschienenen Überblick, den er zum aktuellen Stand der Genealogie veröffentlichte:

„[...] Das Versäumte und Verfehlte in der Genealogie ist tatsächlich sehr umfangreich. Dies gilt nicht zuletzt für das halbe Menschenalter zwischen 1930 und 1945. Was damals in der Sonderform der rassisch ausgerichteten Genealogie in gewissen Kreisen unter der Flagge einer doch weitgehend verkennenden und entstellenden naturwissenschaftlichen Sippenkunde auf Kosten einer ernsten historisch-soziologischen Genealogie geleistet wurde, bedeutet einen schweren Schaden für das Fach.“⁷⁰

Der Münsteraner Historiker kritisierte die deutschen Genealog*innen, ihr Fach als „Sippenkunde“ zu einer Hilfswissenschaft der Vererbungslehre gemacht zu haben und dadurch vom bewährten „historisch-soziologischen“ Weg abgekommen zu sein. Namentlich der Berliner Privatgelehrte Stephan Kekulé von Stradonitz, der mit seinem Ahnenbezifferungssystem einen mathematischen Ausdruck für die Stärke geschlechtsgebundener Erbanlagen gefunden haben wollte, habe die Genealogie irrigerweise als „Teil der Vererbungslehre“ aufgefasst.⁷¹ Diese Wendung in der Argumentation Klockes ist allerdings als ein für die unmittelbare Nachkriegszeit nicht untypischer Versuch anzusehen, die eigene Rolle in der Genealogie während der NS-Zeit nachträglich zu relativieren bzw. sich selbst reinzuwaschen. Wie oben gezeigt, hatte Klocke vor 1945 selbst zu jenen Historikern gezählt, deren proklamierte „historisch-soziologische“ Methode sich darin erschöpfte, vorgebliche „lebensgesetzliche“ Strukturen innerhalb des deutschen „Volkstums“ zu finden.

In den Nachkriegsjahren suchte Klocke die Genealogie zumindest institutionell innerhalb der Geschichtswissenschaft neu zu positionieren. Hierzu kooperierte er mit Erich Wentscher, der in den Jahren 1928 bis 1944 noch leitender Redakteur des *Archivs für Sippenforschung* gewesen war, und dem Soziologen und Genealogen Hermann Mitgau. Klocke beteiligte sich zu diesem Zweck an der Begründung des genealogischen Fachorgans *Familie und Volk – Zeitschrift für Genealogie und Bevölkerungskunde*, deren erster Jahrgang 1952 erscheinen konnte. 1962/63 gaben die Herausgeber der Zeitschrift die Bezugnahme auf „Volk“ und „Bevölkerungskunde“ auf und benannten das Blatt in *Genealogie – deutsche Zeitschrift für Familienkunde* um. *Familie und Volk* erschien als Mitteilungsblatt der *Deutschen Arbeitsgemeinschaft Genealogischer Verbände* und der *Abteilung Genealogie und Heraldik im Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine*. Wentscher deutete den angestrebten Neuanfang der Genealogie in seinem Vorwort zum ersten Jahrgang dieser Zeitschrift als ein Anknüpfen an die bisherigen „Volksforschungen“, die programmatisch um „abendländische“ Zielsetzungen erweitert werden sollten. Der „Abstammungsforschung“ war demnach die Aufgabe zugewiesen, „eine höhere volksgeschichtliche Verantwortung“ auf sich zu nehmen und mit Hilfe von „Genealogie und Bevölkerungskunde“ den „alten deutschen Dienst am Abendland“ wieder zu beleben.⁷² Die „antibolschewistische“ Stoßrichtung der NS-Zeit wurde damit semantisch allerdings nur in Richtung des im Kalten Krieg virulenten antikommunis-

70 Zit. n. ebd., 17. Vgl. Friedrich von Klocke, Die Entwicklung der Genealogie vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Prolegomena zu einem Lehrbuch der Genealogie, Schellenberg 1950, 3.

71 Zit. n. Früh, Genealogie, 17.

72 Erich Wentscher, Familie und Volk, in: *Familie und Volk* 1 (1952), 1 f.

tischen Diskurses verschoben, ohne dass im Bereich der historischen Genealogie damit eine erkennbare fachliche Innovation verbunden gewesen wäre.⁷³

Einige Jahre später betonte Klocke in derselben Zeitschrift die Notwendigkeit, die Genealogie als „moderne Familiengeschichte“ zu betreiben und sie zu einer Lehre der „genealogischen Gebilde“ (Familie, Großfamilie, Sippe) und „Gefüge“ (Deszendenz, Aszendenz, Konszendenz) weiterzuentwickeln. Er beabsichtigte dabei, die „Beziehungslehre“ in Anknüpfung an einen vom Kölner Soziologen Leopold von Wiese geprägten Begriff zu einer genealogisch-soziologischen „Gebildlehre“ zu transformieren.⁷⁴ Es handelt sich dabei allerdings nur um eine programmatische Ankündigung. Seine hierauf bezogenen Publikationen, die Klocke anscheinend „längst begonnen“ hatte, konnte er auch krankheitsbedingt nicht mehr abschließen.⁷⁵

Resümee und Ausblick

Für den Aufschwung der Genealogie als historiographische Praxis seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bildete die Frage der krisenhaften Entwicklung der industriellen „Massengesellschaft“ einen wesentlichen Anstoß: In der Dynamisierung sozialer Strukturen, wie sie etwa mit der Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit bzw. Grundentlastung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck gekommen war, vermuteten Historiker und Historikerinnen einen unmittelbaren Auslöser von Bevölkerungswachstum, Migration und ethnischen Umschichtungsprozessen. Es war zunächst aber vor allem die Historische Bevölkerungsstatistik, deren Vertreter der Jüngeren Schule der Nationalökonomie zuzurechnen waren, welche den sozialen Strukturen der breiten Masse der Bevölkerung ihr Augenmerk schenkte.⁷⁶

Darüber hinaus reflektierte vor allem die historische Genealogie, die bis dahin vorwiegend eine Legitimationswissenschaft dynastischer und großbürgerlicher Familien- und Standesinteressen gewesen war, um 1900 ein damals neuartiges Interesse für breitere Bevölkerungsschichten sowie für naturwissenschaftliche Vererbungstheorien. Wie in den vorstehenden Untersuchungen ausgeführt wird, stieß die von dem Historiker Ottokar Lorenz bereits 1898 angeregte Neuausrichtung der Genealogie auf erbbiologischer Grundlage in der deutschen Historiographie allerdings auf keine gesteigerte Resonanz. Ein neuerlicher Schub für „volks-genealogische“ und „bevölkerungsbiologische“ Forschungen erfolgte dann seit den 1920er Jahren, wobei nicht Historiker*innen, sondern Geistliche wie Konrad Brandner und Johann Bredt und Anthropologen wie Walter Scheidt entscheidende Impulse setzten.

73 Vgl. zum „Abendland“-Diskurs der frühen Nachkriegszeit: Philipp Sarasin, Die Grenze des „Abendlandes“ als Diskursmuster im Kalten Krieg. Eine Skizze, in: David Eugster/Sibylle Marti (Hg.), Das Imaginäre des Kalten Krieges. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Ost-West-Konfliktes in Europa, Essen 2015, 19–44.

74 Friedrich von Klocke, Auf Wegen der Genealogie als Wissenschaft. Autoergographie, Zweiter Teil, in: Familie und Volk 5 (1956), 217–222, 220, 222.

75 Klocke starb am 28. Dezember 1960 in Münster. Vgl. Herbert Spruth, Friedrich von Klocke †, in: Familie und Volk 10 (1961), 326 f.

76 Vgl. zur Historischen Bevölkerungsstatistik anhand der Forschungen von Karl Julius Beloch und Karl Bücher auch Pinwinkler, Historische Bevölkerungsforschungen, 135–145.

Der vorliegende Artikel verdeutlicht darüber hinaus, dass die Bestrebungen zur Institutionalisierung und Disziplinbildung einer historisch verstandenen Genealogie durchwegs am Rande oder außerhalb der universitär betriebenen Geschichtswissenschaft erfolgten. Hierbei ist vor allem auf die *Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte* in Leipzig zu verweisen, die eine Genealogie als „exakte Familienforschung“ anstrebte. Deren langjähriger Leiter Johannes Hohlfeld wandelte sich, wie im Beitrag aufgezeigt wird, im Laufe der späten 1920er Jahre und frühen 1930er Jahre von einem politisch aktiven Demokraten zu einem zumindest rhetorischen Unterstützer des Nationalsozialismus. Diese Haltungsänderung Hohlfelds spiegelte sich auch in dessen programmatischen Ausführungen zur Genealogie. Hohlfeld vermied nach 1933 zwar eine genauere Auseinandersetzung mit dem Begriff der „Rasse“, er legitimierte aber politische Maßnahmen des NS-Regimes wie den sogenannten Ariernachweis. Dass die deutsche Genealogie sich von der abwertend als „individualistisch“ beurteilten Erforschung der Familien, wie sie noch Ottokar Lorenz als wesentliche Zielsetzung angegeben hatte, verabschiedet habe und sich zur Erforschung der „Gesamtgenealogie des Volkes“ hinbewege, beurteilte Hohlfeld im „Dritten Reich“ positiv.

Genealog*innen und Sippenforscher*innen bewegten sich in Deutschland seit dem späten 19. Jahrhundert meist im Milieu von genealogischen Vereinen wie des *Herold* oder des *Adler*. Ihre Auffassungen und programmativen Erklärungen zur Genealogie reflektierten zunehmend die ideologischen Vorzeichen der völkischen Bewegung und spätestens ab 1933 des Nationalsozialismus. Genealogie schien dabei speziell mit „Rassenkunde“ und Bevölkerungspolitik eng verwoben zu sein. So betonte der Danziger Historiker und Archivar Erich Keyser bereits 1928 die gestiegene Bedeutung, die bevölkerungspolitische Fragen in Deutschland seit dem Ersten Weltkrieg erfahren hätten. Interdisziplinär arbeitende historische Bevölkerungsforschungen umfassten nach Keyser neben Historie, Archäologie, Anthropologie, Geographie auch die Genealogie. Diese Forschungen würden neben der nationalstaatlichen „auch die allgemeine europäische Bevölkerungsgeschichte aufklären, „deren Bearbeitung schon [...] Beloch gefordert und erfolgreich begonnen hat“⁷⁷.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verschwand die genealogische Betrachtungsweise von Verwandtschaft für mehrere Jahrzehnte weitgehend aus der akademisch institutionalisierten deutschsprachigen Historiographie. Hingegen tradierten sie die zahlreichen bürgerlichen Vereine, von denen die genealogischen Forschungen institutionell überwiegend getragen wurden, über 1945 hinweg. Ihre Zentralisierung, welche die Leipziger „Zentralstelle“ angestrebt hatte, blieb indes weiterhin aus. Damit blieb die Genealogie als Hilfswissenschaft der Geschichte – mit zunehmend verblassender Erinnerung an die ehemaligen Gedankenspiele, als eigenständige Wissenschaft die Gesellschaft biologisch erklären zu wollen – weitgehend den Lokal- und Heimatforscher*innen überlassen. Selbst in der strukturzentrierten (und konzeptionell von der „Volksgeschichte“ Gunther Ipsens und Werner Conzes aus dem „Dritten Reich“ nicht unbeeinflussten) Bevölkerungsgeschichte Wolfgang Köllmanns,

77 Erich Keyser, Entwicklung und Aufgaben der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung in Deutschland, in: VIe Congrès international des sciences historiques. Résumés des communications présentées au congrès, Oslo 1928, 26–28. Der von Keyser hier genannte (Karl) Julius Beloch war tatsächlich ein Pionier der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung, der sich um eine möglichst sorgfältige, nach sozialen und regionalen Gesichtspunkten differenzierende Erfassung von Bevölkerungszahlen bemühte. Vgl. zu Beloch Pinwinkler, Historische Bevölkerungsforschungen, 135–146.

der 1964 bis 1990 Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum war, spielte Genealogie als methodisches Hilfsmittel nur eine untergeordnete Rolle.⁷⁸

In den Nachkriegsjahren bemühten sich nur einzelne an Universitäten tätige Historiker*innen um die Weiterentwicklung der Genealogie. Hierbei ist an erster Stelle Friedrich von Klocke zu nennen, der eine Verknüpfung der Geschichte einzelner Familien, wie sie in der genealogischen Praxis häufig betrieben wurde, mit historisch-soziologischen Fragestellungen anstrehte. Klocke bekleidete nach dem Tod Hohlfelds (1950) das Amt eines Vorstandsvorsitzenden der „Zentralstelle“, die 1954 ihren Sitz von Leipzig nach Westberlin verlegte. Noch im „Dritten Reich“ hatte er, wie oben auch anhand von dessen Vortragsmanuskripten ausgeführt wird, eine stark „rassen-“ und „sippenkundlich“ geprägte Auffassung der Genealogie vertreten. In den Jahren nach 1945 beklagte Klocke hingegen, dass die genealogischen Forschungen von Historiker*innen sich zu stark an die naturwissenschaftliche Erblehre angenähert hätten. Die Genealogie solle stattdessen wieder verstärkt an die Geschichtswissenschaft gebunden werden und sich von der naturwissenschaftlichen Humangenetik und deren Erforschung „vertikaler“ Erblinien abgrenzen.

Neben Klocke ist für die Nachkriegsjahre vor allem der Bevölkerungsforscher Hermann Mitgau in Göttingen zu erwähnen, der ebenfalls in der NS-Zeit Karriere gemacht hatte. Mitgau war 1942 auf einen Abteilungsleiterposten der *Forschungsgemeinschaft für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik* in München berufen worden, aus dem ein bevölkerungswissenschaftliches Reichsinstitut hervorgehen sollte. Noch 1943 im Rang eines Untersturmführers im SD der SS aktiv gewesen, erhielt Mitgau bereits 1946 eine Professur für Geschichtsdidaktik und niedersächsische Landesgeschichte an der Pädagogischen Hochschule in Göttingen, die er bis zu seiner Emeritierung 1963 innehatte.⁷⁹

Während Klocke seine programmatisch angekündigte genealogische Gebildelehre nicht mehr ausformulierte – er verstarb 1960 –, plädierte Mitgau für eine „Lehre von der sozialen Vererbung“ und ordnete diese der „Bevölkerungswissenschaft“ zu. Das von ihm bereits seit seiner Heidelberger Habilitationsschrift über *Das soziale Generationsschicksal – Untersuchungen zur Frage der Klassenbildung und des sozialen Aufstiegs* (1929/30) verfolgte Konzept zur Erforschung der sozialen Mobilität ließ sich aus seiner Sicht nur dann operationalisieren, wenn die historisch-demographischen Grundlagen in die Untersuchung mit einbezogen würden.⁸⁰ Mitgau betrieb dezidiert eine „genealogische Familienforschung als Bevölkerungswissenschaft“⁸¹; er beabsichtigte, Prozesse der sozialen Mobilität zu untersuchen und so „Gesellschaftsgebilde“ induktiv zu entschlüsseln. Mitgau sah sich selbst nicht vorrangig als Genealoge, sondern als Sozialwissenschaftler, der die Gesetzmäßigkeiten des Bevölke-

78 Vgl. hierzu Wolfgang Köllmann, Genealogische Materialien in Deutschland als Grundlagen bevölkerungsgeschichtlicher Forschungen, in: Ders., Bevölkerung in der industriellen Revolution. Studien zur Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, Göttingen 1974, 17–24, sowie Pinwinkler, Historische Bevölkerungsforschungen, 256–272 zu Köllmanns bevölkerungsgeschichtlichem Ansatz im Vergleich zu der von Arthur E. Imhof konzeptionalisierten Spielart der Historischen Demographie.

79 Vgl. zu Mitgau u.a. Hansjörg Gutberger, Bevölkerung, Ungleichheit, Auslese. Perspektiven sozialwissenschaftlicher Bevölkerungsforschung in Deutschland zwischen 1930 und 1960, Wiesbaden 2006, bes. 53–66.

80 Hermann Mitgau, Die Genealogie als bevölkerungswissenschaftliche Quelle und Lehre von der „Sozialen Vererbung“, in: *Studium generale* 9 (1956), 523–526, 524.

81 Gutberger, Bevölkerung, 58; vgl. auch Hans-Christian Harten/Uwe Neirich/Matthias Schwerendt, Rassenhygiene als Erziehungsideologie des Dritten Reichs: Bio-bibliographisches Handbuch, Berlin 2006, 254 f.

rungswachstums erforschen wollte. Weder die Bevölkerungsforschung noch die Soziologie könnten hierzu der genealogischen Hilfe entbehren.

Hermann Mitgau plädierte jedoch selbst zu einseitig für eine abstammungs- und familienbezogene Gesellschaftsforschung bei gleichzeitiger expliziter Ablehnung des Einzelnen und der Klasse als Forschungsgegenstände,⁸² um der nach neuen methodischen Wegen und theoretischen Grundlagen suchenden westdeutschen Geschichtsforschung tatsächlich weiterführende Impulse vermitteln zu können. Trotz seiner deklamatorischen Versuche, die biologistische Genealogie rhetorisch als eine „moderne“ Sozialwissenschaft auszugeben, stand Mitgau eindeutig in der Tradition der „Deutschen Soziologie“; seine Konzeptualisierungen der Genealogie nahmen keinen nennenswerten Einfluss auf die Entwicklung der akademisch institutionalisierten Geschichtswissenschaft.⁸³ Im Vergleich dazu bezogen sich die in den 1970er Jahren neu formierten Forschungsfelder Historische Demographie und Historische Familienforschung zwar ausdrücklich auf die Nützlichkeit genealogischer Quellenforschungen aus der NS-Zeit;⁸⁴ die wegweisende Bedeutung dieser wissenschaftlichen Fachrichtungen bestand aber vor allem darin, dass sie das Konzept der Verwandtschaft unter neuen theoretischen Gesichtspunkten und Fragestellungen betrachteten. Dass sie sich hierzu vorwiegend an westeuropäischen und US-amerikanischen Forschungen zur Familien- und Sozialgeschichte orientierten,⁸⁵ bedeutete einen klaren Bruch zur deutschvölkisch geprägten Tradition und Praxis der Genealogie, wie sie speziell Johannes Hohlfeld, Friedrich von Klocke und Hermann Mitgau in individuell je unterschiedlicher Weise verkörpert hatten.

82 Vgl. Mitgau, Die Genealogie, 526.

83 Vgl. auch Gutberger, Bevölkerung, 55–58; Pinwinkler, Historische Bevölkerungsforschungen, 370 f.

84 Vgl. etwa John Knodel, Ortssippenbücher als Quelle für die Historische Demographie, in: Geschichte und Gesellschaft 1 (1975), 288–324.

85 Vgl. Karin Hausen, Historische Familienforschung, in: Reinhard Rürup (Hg.), Historische Sozialwissenschaft. Beiträge zur Einführung in die Forschungspraxis, Göttingen 1977, 59–95.

Familienrekonstitution *avant la lettre*

Volksgenealogie und historische Demographie im Kontext von völkischer Wissenschaft, Rassenkunde und Rassenpolitik

Abstract: International literature on the history of historical demography leaves no doubt that Louis Henry and his associates ‘invented’ the method of family reconstitution in the 1950s and revolutionized the study of demographic behaviour in the past by using individual level data from parish registers. This article adds a largely ignored prehistory to this narrative through three points. First, from the 1920s, family reconstructions were carried out on a large scale in German-speaking countries. They served a wide variety of scholarly, popular and political purposes. Second, many family reconstructions were used for analysing demographic behaviour, often in ways similar to Henry’s historical demography. Third, most family reconstructions and a large part of demographic research based on them were closely linked to racial science. Many of these scholarly activities helped propagate and implement the racial policy of the Nazi regime, and many of the institutions and persons promoting them were strongly involved in enforcing it.

Keywords: family reconstitution, *Dorfsippenbuch*, *Ortsfamilienbuch*, historical demography, *völkisch* sciences, racial science

In der internationalen Literatur zur Geschichte der historischen Demographie besteht kein Zweifel, dass Louis Henry und seine Mitarbeiter die Methode der Familienrekonstitution in den 1950er Jahren „erfunden“ haben. Nach dieser Ansicht hat die „Methode Henry“ die Erforschung des demographischen Verhaltens der Vergangenheit revolutioniert, indem sie Individualdaten zugrunde legte: Die Kirchenbucheintragungen zu Geburten (bzw. Taufen), Todesfällen (bzw. Beerdigungen) und Heiraten wurden verknüpft zu vollständigen Genealogien aller Familien einer Gemeinde.¹ Gewöhnlich wird nur der schwedische Demograph Hannes Hyrenius mit seinem 1942 veröffentlichten Buch über die Schweden in Estland als

DOI: 10.25365/rhy-2021-7



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

Jürgen Schlumbohm, Jenaer Straße 33, 37085 Göttingen, Deutschland, j.schlumbohm@gmx.net

Eine frühere Fassung dieses Aufsatzes erschien unter dem Titel: „Family reconstitution before family reconstitution: Historical demography in the context of racial science and racial policy“, in: *Annales de démographie historique* 136/2 (2018), 213–247.

1 Antoinette Fauve-Chamoux, Historical demography and international network developments, 1928–2010, in: Antoinette Fauve-Chamoux/Ioan Bolovan/Sølvi Sogner (Hg.), *A global history of historical demography. Half a century of interdisciplinarity*, Bern u.a. 2016, 15–66; Paul-André Rosenthal, *L'intelligence démographique. Sciences et politiques des populations en France 1930–1960*, Paris 2003, 222–239; John E. Knodel, *Demographic Behavior in the Past. A Study of Fourteen German Village Populations in the Eighteenth and Nineteenth Centuries*, Cambridge 1988, 3–8, vgl. jedoch Anm. 1 auf S. 3; Michael Walter Flinn, *The European Demographic System 1500–1820*, Brighton 1981, 1–12; Edward A. Wrigley, *Population and History*, London 1969, 81–86.

Vorläufer erwähnt.² Freilich wurde gelegentlich bemerkt, dass in Deutschland seit der Zeit der NS-Herrschaft sogenannte Dorfsippenbücher veröffentlicht wurden, welche die rekonstituierten Familien der betreffenden Ortschaft enthielten. In der Tat haben einige amerikanische und französische Demographen seit den späten 1960er Jahren begonnen, diese Publikationen als Rohmaterial für ihre Untersuchungen zu benutzen.³

In diesem Beitrag möchte ich der Geschichte der historischen Demographie ein kaum bekanntes Kapitel hinzufügen. Drei Punkte sollen belegt werden:

Erstens, das Rekonstituieren aller Familien einer Gemeinde begann in deutschsprachigen Ländern schon vor der NS-Herrschaft und wurde in viel größerem Maße betrieben als bisher allgemein wahrgenommen. Diese Art der Aufbereitung von Kirchenbuch- und Standesamtsdaten diente einer breiten Palette von wissenschaftlichen Disziplinen, ebenso wie populären und politischen Zwecken.

Zweitens, Familienrekonstitutionen wurden nicht nur als Selbstzweck erstellt, sondern viele von ihnen benutzte man zur Analyse des demographischen Verhaltens, oft in ähnlicher Weise wie später in Henrys historischer Demographie.

Drittens, die meisten Familienrekonstitutionen und der überwiegende Teil der demographischen Forschungen, die dieses Material zugrunde legten, waren eng mit der völkischen Wissenschaft und der Rassenkunde verbunden. Viele dieser wissenschaftlichen Arbeiten trugen dazu bei, die NS-Rassenpolitik zu propagieren und durchzusetzen; und viele von den Institutionen und Personen, die diese Arbeiten betrieben und organisierten, waren an der Durchführung der Rassenpolitik beteiligt.

Ein Pionier

In der frühen Neuzeit haben Geistliche die Kirchenbücher manchmal familienweise geführt, das heißt sie trugen die Geburts- und Sterbedaten von Kindern beim Heiratseintrag ihrer Eltern ein.⁴ Im Königreich Württemberg wurden die Kirchenbücher seit 1808 regelmäßig in dieser Form geführt: Der Geistliche notierte sämtliche Geburten, Todesfälle und Heiraten,

2 Hannes Hyrenius, Estlands svenska. Demografiska studier, Lund 1942; vgl. Michel Terrisse, Aux origines de la méthode de reconstitution des familles. Les Suédois d'Estonie de Hannes Hyrenius, in: Population 30 (1975), 143–155.

3 John E. Knodel, Infant Mortality and Fertility in Three Bavarian Villages. An Analysis of Family Histories from the 19th Century, in: Population Studies 22 (1968), 297–318; ders., Two and a Half Centuries of Demographic History in a Bavarian Village, in: Population Studies 24 (1970), 353–376; Jacques Houdaille, Quelques résultats sur la démographie de trois villages d'Allemagne de 1750 à 1879, in: Population 25 (1970), 649–654; ders., La population de Remmelsweiler en Sarre aux XVIIIe et XIXe siècles, in: Population 25 (1970), 1183–1192; John E. Knodel, Ortssippenbücher als Quelle für die historische Demographie, in: Geschichte und Gesellschaft 1 (1975), 288–324; ders., Demographic Behavior.

4 Ein Findbuch der meisten bis 1998 erschienenen Familienrekonstitutionen für deutschsprachige Gemeinden ist Volkmar Weiss/Katja Münchow, Ortsfamilienbücher mit Standort Leipzig in Deutscher Bücherei und Deutscher Zentralstelle für Genealogie, 2. Aufl., Neustadt/Aisch 1998; in der Einleitung ein detaillierter, freilich nicht vollständiger Überblick über ihre Geschichte; vgl. Volkmar Weiss, Vorgesichte und Folgen des arischen Ahnenpasses. Zur Geschichte der Genealogie im 20. Jahrhundert, Neustadt an der Orla 2013. Alexander Pinwinkler, Historische Bevölkerungsforschungen. Deutschland und Österreich im 20. Jahrhundert, Göttingen 2014, bietet eine umfassende Darstellung der historischen Bevölkerungswissenschaft; Familienrekonstitutionen und historische Demographie im Kontext der Rassenwissenschaften sind jedoch nicht vollständig erfasst. Kurzer,

die eine Kernfamilie betrafen, auf derselben Seite. Für die nachträgliche Familienrekonstitution war Otto Konrad Roller (1871–1936) der Pionier mit seinem Buch *Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert in ihren wirtschaftlichen und kulturgechichtlichen Verhältnissen dargestellt aus ihren Stammtafeln* (1907).⁵ Für jeden Einwohner führte er alle Daten aus Kirchenbüchern und vielen weiteren Quellen auf einer Karteikarte zusammen. Anschließend ordnete er die Karten zu Familien und Genealogien. Hauptsächlich wertete er dieses Material für sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen aus; daneben nahm er einige demographische Analysen vor, etwa zu Heiratsalter, Säuglings- und Kindersterblichkeit sowie Migration. Roller, der zuvor traditionelle Genealogie von herrschenden Familien betrieben hatte,⁶ betonte in der Einleitung, dass es sich bei seinem Buch über Durlach um einen ganz neuartigen Versuch handelte, genealogische Methoden für die Wirtschaftsgeschichte zu nutzen. Im Unterschied zu den meisten späteren Familienrekonstitutionen untersuchte er kein Dorf, sondern eine Stadt. Außerdem interessierte er sich kaum für Fertilität, sondern vor allem für Wanderungsbewegungen, die in späteren Familienrekonstitutionsstudien meist vernachlässigt werden. Für Durlach hatten sie aber zentrale Bedeutung, denn die Stadt war 1689 von französischen Truppen vollständig zerstört und nach dem Frieden von 1697 neu besiedelt worden. Rollers Arbeit fand zunächst kaum Nachfolger⁷, erst eine Generation später wurde sie als Vorbild angeführt.⁸

Von der Volksgenealogie zur Volkskörperforschung

Nach dem Ersten Weltkrieg entstand eine Bewegung, die das Verfahren, die Stammtafeln aller Familien einer Gemeinde aus den Kirchenbüchern zu konstruieren, auf immer breiterer Front propagierte und anwendete. Freilich geschah das für andere Zwecke als bei Roller und ganz überwiegend für ländliche Siedlungen. Pionier war Konrad Brandner (1881–1939), ein katholischer Priester in der Steiermark. 1920 veröffentlichte er ein Büchlein mit den Genealogien der 333 Familien der winzigen steirischen Pfarre Weichselboden für die Zeit von 1775 bis 1919. In der Einleitung beklagte er, dass sich die Geschichtswissenschaft lange nur mit den führenden Persönlichkeiten, nicht mit der Masse der Bevölkerung befasst habe; auch die

anregender Überblick über diese Mikro-Ansätze schon bei Arthur E. Imhof, Einführung in die historische Demographie, München 1977, 20–27.

- 5 Otto Konrad Roller, *Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert in ihren wirtschaftlichen und kulturgechichtlichen Verhältnissen dargestellt aus ihren Stammtafeln*, Karlsruhe 1907; vgl. Etienne François, *La population de Durlach au XVIIIe siècle par Otto-Konrad Roller* (1907), in: Société de démographie historique: *Bulletin d'information* 36 (1982), 3–22.
- 6 Otto Konrad Roller, *Ahnentafeln der letzten regierenden Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach*, Heidelberg 1902.
- 7 Rudolf Lauber, *Die Einwohnerschaft des Dorfes Obergrombach im 18. Jahrhundert, in ihren wirtschaftlichen und kulturgechichtlichen Verhältnissen dargestellt aus ihren Stammtafeln*, phil. Diss. (MS), Heidelberg 1921, ist eine bemerkenswerte Ausnahme und enthält sogar Zahlen zu Analphabetentum.
- 8 Friedrich Blendinger, *Bevölkerungsgeschichte einer deutschen Reichsstadt im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Die Bevölkerungsbewegung in der ehemaligen Reichsstadt Weißenburg am Nordgau von rund 1580 bis 1720*, Leipzig 1940, 1, 15, 17–19; Johannes Krauß, *Unterschiedliche Fortpflanzung im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur historischen Bevölkerungsstatistik des Landvolks*, in: *Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik* 10 (1940), 24–33, 24.

genealogische Forschung habe sich ganz überwiegend für regierende und adelige Familien interessiert. Eine Genealogie, „die das gesamte Volk einer Gemeinde oder eines Landstriches oder eines ganzen Landes umfasst“, gebe es bisher nicht. Eine solche Forschungsrichtung zu initiieren war Brandners Ziel; „Volksgenealogie“ nannte er diesen Ansatz. Verbunden mit Angaben über Berufe, Häuser und Höfe, zeige die Volksgenealogie, „wie lange und wo eine Familie ansässig ist“. Kaum hatte Brandner diese Frage aufgeworfen, da beantwortete er sie mit einer starken These: Die Volksgenealogie „zeigt den Familien, dass sie auf demselben Boden arbeiten, dieselbe Scholle bebauen, auf der schon vor 400 Jahren ihre direkten Vorfahren ihren Schweiß vergossen und ihr Brot erarbeitet haben“. Indem die Forschung „Fäden zwischen Vergangenheit und Gegenwart“ knüpft, fördert sie das „Bewusstsein der Bodenständigkeit“ und die „Liebe zur Heimat“⁹.

Brandner fühlte sich den erstarkenden „volkskundlichen Bestrebungen“ verbunden. Sein Projekt war offensichtlich Teil der ‚Heimatbewegung‘, die seit dem späten 19. Jahrhundert lokale, regionale und nationale Identität formte und förderte, indem sie idealisierte Bilder von traditioneller Lebensweise und bäuerlichen Werten schuf und verbreitete.¹⁰ Ermutigt vom Erfolg seiner Arbeit über die kleine Gemeinde Weichselboden, fasste Brandner größere Ziele ins Auge. Er wollte eine Volksgenealogie für die ganze Steiermark schaffen und gewann zahlreiche Priester dafür, Stammtafeln für alle Familien ihres Kirchspiels zu erstellen. Von 1921 bis 1929 veröffentlichte er Jahr für Jahr *Mitteilungen über die Fortschritte der steirischen Volksgenealogie*. Schon 1923 wurde berichtet, dass 75 Geistliche in ihren Gemeinden an der Arbeit waren; damit seien 12 Prozent der gesamten Bevölkerung der Steiermark erfasst. 1926 wurden sieben Familienrekonstitutionen als vollendet gemeldet; doch keine ist je veröffentlicht worden. Brandner wurde Vorbild für einige Genealogen in anderen Teilen Österreichs und in Deutschland. In der Steiermark aber brach seine Organisation um 1930 zusammen.

Geistliche und Heimatforscher waren nicht die einzigen, die sich für die Daten von Familienrekonstitutionen interessierten. Anthropologen der Universität Wien forschten über die Vererbung körperlicher Merkmale beim Menschen und unterstellten einen Zusammenhang zwischen physischen und geistig-seelischen Eigenschaften. Für seine 1925 angenommene Dissertation vermaß Eberhard Geyer (1899–1942) die Ohren von 401 Einwohnern einer Gemeinde, für die Brandner die Familienstammbäume erstellt hatte. Geyer vermutete einen

9 Weiss/Münchow, Ortsfamilienbücher, 26–28, dort auch die Zitate; Pinwinkler, Bevölkerungsforschungen, 38 f., 423; ders., Brandner, Konrad, in: Österreichisches Biographisches Lexikon ab 1815, 2. Aufl., 2013, https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_B/Brandner_Konrad_1881_1939.xml;internal&action=hlite.action&Parameter=brandner (4.3.2020); Elisabeth Timm, Reverenz und Referenz. Zwei Weisen der populären Genealogie seit dem 19. Jahrhundert und ein neuer genealogischer Universalismus, in: Christine Fertig/Margaretha Lanzinger (Hg.), Beziehungen – Vernetzungen – Konflikte. Perspektiven historischer Verwandtschaftsforschung, Köln 2016, 209–231, 219–222. Laut Brigitte Fuchs, „Rasse“, „Volk“, Geschlecht. Anthropologische Diskurse in Österreich 1850–1960, Frankfurt 2003, 244 f., erfasste Brandner nicht wirklich alle Einwohner, sondern überging mobile Personen und uneheliche Kinder.

10 Vgl. Karl Ditt, Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923–1945, Münster 1988; Celia Applegate, A Nation of provincials. The German Idea of Heimat, Berkeley 1990, 59–107; Edeltraud Klueting (Hg.), Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991; Werner Hartung, Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895–1919, Hannover 1991; Andrea-Katharina Hanke, Die niedersächsische Heimatbewegung im ideologisch-politischen Kräftespiel zwischen 1920 und 1945, Hannover 2004; Willi Oberkrome, „Deutsche Heimat“. Nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen (1900–1960), Paderborn 2004.

Zusammenhang zwischen einer bestimmten Form der Ohrmuschel und einer „geistig abnormen“, zu kriminellem Verhalten tendierenden „Veranlagung“. Die bereits vorliegenden genealogischen Daten erlaubten ihm, die Erblichkeit dieser Phänomene zu untersuchen und so einen Grundstein für seine Karriere zu legen, die ihn unter der NS-Herrschaft zur Professor und Leitung des Instituts für physische Anthropologie der Universität Wien führte.¹¹

Noch einflussreicher als Brandner war in Deutschland Johann Bredt (1873–1936), ein evangelischer Pfarrer der deutschen Minderheit in Siebenbürgen.¹² Er hatte eine Familienrekonstitution für das Dorf Windau angefertigt, in dem er tätig war. Dabei schloss er nur die deutschsprachigen Einwohner ein, nicht die „Zigeuner“, obwohl sie ebenfalls evangelisch waren, auch nicht die „rumänischen Hirten“.¹³ Seine Arbeit fand Beachtung und Unterstützung bei der *Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung* in Leipzig, einer prominenten Einrichtung im Netz der völkischen Wissenschaft.¹⁴ Sie lud ihn ein, sein Programm für „Volkskörperforschung“ in einem kleinen Buch zu entwickeln und zu propagieren. Das „Wesen“ dieser Forschung bestehé darin, „dass durch entsprechende Zusammenstellung“ der Daten aus den Kirchenbüchern „die Familien, welche [...] in der betreffenden Gemeinschaft gelebt haben, ‚aufgebaut‘ und dann nach ihrem genealogischen Zusammenhang zu Familienreihen aneinandergereiht werden“.¹⁵ So werde „ein gleichsam durchsichtiges Bild des Volkskörpers geschaffen, an dem [...] seine Entwicklung“ im Zeitverlauf, „seine Zusammensetzung in jedem Moment dieser Entwicklung, seine Lebens- und gegebenenfalls auch seine Krankheitserscheinungen durch einfaches Herauslesen studiert werden können“. Darüber hinaus werde die Familienrekonstitution „den verschiedenen Forschungsgebieten als [...] Forschungsgrundlage wertvolle Dienste leisten“: „Ortsgeschichte“ und „Heimatkunde“ könnten, wenn Daten über Haus-, Hof- und Landbesitz mit den Familienblättern und Familienreihen verknüpft würden, die geschichtliche Wirklichkeit nahezu vollständig erfassen. Die Bevölkerungswissenschaft gehe zu einer „gleichsam mikroskopischen Behandlung“ von Fragen wie eheliche Fruchtbarkeit, Heiratsalter, Ehedauer und Sterblichkeit über. Soziologie, „Familienbiologie“ und „Rassenkunde“ würden in den Familienrekonstitutionen ebenfalls ein vorzügliches Material finden. Zudem könne die Volkskörperforschung praktischen politi-

11 Fuchs, Rasse, 261–263, dort auch die Zitate; Karl Pusman, Die „Wissenschaften vom Menschen“ auf Wiener Boden (1870–1959). Die anthropologische Gesellschaft in Wien und die anthropologischen Disziplinen im Fokus von Wissenschaftsgeschichte, Wissenschafts- und Verdrängungspolitik, Wien u.a. 2008, 131, 155 f., 202, 208, 210–213.

12 Pinwinkler, Bevölkerungsforschungen, 38, 191, 194, 423 f.; Weiss, Vorgeschichte, 265 f.

13 Johann Bredt, Windau in Gegenwart und Vergangenheit. Eine Ortsgeschichte auf Grundlage der Volkskörperforschung, Bistritz 1929, bes. 12.

14 Michael Fahlbusch/Ingo Haar/Alexander Pinwinkler (Hg.), Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme, 2. Aufl., Berlin u.a. 2017, 1516–1526.

15 Bredt, Windau, verzeichnet die Familien geordnet nach ihren Häusern bzw. Höfen, nicht nach Familiennamen oder Abstammung. – Bredt war sich bewusst, dass die „Abgrenzung der zu untersuchenden Gemeinschaft“ wichtig war. Normalerweise würde das die Gemeinde sein, die von den bearbeiteten Kirchenbüchern erfasst wurde; doch sei auch eine „Beschränkung auf den erbeingesessenen [...] Teil der Bevölkerung“ möglich; der „wandernde Volkskörper“ – Pfarrer, Lehrer, Handwerker usw. – könne gesondert bearbeitet werden. Ebenso könnten die Angehörigen anderer Konfessionen und „andersvölkische Gemeinschaften, Rumänen, Zigeuner, Juden“ separat behandelt werden. In den bisher erfassten Orten Siebenbürgens sei eine gemeinsame Bearbeitung all dieser Gruppen „nicht in Betracht gekommen [...], weil ein Übergang aus der einen in die andere Gemeinschaft, etwa eine Mischehe, dank der trennenden Sitte nicht ein einziges Mal vorgekommen ist und auch niemals vorkommen wird“: Johann Bredt, Volkskörperforschung, Breslau 1930, 8 f.

schen und erzieherischen Zielen dienen; sie werde den „Familiensinn“ stärken, die „unselige individualistische Lebensanschauung“ überwinden und das „Volks- und Gemeinschaftsbewusstsein“ aufblühen lassen. Indem diese Forschung die einzelnen Familien in den Blick nehme, zeige sie konkret, was „gesund und für die Erhaltung des Volkskörpers dienlich“, was „krankhaft und für die Erhaltung des Volkskörpers nachteilig“ sei; indem sie die Ursachen für die Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit herausarbeite, biete sie der Bevölkerungspolitik Ansatzpunkte für Gegenmaßnahmen. Diese hochgesteckten Ziele vor Augen, entwarf Bredt – im Anschluss an seine Pilotstudie für drei kleine siebenbürgische Gemeinden – das Programm zur Ausbreitung der Volkskörperforschung, zunächst auf alle deutschen Gemeinden in Siebenbürgen, dann auf andere Regionen inner- und außerhalb von Rumänien. Dafür musste eine Institution, eine „Arbeitsstelle“, geschaffen werden, die das Personal schulte, die Methoden verbesserte, die Arbeit von lokalen und allgemeinen Mitarbeitern koordinierte. Dann könnte die Volkskörperforschung einen wertvollen Beitrag leisten zur „Kräftigung, Gesundung und Erhaltung des Auslanddeutschtums und vielleicht des gesamten deutschen Volkskörpers“.¹⁶

Ähnlich wie Brandner und Bredt suchten auch andere Genealogen ihre Arbeit zu rationalisieren, indem sie, statt die Ahnen einer einzelnen Familie zu suchen, die Gesamtheit – oder Quasi-Gesamtheit – der Familien eines Ortes ins Auge fassten.¹⁷ In dieser Tendenz wurden sie bestärkt durch Anthropologen, die Probleme der Vererbung untersuchten. In den 1920er Jahren begannen diese beiden Gruppen zusammenzuarbeiten.

Bevölkerungsbiologie

Walter Scheidt (1895–1976)¹⁸ war der Protagonist dieser Kooperation. Darüber hinaus lieferte er das Modell für ein Forschungsdesign von Lokalstudien, welche die anthropometrische Untersuchung der gegenwärtigen Bevölkerung verbanden mit einer historisch-demografischen Analyse, die auf Familienrekonstitution beruhte; zusätzlich wurden sozial- und kulturanthropologische Beobachtungen eingebracht. Er entfaltete seine Methodologie in der Studie über die Bevölkerung der Elbinsel Finkenwerder, die heute Teil von Hamburg ist.¹⁹

16 Bredt, Volkskörperforschung, bes. 5, 17, 30 f., 33, 43, 45, 48, 53–55.

17 Arno Trübenbach, Stammtafeln der Einwohner des Ortes Wiegleben bei Gotha (Thüringen), Langendorf 1929.

18 Scheidt, der Medizin und Naturwissenschaften studiert hatte, spezialisierte sich auf biologische Anthropologie und arbeitete sowohl über prähistorische Skelette als auch über gegenwärtige Populationen. Seit 1924 war er Dozent an der Universität Hamburg und Leiter der Anthropologischen Abteilung des Hamburger Museums für Völkerkunde. 1933 wurde er ordentlicher Professor für Rassen- und Kulturbioologie sowie Direktor des Rassenbiologischen Instituts an der Universität Hamburg. Obwohl er den Lehrstuhl übernahm, den Ernst Cassirer wegen seiner jüdischen Abstammung verloren hatte, hielt er später eine gewisse Distanz zur NS-Politik und NS-Wissenschaft: Ralph Busch, Walter Scheidt, <https://www.hamburg.de/clp/dabeigewesene-dokumente/clp/ns-dabeigewesene/onepage.php?BIOID=208&strasse=3704> (6.3.2020); Pinwinkler, Bevölkerungsforschungen, 39, 454 f.; Imhof, Einführung, 21–25, 116–119; Weiss/Münchow, Ortsfamilienbücher, 29 f., 84–90; Peter Weingart/Jürgen Kroll/Kurt Bayertz, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt/M. 1988, 536 f.; Thomas Etzemiöller, Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen. Die deutsche Rassenanthropologie in der modernen Welt, Bielefeld 2015, 127–137; Walter Scheidt, 30 Jahre Anthropologisches Institut der Universität Hamburg 1924–1954. Ein Arbeitsbericht, Hamburg 1954.

19 Walter Scheidt/Hinrich Wriede, Die Elbinsel Finkenwerder, München 1927; Walter Scheidt, Bevölkerungsbiologie der Elbinsel Finkenwerder vom dreißigjährigen Krieg bis zur Gegenwart, Jena 1932.

Zunächst nahm er eine detaillierte anthropometrische Erfassung der aktuellen Einwohner vor, fotografierte, maß und beobachtete alle Mitglieder derjenigen Familien, die seit mehreren Generationen auf der Insel wohnten. Für jede Person trug er diese Informationen in ein Formular ein und fügte Daten über Geburt, Heirat, Beruf, Eltern usw. hinzu. Für jede Familie füllte er ein Familienblatt aus und setzte genauere Angaben über wirtschaftlich-soziale Verhältnisse, Gesundheit, Charaktereigenschaften und Familiengeschichte dazu. Zudem wurde eine Familienrekonstitution erstellt, und zwar vom Beginn der Kirchenbücher im 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Diese Arbeit nahm mehrere Jahre in Anspruch und lag überwiegend in der Hand von lokalen Gewährsleuten und anderen Helfern. In seiner ersten Publikation über Finkenwerder lieferte Scheidt 1927 eine zusammenfassende Darstellung der „Verteilung körperlicher Rassenmerkmale bei der alteingesessenen Bevölkerung“, einige aggregative demographische Daten, eine genaue Erklärung seiner Methoden sowie Muster der von ihm benutzten Formulare. Ein Ko-Autor steuerte die ethnographische Beschreibung der Insel bei.²⁰ Nachdem die Familienrekonstitution fertiggestellt war, analysierte ein zweiter, historisch-demographisch ausgerichteter Band 1932 die „Bevölkerungsbiologie“ von Finkenwerder. Scheidt betonte, dass aggregative Statistiken der Geburten, Todesfälle und Heiraten lediglich „äußere Erscheinungen“ erfassen; nur Individualdaten für die einzelnen Familien machen „das feinere Getriebe der Bevölkerungsbewegung“ sichtbar. Ferner hob er hervor, dass die Bevölkerungsbiologie solche Daten für *alle* Personen brauchte, die in der untersuchten Örtlichkeit und Periode gelebt hatten.²¹ Viele von den Auswertungen, die Scheidt unter dem Etikett der Bevölkerungsbiologie vornahm, ähneln denen, die zu Henrys historischer Demographie gehören (siehe unten).

Als biologischer Anthropologe wollte Scheidt ermitteln, welche Familien aus der ursprünglichen Population nach zwei oder drei Jahrhunderten mehr und welche weniger Nachkommen hatten. Indem er diese Befunde mit den anthropometrischen Daten der gegenwärtigen Einwohner verknüpfte, hoffte er herauszufinden, welche körperlichen Merkmale in der Bevölkerung zu- und welche abgenommen hatten. Vorsichtig zog er die Schlussfolgerung, dass die örtliche „Bevölkerung am Ende des 17. Jahrhunderts den Mittelwerten nach breitere und längere Köpfe und stärker schmalförmige Gesichter“ sowie hellere Augen gehabt haben müsse als die gegenwärtigen Bewohner der Elbinsel.²²

Scheidt beschrieb detailliert das gesamte Verfahren der Familienrekonstitution, von den Kirchenbüchern bis zu den Stammtafeln. Ebenso genau stellte er die Methoden der statistischen Analyse dar; denn er wollte erreichen, dass andere Forscher diesem Modell folgten. Dabei sollten Genealogen und Anthropologen zusammenarbeiten. Ziel war es, vergleichbare Untersuchungen mit einheitlichem Fragenkatalog und gleicher Methodologie planmäßig über das ganze Deutsche Reich auszudehnen. So sollte eine repräsentative Stichprobe entstehen, welche die rassische Beschaffenheit und die historisch-demographische Entwicklung der gesamten ländlichen Bevölkerung erkennen ließ.²³

20 Scheidt/Wriede, Finkenwärder, Zitat auf S. 81.

21 Scheidt, Bevölkerungsbiologie, 3, 59.

22 Scheidt, Bevölkerungsbiologie, 90; vgl. die Kritik an Scheidts Methode: Hans Linde, Zur Volkskörperforschung, in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik 8 (1938), 316–326.

23 Scheidt/Wriede, Finkenwärder, 132 f.

Bis 1936 starteten Scheidt, seine Mitarbeiter und Studenten nicht weniger als zehn Lokalstudien in verschiedenen Teilen Deutschlands, von der Nordsee bis Bayern, von Hessen bis Schlesien. Nicht alle wurden fertig, und nicht alle, die im Druck erschienen, behandeln gleichermaßen die physische Anthropologie und die historische Demographie.²⁴ Doch zahlreiche Autoren, die an anderen Universitäten und Forschungseinrichtungen arbeiteten, benutzten und zitierten Scheidts Werke als Vorbild.

Ein Boom entsteht

Seit den späten 1920er Jahren entstand ein regelrechter Boom der Arbeiten an vollständigen Genealogien für einzelne oder mehrere Gemeinden. Anleitungen wurden veröffentlicht, gedruckte Heirats-, Geburts-, Todes- und Familienformulare in großen Mengen verkauft. Familienrekonstitutionen wurden eine bedeutende ‚Industrie‘. Das Anleitungsbuch, das der katholische Priester Josef Demleitner und Adolf Roth 1935 unter dem Titel *Der Weg zur Volksgenealogie* veröffentlichten, erlebte drei Auflagen und erreichte innerhalb von zwei Jahren eine Auflage von 21.000 Exemplaren.²⁵ Es beschrieb jeden einzelnen Schritt von der Übertragung aller Heiraten, Geburten und Sterbefälle aus dem Kirchenbuch auf je eine gesonderte Karteikarte („Verzettelung“) über die Zusammenstellung der Kernfamilien auf einem Familienblatt bis hin zur Komplizierung eines druckfertigen „Familienbuchs“. In diesem wurden alle Familien nummeriert, alphabetisch nach dem Nachnamen angeordnet und innerhalb eines Nachnamens chronologisch sortiert. Querverweise zeigten die Abstammungslinien zwischen den Generationen. Solch ein Familienbuch war einfacher zu lesen und viel billiger zu drucken als Stammtafeln, wie sie Scheidt und seine Gruppe bevorzugten. Ein anderes Anleitungsbuch, bei dem Scheidts Mitarbeiter Willy Klenck Ko-Autor war, erreichte ebenfalls in zwei Jahren eine Auflage von 20.000 Exemplaren.²⁶ Es beschrieb die Arbeitsschritte für beide Arten der Darstellung einer Familienrekonstitution, einerseits das Familienbuch bzw. *Dorfssippenbuch*, andererseits das *Stammtafelwerk*.

Eine breite Palette von Wissenschaften war an Familienrekonstitutionen interessiert. Die Genealogie wandelte sich unter dem Einfluss von Heimatbewegung und Volkskunde zur *Volksgenealogie* oder *Volkssippenkunde*. Die Bevölkerungswissenschaft begnügte sich nicht mehr mit aggregierten Daten und quantitativen Analysen großer Gesamtheiten, sondern wollte qualitativ unterscheiden zwischen höher- und minderwertigen Familien oder Bevölkerungsgruppen. Diese Entwicklung wurde stimuliert durch den Aufschwung der Wissenschaften, welche die Vererbung beim Menschen studierten.²⁷ Eugenik und *Rassenhygiene* übten

24 Scheidt, 30 Jahre; Imhof, Einführung, 117 f. So hatten Richard Dertsch/Hanna Homann, Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungsbiologie von Tiefenbach bei Oberstdorf, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 52 (1936), 169–226, zwar die meisten demographischen Statistiken wie Scheidt berechnet, veröffentlichten aber fast nur Korrelationen; gedruckt erschienen lediglich die Werte für mittleres Heiratsalter und Verwandtenehen.

25 Josef Demleitner/Adolf Roth, *Der Weg zur Volksgenealogie. Anleitung zur übersichtlichen Darstellung des sippenkundlichen Inhalts der Kirchenbücher in Familienbüchern*, München/Berlin 1935.

26 Willy Klenck/Ernst Kopf, *Deutsche Volkssippenkunde*, Berlin u.a. 1937; 2. Aufl. 1939.

27 Hans-Jörg Rheinberger/Staffan Müller-Wille, *Vererbung. Geschichte und Kultur eines biologischen Konzepts*, Frankfurt/M. 2009, bes. 130–168.

großen Einfluss auf all diese Forschungsrichtungen aus; und sie kamen sämtlich darin überein, dass sie massenhafte genealogische Daten von erheblicher historischer Tiefe brauchten. Das gilt auch für viele Zweige der Medizin, von der Psychiatrie bis zur inneren Medizin, denn die Erblichkeit von Krankheiten war ein zentrales Thema geworden. Die *Deutsche Soziologie* suchte sich abzusetzen von der internationalen Wissenschaft und wählte den *Volkskörper* und ländliche Gemeinden als bevorzugte Arbeitsgebiete. Auch Geographen und Historiker interessierten sich mehr und mehr für diese Ansätze; *Volksgeschichte* und *Kulturräumforschung* waren dabei die Leitbegriffe.

NS-Großunternehmen: Dorfsippenbücher

Viele der Studien, die Familienrekonstitutionen erstellten oder benutzten, waren ausgesprochen interdisziplinär angelegt. Darüber hinaus wurden neue Disziplinen an deutschen Universitäten etabliert, etwa die Rassenhygiene, Erb- und Rassenbiologie.²⁸ Besonders nach 1933 war die Forschung auf diesen Feldern oft anwendungsorientiert, und nicht selten waren die Forscher zugleich als politische Akteure tätig. Deshalb müssen auch die Institutionen und Organisationen, die Familienrekonstitutionen förderten und benutzten, in den Blick genommen werden. Zwischen ihnen gab es mancherlei Verflechtung und Kooperation, doch Konkurrenz und Konflikt waren ebenfalls häufig.

Die Genealogie erreichte in Nazi-Deutschland eine zuvor ungeahnte Bedeutung, denn viele Personen mussten ihre ‚arische‘ Abstammung nachweisen.²⁹ Rassenkunde, Rassenhygiene und Bevölkerungsbiologie waren zentral für die NS-Ideologie. Darum schufen Partei, Regierung und Verwaltung Organisationen und Institutionen, welche die Volksgenealogie und die Erstellung von Dorfsippenbüchern vorantrieben.

Der NS-Reichsinnenminister ernannte im Frühjahr 1933 Dr. Achim Gercke (1902–1997) zum „Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsminister des Innern“. Seine erste Aufgabe bestand darin, Zweifelsfälle zu bearbeiten, die bei der Entlassung von Beamten jüdischer Abstammung auftauchten. Dafür war Gercke bestens qualifiziert, hatte er doch bereits 1925 als Student ein „Archiv für berufsständische Rassenstatistik“ angelegt. In dieser Kartei, die nach und nach auf fast eine halbe Million Eintragungen anwuchs, erfasste er zunächst Hochschullehrer aus jüdischen Familien, dann auch andere Berufsgruppen. 1931 wurde er in der Parteizentrale der NSDAP angestellt und überprüfte die ‚arische‘ Abstammung der Bewerber um eine Mitgliedschaft in der Partei. Nebenbei entwarf er Pläne für eine Vertreibung aller Juden aus Deutschland. In seiner Stellung beim Reichsinnenminister kämpfte er um eine Erweiterung seiner Kompetenzen. Sein Ziel war ein *Reichssippenamt*, dem ein System von regionalen und lokalen *Sippenämtern* unterstehen sollte; die Standesämter sollten zu solchen Sippenämtern umgewandelt werden. Mit Hilfe von Genealogen, die in einem einzigen Verband zusammengefasst würden, sollten die Sippenämter alle personenbezogenen Daten aus

28 Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, 424–459; Paul Weindling, Health, Race and German Politics between National Unification and Nazism, 1870–1945, Cambridge 1989, 511–516; Karl Lenz, Die Bevölkerungswissenschaft im Dritten Reich, Wiesbaden 1983, 105–112.

29 Wolfgang Ribbe, Genealogie und Zeitgeschichte. Studien zur Institutionalisierung der nationalsozialistischen Arierpolitik, in: Herold-Jahrbuch N.F. 3 (1998), 73–108; Weiss, Vorgeschichte; Eric Ehrenreich, The Nazi Ancestral Proof. Genealogy, Racial Science, and the Final Solution, Bloomington 2007, bes. 134–140.

den Kirchenbüchern in einem riesigen Zentralregister zusammenführen. Das Projekt stieß auf Kritik wegen seiner übermäßigen Größe und scheiterte, auch infolge von Konflikten mit konkurrierenden Behörden. Anfang 1935 verlor Gercke all seine Ämter, als Vorwürfe der Homosexualität gegen ihn erhoben wurden.³⁰ Sein Nachfolger als „Sachverständiger für Rasseforschung beim Reichsminister des Innern“ wurde Dr. Kurt Mayer (1903–1945), ein promovierter Historiker, Vorsitzender des wichtigen genealogischen Vereins *Herold* und Abteilungsleiter des mächtigen *Rasse- und Siedlungsamtes* der SS. Er erweiterte seine Dienststelle im Ministerium auf mehr als 100 Mitarbeiter und erreichte ihre Umbenennung zunächst in *Reichsstelle für Sippenforschung*, später *Reichssippenamt*. Hauptaufgabe war, in Zweifelsfällen über den Rasse-Status von Personen zu entscheiden. Darüber hinaus verfolgte Mayer das Vorhaben, ein zentrales genealogisches Register für das ganze Reich zu schaffen. Doch auch sein Versuch, eine Infrastruktur von regionalen und lokalen *Sippenämtern* aufzubauen, hatte nur begrenzten Erfolg.³¹

Bei dem Projekt einer umfassenden Genealogie des deutschen Volkes entstand 1937 ein mächtiger Rivale. Der Reichsnährstand, der Nationalsozialistische Lehrerbund und das Rassenpolitische Amt der NSDAP bildeten die *Arbeitsgemeinschaft für Sippenforschung und Sippenpflege*. Die drei Organisationen bündelten ihre Kräfte für das gewaltige Unternehmen, für alle Gemeinden des Reiches Familienrekonstitutionen (Ortssippenbücher) zu erstellen. Die praktische Arbeit lag großteils in der Hand der örtlichen Lehrer, doch sollte das Verfahren strikt gleichförmig sein. Zu diesem Zweck veröffentlichten Klenck und Kopf 1937 ihr Anleitungsbüchlein. Willy Klenck (1890–1959), ursprünglich Volksschullehrer, dann Scheidts Mitarbeiter, war nun Beauftragter für Volkssippenkunde in der Reichsleitung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes. Ernst Kopf fungierte als Abteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers Darré. Nach einiger Diskussion entschied die Arbeitsgemeinschaft, dass die Familienrekonstitutionen in Form von Familienbüchern, nicht als Stammtafelwerk gedruckt werden sollten. Mit großem Nachdruck schärfe das Anleitungsbüchlein den Bearbeitern ein, dass das Familienbuch alle Personen aufführen müsse, die je in den örtlichen Kirchenbüchern erwähnt wurden, gleichgültig ob ehelich oder unehelich geboren, ob sesshaft oder mobil. Vielfältig waren die Ziele des großen Unternehmens: Die „sippenkundliche Bestandsaufnahme“ erfüllte „völkische, staatspolitische, kulturelle und wissenschaftliche Aufgaben“. Diese Ziele wurden genau definiert: Jedes Dorfsippenbuch trage zur „Stärkung der letzten Endes im Blutsgedanken wurzelnden Volksgemeinschaft“ bei. Insgesamt gewähre die sippenkundliche Bestandsaufnahme „tiefe Einblicke in die Lebensgesetze“ des Volkes und versetze „uns in die Lage, jede Blutslinie auf ihre Erbwertigkeit, insbesondere im Hinblick auf Ausmerzung fremden und kranken Blutes, auf Auslese und Zucht zu untersuchen.“ Kurz: Sie sei „Voraussetzung für eine erfolgreiche und durchgreifende Rassenpolitik“.³² Genealogen, Wissenschaftler und Politiker vereinigten ihre Kräfte für dieses große Ziel.

30 Diana Schulle, Das Reichssippenamt. Eine Institution nationalsozialistischer Rassenpolitik, Berlin 2001, 31–160; Ribbe, Genealogie.

31 Schulle, Reichssippenamt, 143–374; Ehrenreich, Nazi Ancestral Proof, 78–120; Ribbe, Genealogie; Manfred Gailus, „Sippen-Mayer“. Eine biographische Skizze über den Historiker und Leiter der Reichsstelle für Sippenforschung Dr. Kurt Mayer (1903–1945), in: Ders. (Hg.), Kirchliche Amtshilfe. Die Kirche und die Judenverfolgung im „Dritten Reich“, Göttingen 2008, 195–216.

32 Klenck/Kopf, Volkssippenkunde, 8.

In der Praxis wurde die Verkartung der Kirchenbücher, die Rekonstitution der Familien und die Veröffentlichung der Dorfsippenbücher organisiert vom Verein für bäuerliche Sippenkunde und bäuerliches Wappenwesen, der dem Reichsnährstand angeschlossen war. Er veröffentlichte ein Mitteilungsblatt mit dem Titel *Der Lebensquell*, in dem über die Fortschritte der Arbeit und die Organisation des Unternehmens berichtet wurde. Landes-, Kreis- und Ortsgruppen wurden eingerichtet, geleitet jeweils von den Landes-, Kreis- und Ortsbauernführern. Lehrer waren die wichtigsten Arbeitskräfte, dafür wurden sie vom Verein geschult. Ziel war, in 20 bis 30 Jahren für jede der etwa 30.000 Gemeinden des Reiches ein Ortssippenbuch zu erstellen und zu drucken; daher sollten in jedem Jahr etwa 1.500 Bände veröffentlicht werden. Im Mai 1939 meldete *Der Lebensquell*, dass etwa 15.000 ehrenamtliche Mitarbeiter in 6.000 Gemeinden an der Arbeit waren; die Verkartung der Geburten, Todesfälle und Heiraten sowie das Ausfüllen der Familienblätter sei in 581 Kirchengemeinden vollendet, und 129 Familienbücher seien druckfertig. Die letzte Nachricht, die Ende 1943 erschien, lautete, dass die Verkartung für rund 1.000 Gemeinden fertiggestellt sei und dass über 100 Familienbücher im Manuskript vorlägen. Der Verlag „Blut und Boden“ in der „Reichsbauernstadt“ Goslar veröffentlichte die Dorfsippenbücher in einer Reihe mit dem Titel *Die Ahnen des deutschen Volkes*; 30 Bände erschienen 1938 bis 1940.³³

All diese Aktivitäten beobachtete das *Reichssippenamt* als eifersüchtiger Konkurrent. Beide Seiten kämpften gegeneinander um den Zugang zu den Kirchenbüchern und suchten Unterstützung von höheren politischen Stellen. 1943 kamen sie schließlich überein, dass in Zukunft nur das *Reichssippenamt* befugt sein sollte, Kirchenbücher und Personenstandsregister zu ver karten. Inzwischen waren die Arbeiten jedoch infolge des Krieges zum Erliegen gekommen.³⁴

Bevölkerungsbiologische und erbbiologische Bestandsaufnahme

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wuchs bei mehreren naturwissenschaftlichen und medizinischen Disziplinen das Interesse, massenhafte genealogische Daten zu nutzen. Nun boten ihnen die Familienrekonstitutionen neue Möglichkeiten. Die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie (Kaiser-Wilhelm-Institut) in München, besonders ihre Abteilung für Genealogie und Demographie unter Leitung von Professor Ernst Rüdin (1874–1952), steht im Ruf, die erste Forschungseinrichtung auf dem Feld der psychiatrischen Genetik gewesen zu sein. Mit seinem Schwager Alfred Ploetz (1869–1940) war Rüdin einer der Protagonisten der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Seit 1911 warb und arbeitete er immer wieder dafür, große Mengen genealogischer Daten zu sammeln, damit alle Blutsverwandten der psychiatrischen Patienten erfasst und eine *empirische Erbprognose* über die Wahrscheinlichkeit von Erkrankungen gestellt werden konnte. Da es keine Beweise gab, ob und gegebenenfalls in welcher Weise Geistesstörungen erblich waren, dienten statistische Häufungen als Grundlage für eugenische Maßnahmen der ‚Ausmerze‘, z.B. durch Sterilisation, mit dem

33 Der Lebensquell. Mitteilungen des Vereins für bäuerliche Sippenkunde und bäuerliches Wappenwesen e. V., Goslar 1938–1943; Weiss, Vorgeschichte, 274–296.

34 Weiss, Vorgeschichte, 273–297.

Ziel die Kosten der Pflege von Kranken und Behinderten zu reduzieren.³⁵ Rüdin hatte starkes Interesse, Genealogen für die Zusammenarbeit mit Medizinern und Vererbungsforschern zu gewinnen. So schrieb er 1937 zur zweiten Auflage von Demleitners und Roths Anleitungs-büchlein ein Vorwort mit dem Wunsch, dass viele Familienbücher nach diesem Verfahren entstehen möchten.³⁶

1928 wurde ein großes Forschungsprogramm gestartet mit dem Ziel einer „bevölkerungsbiologischen“ bzw. „erbbiologischen Bestandsaufnahme“ des deutschen Volkes. Es wurde großzügig finanziert von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft bzw. Deutschen Forschungsgemeinschaft und seit 1930 von der Rockefeller Foundation. Unter den vielen beteiligten Institutionen und Personen gehörten Rüdin und sein Institut zu den Hauptempfängern der Forschungsmittel.³⁷ Koordinator des Programms war Eugen Fischer (1874–1967), der Direktor des 1926 gegründeten *Kaiser-Wilhelm-Instituts (KWI) für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik* in Berlin. Das Programm zielte auf anthropologische und genealogische Untersuchungen lokaler Bevölkerungen, die jeweils möglichst vollständig erfasst werden sollten. Scheidts laufende Arbeit über Finkenwerder galt als Modell; er war auch einer der ersten Mittelempfänger. Die Forschungsergebnisse wurden in einer neuen Reihe veröffentlicht, die Fischer unter dem Titel *Deutsche Rassenkunde* herausgab. 17 Bände erschienen 1929 bis 1938; doch entgegen dem ursprünglichen Plan waren sie in ihrer Methodologie recht heterogen.³⁸ Scheidts zweiter Band zu Finkenwerder kam 1932 in der Reihe heraus. Doch andere Autoren fertigten nur partielle Familienrekonstitutionen an und präsentierten dürftige³⁹ oder gar keine historisch-demographischen Analysen.

Einige Projekte waren zu groß und bezogen zu viele Disziplinen ein, um von einer einzelnen Einrichtung zu Ende gebracht zu werden. Walter Scheidt hatte im Rahmen des Programms zur *Deutschen Rassenkunde* eine Familienrekonstitution für zehn Dörfer in der Schwalm (Hessen) begonnen, die vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart reichen sollte. 1935 übergab er das Material an das neu errichtete Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene der Universität Frankfurt/Main, das von Professor Otmar von Verschuer (1896–1969), zuvor Mitarbeiter am KWI für Anthropologie, geleitet wurde. Dort arbeitete Heinrich Schade (1907–1989) an dem Projekt. Er war promovierter Mediziner, 1931 der NSDAP beigetreten, hatte 1934/35 an einem Kurs für SS-Ärzte über Erblehre, Rassenkunde und Rassenhygiene

35 Volker Roelcke, Programm und Praxis der psychiatrischen Genetik an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie unter Ernst Rüdin, in: Hans-Walter Schmuhl/Petra Terhoeven (Hg.), *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933*, Göttingen 2003, 38–67; Matthias M. Weber, Ernst Rüdin. Eine kritische Biographie, Berlin u.a. 1993; Karl Heinz Roth, „Erbbiologische Bestandsaufnahme“ – ein Aspekt „ausmerzender“ Erfassung vor der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, in: Ders. (Hg.), *Erfassung zur Vernichtung. Von der Sozialhygiene zum „Gesetz über Sterbehilfe“*, Berlin 1984, 57–100.

36 Demleitner/Roth, *Volksgenealogie*, 2. Aufl. (1936), 3.

37 Anne Cottebrune, *Der planbare Mensch. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die menschliche Vererbungswissenschaft 1920–1970*, Stuttgart 2008, 62–92; Lothar Mertens, „Nur politisch Würdige“. Die DFG-Forschungsförderung im Dritten Reich 1933–1937, Berlin 2004, 239–242; Weber, Rüdin, 161 f.; Sheila Faith Weiss, *The Nazi Symbiosis. Human Genetics and Politics in the Third Reich*, Chicago 2010, 78 f., 132 f.

38 Hans-Walter Schmuhl, Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945, Göttingen 2005, 114–122, 222; Cottebrune, *planbare Mensch*, 68–74; Roelcke, Programm, 54 f., 62 f.

39 So z.B. Herbert Göllner, *Volks- und Rassenkunde der Bevölkerung von Friedersdorf (Kreis Lauban, Schlesien)*, Jena 1932; Brigitte Richter, Burkhard und Kaulstoß, *zwei oberhessische Dörfer. Eine rassenkundliche Untersuchung*, Jena 1936.

am KWI für Anthropologie teilgenommen und stieg später in der SS zum Sturmbannführer auf. Mit etlichen Helfern fügte Schade weitere nominative Daten in die Familienrekonstitution ein, unter anderem tausende Auszüge aus Krankenakten von Ärzten, Krankenhäusern und Heilanstalten, insbesondere über psychische Störungen, „Schwachsinn“ und angeborene Anomalien. Zusätzlich wurden durch ärztliche Untersuchung und anthropometrische Vermessung der lebenden Bevölkerung weitere Daten erhoben. So konnte die genealogische Bestandsaufnahme für Fragen der Rassenhygiene und Erbpathologie ausgewertet werden. Die Arbeit mit diesem bevölkerungs- und erbbiologischen Gesamtkataster diente, wie Verschuer 1936 hervorhob, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch „praktischen Aufgaben der Erb- und Rassenpflege, indem sie Unterlagen für den weiteren Ausbau der Sterilisierung, der Eheberatung und anderer Maßnahmen liefert“. Als Verschuer 1942 die Nachfolge Fischers als Direktor des Berliner KWI für Anthropologie antrat, führten Schade und andere Mitarbeiter das Schwalm-Projekt dort fort. Schon 1939 hatte Schade sich mit der Auswertung eines Teils dieses Materials habilitiert. 1950 schließlich veröffentlichte er seine Arbeit mit dem Hinweis, dass er sie bereits 1944 abgeschlossen habe. Das Werk bestand aus zwei Kapiteln, die ziemlich unverbunden nebeneinander standen. Das erste bot Zahlen über die Häufigkeit von Krankheiten in der gegenwärtigen Bevölkerung von acht Dörfern mit etwa 4.000 Personen; der Schwerpunkt lag bei psychischen Störungen von Schizophrenie und manisch-depressivem „Irresein“ bis zu „Schwachsinn“, Alkoholismus und Kriminalität. Das zweite Kapitel präsentierte die demographische Geschichte derselben Dörfer über drei Jahrhunderte hin, sowohl mit aggregativen Statistiken als auch mit Auswertungen der Individual- und Familiendaten. In den 1970er Jahren übergab Schade die Familienrekonstitutionen dann an Artur E. Imhof, den Pionier der historischen Demographie à la Henry in Deutschland; er benutzte sie mit seinen Mitarbeitern für weitere Analysen.⁴⁰

Auch andere Universitätsinstitute für Rassenhygiene und Rassenbiologie fertigten Familienrekonstitutionen an und werteten sie für historisch-demographische Fragen aus. Würzburg und Tübingen stechen hervor. Am Würzburger Institut war die Verbindung von Forschung und praktischer Politik eng. Der Direktor war sowohl in der akademischen Welt wie auch in den NS-Organisationen fest verankert. Professor Ludwig Schmidt(-Kehl) (1891–1941) war als Arzt ausgebildet. Seit 1930 außerordentlicher Professor an der medizinischen Fakultät

40 Schmuhl, Grenzüberschreitungen, 266 f., 380–382, Zitat S. 381; Frank Sparing, Von der Rassenhygiene zur Humangenetik. Heinrich Schade, in: Michael G. Esch (Hg.), Die Medizinische Akademie Düsseldorf im Nationalsozialismus, Essen 1997, 341–363, 348–351; Cottebrune, planbare Mensch, 219 f.; Imhof, Einführung, 118 f.; Heinrich Schade, Ergebnisse einer Bevölkerungsuntersuchung in der Schwalm (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der math.-naturwiss. Klasse, 1950, 16), Wiesbaden 1950; Arthur E. Imhof/Rolf Gehrmann, Lebenserwartungen in Deutschland vom 17. bis 19. Jahrhundert, Weinheim 1990, bes. 60. – Verschuer und Schade sind paradigmatisch für die Kontinuität der Karrieren während und nach der NS-Zeit, lediglich mit wenigen Jahren der Unterbrechung nach 1945. Verschuer war seit 1951 Professor für Humangenetik an der Universität Münster: Hans-Peter Kröner, Von der Rassenhygiene zur Humangenetik. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik nach dem Kriege, Stuttgart 1998, 78–173; Sheila Faith Weiss, After the Fall. Political Whitewashing, Professional Posturing, and Personal Refashioning in the Postwar Career of Otmar Freiherr von Verschuer, in: Isis 101 (2010), 722–758. Bruno Kurt Schultz (zu ihm s. unten) und Heinrich Schade wurden an seinem Institut in Münster beschäftigt, bis Schade Professor für Humangenetik und Anthropologie in Düsseldorf wurde: Sparing, Schade; vgl. Weindling, Health, 565–570; Stefan Kühl, Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert, 2. Aufl., Frankfurt/M. u.a. 2014, 239–245. – Gieseler und Schwidetzky sind weitere Beispiele für die Kontinuität der Karrieren, s. unten.

Würzburg, ging er von der Physiologie und Hygiene zur Rassenhygiene über. 1934 wurde er Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP bei der Gauleitung Mainfranken. Aus dieser Parteidienststelle entstand das Universitätsinstitut für Vererbungswissenschaft und Rasseforschung, das ebenfalls unter der Leitung von Schmidt-Kehl stand.⁴¹ Er und seine Studenten führten rassenkundliche und demographische Untersuchungen in etlichen Gemeinden der Region durch. Sie vermaßen die lebende Bevölkerung und klassifizierten sie als ‚nordisch‘, ‚dinarisch‘, ‚westisch‘, ‚ostisch‘ usw. Für einige von diesen Dörfern erstellten sie mehr oder weniger vollständige Familienrekonstitutionen und schrieben mehr oder weniger gründliche demographische Geschichten, „Bevölkerungsbiologie“ genannt. Oft fügten sie Individualdaten aus medizinischen Unterlagen und den Akten von Polizei, Armenwesen und Schulen hinzu. Gewöhnlich nahm ein Autor die rassenkundliche Erhebung, ein anderer die bevölkerungsbiologische Analyse vor, und die Studien wurden getrennt publiziert.⁴² Doch Schmidt-Kehl als Leiter des Forschungsprogramms suchte die beiden Stränge zusammenzuführen, wie Scheidt es 1932 für Finkenwerder getan hatte, jedoch mit mehr Mut und weniger Vorsicht. Er fragte, welche Abstammungslinien nach mehreren Generationen mehr und welche weniger Nachkommen hatten, und verglich damit die körperlichen und geistigen Eigenschaften der gegenwärtigen Nachkommen beider. Daraus folgte für ihn, dass die „nordischen Rassenmerkmale“ in diesen Gemeinden seit dem frühen 18. Jahrhundert deutlich abgenommen hätten und dass „eine allmähliche Verdrängung der guten Begabungen durch die schlechteren“ stattgefunden habe.⁴³ Die zweite Feststellung beruhte vor allem auf den Daten aus Schulzeugnissen, obwohl einer von Schmidt-Kehls Doktoranden gute Gründe dagegen erhob, Schulzensuren als Indikatoren für Intelligenz und Begabung zu werten.⁴⁴

Viele von diesen Lokalstudien nahm die medizinische oder philosophische Fakultät der Universität Würzburg als Dissertationen an; die meisten wurden veröffentlicht in der Reihe *Schriften aus dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP bei der Gauleitung Mainfranken zum Dr.-Hellmuth-Plan*. 21 Bändchen erschienen von 1936 bis 1941. Dr. Otto Hellmuth (1896–1968), Gauleiter von Mainfranken und zugleich Regierungspräsident von Unterfranken, erwarb sich reichsweiten Ruhm durch einen Plan zur wirtschaftlichen, sozialen und rassischen Aufwertung der ärmlichen Bergregion Rhön. Dafür sollte die Erforschung von Rasse, Genealogie und Demographie einen unmittelbaren Nutzen stiften. Ein wichtiges Ziel des Dr.-Hellmuth-Plans war, unteilbare, mittelgroße Erbhöfe in der Rhön zu schaffen, wo bis dahin Kleinbauern und Realteilung vorherrschten. Für die Auswahl der Anwärter auf künftige Erbhöfe genügte es nicht, die individuellen Fähigkeiten und den Gesundheitszustand von Mann und Frau zu prüfen. Auch die Erbanlagen sollten durch genealogische und rassische Untersuchung

-
- 41 Auch an mehreren anderen Universitäten war der Professor für Rassenhygiene zugleich Leiter des Rassenpolitischen Amtes des NSDAP-Gaus: Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, 437.
- 42 So Josef Dausacker, Rassenkundliche Erhebungen in den Rhöndörfern Geroda und Platz, Würzburg 1936, und Josef Amrhein, Die bevölkerungspolitische Lage der beiden Rhöndörfer Geroda und Platz, Würzburg 1937; Emil Pfister, Volkers und Speicherz, zwei Rhöndörfer, rassenkundlich gesehen, Würzburg 1937, und Josef Pagel, Bevölkerungsbewegung und Erbgefüge des Rhöndorfes Speicherz, Würzburg 1937.
- 43 Ludwig Schmidt-Kehl, Wandel im Erb- und Rassengefüge zweier Rhönorte, 1700–1936, in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik 7 (1937), 176–199, 192, 195 f.; vgl. die Kritik von Linde, Volkskörperforschung, und die Entgegnung: Ludwig Schmidt-Kehl, Bemerkungen zu der Kritik von H. Linde an dem Scheidtschen Verfahren, in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik 8 (1938), 316–318.
- 44 Pagel, Speicherz, 5 f.

ermittelt werden, auch anhand von Gesundheits- und Kriminalitätsdaten sowie von Schulzensuren über mehrere Generationen.⁴⁵ Wenn es in bestehenden Dörfern schwierig war, eine radikale Veränderung der Agrar- und Besitzstruktur durchzusetzen, so schien eine Selektion aufgrund von Familienrekonstitution und rassenkundlicher Bestandsaufnahme in jenen Fällen realistisch, wo ganze Dörfer militärischen Übungsplätzen weichen mussten und die Bewohner umgesiedelt wurden.⁴⁶

In anderer Weise konnte die Forschung in weiterbestehenden Dörfern von Nutzen sein. Eine Dissertation, die auf Familienrekonstitution beruhte, fokussierte auf Verwandtenheiraten in einem „Inzuchtsdorf“. Indem der Verfasser die genealogischen Daten mit Informationen aus Armenfürsorge, Polizei und Schulzeugnissen verknüpfte, kam er zu dem Ergebnis, dass viele Familien minderwertige Erbanlagen hatten. Entsprechend den durch „erbbiologische Vorausschau“ à la Rüdin ermittelten Wahrscheinlichkeiten waren hier Sterilisierungen angezeigt, in einzelnen Fällen auch schon durchgeführt worden. Am Ende der Doktorarbeit stand die Schlussfolgerung: Es „liegt in dem Ort eine hohe Belastung mit vererbaren Abweichungen von der Norm vor.“ Infolge von „Inzucht“ scheint mehreren Sippen „eine allgemeine Erbuntüchtigkeit eigen“ zu sein. „Unter diesen Bedingungen sind rassenpolitische Maßnahmen dringend erforderlich; in Frage kommen Unfruchtbarmachungen und Versagungen der Ehetauglichkeit; in der Eheberatung müssen wirtschaftliche Gesichtspunkte der Ehewahl durch erbbiologische Erwägungen zurückgedrängt werden.“ In der Regel bemühten sich die Forscher, durch geschicktes Vorgehen das Wohlwollen der Einwohner zu gewinnen, zumal eine anthropometrische Vermessung ohne das Einverständnis der Betroffenen schwer durchführbar war. Doch im Fall dieses „Inzuchtdorfes“ wurde die gedruckte Dissertation vor Ort bekannt und erregte lebhafte Empörung. Das Dorf als Ganzes und einige Familien im Besonderen fanden sich schwer beleidigt. Sie beschuldigten ihren Priester und den Lehrer, vertrauliche Informationen weitergegeben zu haben. Indem der Geistliche das Beichtgeheimnis verletzt, der Bischof die Kirchenbücher zur Verfügung gestellt habe, leisteten sie Beihilfe dazu, dass Dorfbewohner sterilisiert würden.⁴⁷

Die Verbindung der Forschung mit der praktischen Politik war am Rassenkundlichen Institut der Universität Tübingen weniger direkt, obwohl der Direktor Wilhelm Gieseler (1900–1976) 1933 der NSDAP, 1937 der SS beitrat und es bis zum Hauptsturmführer brachte. Zudem arbeitete er eng mit dem Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP, Dr. Walter Groß, zusammen.⁴⁸ Gieseler hatte Anthropologie und Medizin studiert. In Tübingen war er seit 1930 Assistent und Privatdozent für Anthropologie, wurde 1934 zum außerordentlichen Professor ernannt, 1938 zum ordentlichen Professor für Rassenbiologie. 1936 übernahm er

45 Ute Felbor, Rassenbiologie und Vererbungswissenschaft in der Medizinischen Fakultät der Universität Würzburg 1937–1945, Würzburg 1995; Joachim S. Hohmann, Landvolk unterm Hakenkreuz. Agrar- und Rassenpolitik in der Rhön, ein Beitrag zur Landesgeschichte Bayerns, Hessens und Thüringens, Frankfurt/M. 1992, Bd. 1, 81–191; Ludwig Schmidt-Kehl/Kurt Brost/Rolf Kilian, Die Erb- und Rassenbiologie als wesentlicher Bestandteil der Bevölkerungspolitik, in: Hans Harmsen/Franz Lohse (Hg.), Bevölkerungsfragen. Bericht des Internationalen Kongresses für Bevölkerungswissenschaft, Berlin 26. August–1. September 1935, München 1936, 843–852.

46 Heinrich Josef Glotzbach, Bevölkerungsbewegung und Erbgefüge des Rhöndorfes Werberg, Würzburg 1938, 1, 8.

47 Bernhard Helming, Wargolshausen, ein mainfränkisches Inzuchtdorf, Würzburg 1937, Zitate S. 28, 30; Felbor, Rassenbiologie, 71–77.

48 Kröner, Rassenhygiene, 156–172.

den Vorsitz der *Deutschen Gesellschaft für Physische Anthropologie*, die sogleich in *Deutsche Gesellschaft für Rassenforschung* umbenannt wurde. Angeregt durch Walter Scheidts Pionierarbeit und das nationale Programm *Deutsche Rassenkunde*, startete er das Forschungs- und Publikationsprojekt *Schwäbische Rassenkunde*, das auf eine „Rassenkundliche Landesaufnahme Württembergs“ zielte.⁴⁹ Von 1931 bis 1941 arbeiteten Gieseler, seine Assistenten und Doktoranden in 18 Dörfern in zehn verschiedenen Gebieten; sie maßen, beobachteten und fotografierten möglichst sämtliche „altansässigen Einwohner“ mit Ausnahme der Kleinkinder, wobei der Professor auf einheitliche Mess- und Beobachtungstechnik Wert legte. Hier sah Gieseler Mängel bei anderen Projekten, so dass die Vergleichbarkeit der Befunde beeinträchtigt war. Die Ergebnisse wurden meist als Dissertationen bei der medizinischen oder philosophischen Fakultät eingereicht. Sie brachten detaillierte Tabellen zur Verteilung der physischen Merkmale und eine Rassenanalyse, die die relative Stärke der ‚nordischen‘, ‚dinarischen‘, ‚ostischen‘ und anderen Elementen in dem ‚Rassengemisch‘ der gegenwärtigen Bevölkerung beurteilte. Parallel zu der rassenkundlichen Erfassung erstellten die Tübinger Forscher Familienrekonstitutionen und historisch-demographische Analysen derselben Gemeinden; doch waren diese beiden Untersuchungszweige kaum durch übergreifende Fragestellungen oder Schlussfolgerungen verbunden.⁵⁰ Die genealogisch-demographische Arbeit war weniger aufwändig als in anderen Regionen, da in Württemberg die Kirchenbücher seit 1808 in der Form von Familienregistern geführt wurden, so dass die Rekonstitution nur für die früheren Jahrhunderte erarbeitet werden musste. Manchmal lagen die anthropologische und die demographische Untersuchung in der Hand desselben Autors, und die Ergebnisse wurden in einem einzigen Band⁵¹ oder in getrennten Aufsätzen⁵² veröffentlicht. In anderen Fällen wurden zwei Dissertationen über dasselbe Dorf verfasst, die eine über Rasse, die andere über Demographie.⁵³ Drei von diesen Studien erschienen als Bände der von Gieseler heraus-

-
- 49 Wilhelm Gieseler, in: Hans Bohn, *Schwäbische Kleinbauern und Arbeiter der Gemeinde Frommern (Kreis Balingen)*. Ihre Geschichte, Bevölkerungsentwicklung und Rassenzugehörigkeit, Stuttgart 1940, V–XI; Uwe Hoßfeld, *Geschichte der biologischen Anthropologie in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit*, Stuttgart 2005, 349–353.
- 50 Eine Ausnahme bildet: Gotthold Heckh, Der Dreißigjährige Krieg als Moment des Bevölkerungs- und Rassenwandels in Süddeutschland, in: *Anthropologischer Anzeiger*, Sonderheft 15 (1938), 151–158.
- 51 Bohn, Frommern; Walter Haßberg, Gönningen, das Samenhandlerdorf. Eine bevölkerungsbiologische und rassenkundliche Untersuchung, Stuttgart 1940.
- 52 Heckh, Dreißigjährige Krieg; ders., Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungsbewegung des Kirchspiels Böhringen auf der Uracher Alb vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, in: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 33 (1939), 126–169.
- 53 Gerhard Gaßmann, *Die Schwarzwälder vom Nagoldursprung. Eine rassenkundliche Untersuchung aus dem Kreis Freudenstadt des württembergischen Schwarzwalds*, Stuttgart 1941, und Ilse Müller, Bevölkerungsgeschichtliche Untersuchungen in drei Gemeinden des württembergischen Schwarzwaldes, in: *Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik* 9 (1939), 185–206, 247–264; Emil Fritz, Bauern der Ulmer Alb. Eine rassenkundliche Untersuchung in den Gemeinden Ballendorf, Börslingen, Nerenstetten und Setzingen, Diss. med., Tübingen [ca. 1945] (gedruckt, weder in der UB Tübingen noch in einer anderen deutschen wissenschaftlichen Bibliothek nachgewiesen, jedoch zitiert von Gotthold Heckh, Unterschiedliche Fortpflanzung ländlicher Sozialgruppen aus Südwestdeutschland seit dem 17. Jahrhundert, in: *Homo* 3 (1952), 169–175), und Dora Hauffmann, Bevölkerungsbiologie eines Anerbengebietes auf der Ulmer Alb seit dem 16. Jahrhundert, Diss. med., Tübingen 1939 (gedruckt, Druckfahnen von 1944 in: Naturhistorisches Museum Wien, Anthropologische Abteilung, Archiv für Wissenschaftsgeschichte).

gegebenen Reihe *Schwäbische Rassenkunde*⁵⁴, andere als Aufsätze in Zeitschriften; mehrere wurden nie publiziert.

Bäuerliche Lebensgemeinschaft

Eingegliedert in das akademische Netzwerk des Forschungsdienstes der Reichsarbeitsgemeinschaften der Landbauwissenschaft, jedoch verbunden mit der politischen Organisation des Reichsnährstands war der Arbeitskreis *Bäuerliche Lebensgemeinschaft*. Sein Zweck war „die Erforschung der bevölkerungsbiologischen und soziologischen Verhältnisse unseres Landvolkes“ mit dem Ziel, „einen Gesamtüberblick über den Erbanlagenbestand der ländlichen Lebensgemeinschaft herauszuarbeiten“. Zunächst sollten exemplarische Dorfstudien an Hand aller erreichbaren Quellen jeweils „die Entwicklung der einzelnen Familien und Stämme“ untersuchen. Diese „Volksforschung“ verfolgte ausdrücklich politische Ziele. Ein vertieftes Verständnis der „Fortpflanzungs-, Auslese- und Siebungsverhältnisse“ in der Vergangenheit konnte einen Beitrag leisten zur „Erhaltung und Höherzüchtung des Erbanlagenbestandes unseres Volkes“.⁵⁵ Geleitet wurde der Arbeitskreis von Professor Bruno Kurt Schultz (1901–1997), der eine doppelte Karriere als SS-Offizier bis zum Standartenführer und als Professor der Rassenbiologie und Rassenhygiene in Berlin und – ab 1942 – in Prag hatte.⁵⁶

Ein frühes Produkt des Arbeitskreises *Bäuerliche Lebensgemeinschaft* war Stella Seebergs Habilitationsschrift *Dorfgemeinschaft in dreihundert Jahren* (1938), eine demographische, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung des brandenburgischen Dorfes Kuhbier vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Beruhend auf einer Familienrekonstitution, archivalischen Quellen und Interviews, fokussierte die Arbeit auf die Frage, ob und gegebenenfalls in welchem Maße das Dorf eine Lebensgemeinschaft war, zusammengehalten durch Bande gemeinsamer Abstammung und Heiratsbeziehungen. Seeberg fand, dass infolge der liberalen Agrarreformen des 19. Jahrhunderts „tiefgreifende Veränderungen der biologischen Grundlagen des Kuhbierer Gemeinschaftslebens“ eintraten und die hofbesitzenden Bauern sich von den Arbeitern absonderten – eine Spaltung, die der Nationalsozialismus zu überwinden beanspruchte.⁵⁷

Dr. Heinz Wülker (1911–1943) ragt unter den Mitgliedern des Arbeitskreises hervor. Er hatte ein naturwissenschaftliches Studium mit Schwerpunkt auf der Vererbungsforschung absolviert und wurde im Stabsamt des Reichsbauernführers angestellt. 1940 veröffentlichte er seine von Professor H.F.K. Günther (auch „Rasse-Günther“ genannt) betreute Berliner Habilitationsschrift über die Bevölkerungsbiologie von drei Dörfern am Rand von Hannover. Sie reichte vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Mithilfe von lokalen Gewährsleuten und Hilfskräften seiner Dienststelle im Reichsnährstand hatte Wülker eine Familienrekonstitution nach den Anweisungen von Klenck und Kopf erarbeitet. Diese Daten verknüpfte er mit

54 Bohn, Frommern; Haßberg, Gönningen; Gaßmann, Schwarzwälder.

55 Bruno Kurt Schultz, in: Heinz Wülker, Bauerntum am Rande der Großstadt. Bevölkerungsbiologie der Dörfer Hainholz, Vahrenwald und List (Hannover), Leipzig 1940, V f.

56 Isabel Heinemann, Rasse, Siedlung, deutsches Blut. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen 2003, 634 f.

57 Stella Seeberg, *Dorfgemeinschaft in dreihundert Jahren*, gemeinsam mit den Bewohnern des Bauerndorfes Kuhbier erarbeitet, Berlin 1938, Zitate S. 108 f.

archivalischen Quellen zu Landbesitz und Steuern; so konnte er eine sozial differenzierende historische Demographie bieten. Besonders interessierten ihn die Auswirkungen der Vererbungsmuster sowie der soziale Wandel infolge der Industrialisierung der nahen Großstadt. Beim Reichsnährstand hatte er Zugang zu gedruckten und ungedruckten Dorfsippenbüchern, die er zum Vergleich heranzog. Zentral war die Frage, welche Familien über- und welche unterdurchschnittliche Nachkommenzahlen hatten. Die Lebensläufe der Kinder über die Grenzen der behandelten Dörfer hinaus verfolgend, konnte Wülker keine eindeutige Korrelation finden zwischen „Erbwert (Lebensleistung)“, gemessen am wirtschaftlichen Erfolg und an der erreichten sozialen Stellung, auf der einen Seite, der Stärke der Nachkommenschaft über mehrere Generationen auf der anderen Seite. Wenn erst einmal große Mengen an Vergleichsmaterial in Form von vollständigen Genealogien mit Angaben über den sozialen Status vorhanden wären, würde, so hoffte Wülker, eine „soziale, empirische Erbprognose“ über die Fähigkeiten der Menschen möglich, entsprechend ihren Erbanlagen, die aus den „Lebensleistungen“ der Vorfahren erschlossen wurden. Hier borgte Wülker stillschweigend das Konzept der „empirischen Erbprognose“ von dem Psychiater Ernst Rüdin und wandte es auf soziale Leistung und Status an, statt auf Geistesstörung.⁵⁸

Irmgard Kothe publizierte ihre Arbeit über drei kleine Dörfer in verschiedenen Teilen Mecklenburgs ebenfalls in der Reihe *Bäuerliche Lebensgemeinschaft*. Auch sie hatte nach dem Anleitungsbüchlein von Klenck und Kopf eine Familienrekonstitution angefertigt. Ihre historische Demographie war eingebettet in die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, dank der Verknüpfung der Kirchenbuchdaten mit archivalischen Quellen. So analysierte sie soziale Unterschiede in Nuptialität, Fertilität und Mortalität. Durch Vergleiche zwischen den drei untersuchten Gemeinden prüfte sie den Einfluss unterschiedlicher sozio-ökonomischer und institutioneller Kontexte. Besonders interessierte sie sich für Migration; daher sammelte sie Daten über abgewanderte Personen, sowohl mittels Interviews als auch durch Archivforschung in den umliegenden Dörfern und Städten. So konnte sie deren soziale Mobilität und demographisches Verhalten über mehrere Generationen untersuchen.⁵⁹

Landes- und Volksgeschichte

Unter den Historikern versuchten einige, die Kluft zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zu verkleinern, indem sie quantitative Methoden, unter anderem Ansätze der historischen Demographie, aufgriffen. Das geschah vor allem in der Landesgeschichte. Nach dem Ersten Weltkrieg boomten interdisziplinäre Forschungen zur Landeskunde, besonders in den Teilen von Deutschland und Österreich, die nahe den durch die Verträge von Versailles und St. Germain verlorenen Gebieten lagen. Neu geschaffene Institute für Landeskunde wandten sich ab von der antiquarischen Landesgeschichte und suchten historische, geographische, rassenkundliche, sprachwissenschaftliche, sozio-ökonomische und demographische Ansätze zu verbinden. Für das neue Paradigma der *Volksgeschichte* war das ‚Volk‘ Hauptakteur der

58 Wülker, Bauerntum, 95 f., 121; vgl. Pinwinkler, Bevölkerungsforschungen, 40 f., 462; Weiss, Vorgeschichte, 298–300.

59 Irmgard Kothe, Das mecklenburgische Landvolk in seiner bevölkerungsbiologischen Entwicklung. Dargestellt am Beispiel der Dörfer Göhlen, Kr. Ludwigslust, Lohmen, Kr. Güstrow und Grüssow, Kr. Waren, Leipzig 1941.

Geschichte, nicht Fürsten und Eliten.⁶⁰ Das strategische Ziel bestand darin nachzuweisen, dass der deutsche ‚Volks- und Kulturboden‘ weit über die damaligen Grenzen des Deutschen Reiches hinausreichte. In diesem Zusammenhang wurden Volkskörperforschung, Familienrekonstitution und historische Demographie bedeutsam.

Einer der Protagonisten der *Volksgeschichte* und *Volkskunde* war Adolf Helbok (1883–1968). Nachdem er seine Professur in Innsbruck wegen offensichtlicher NS-Aktivitäten verloren hatte, wurde er 1935 an die Universität Leipzig berufen, als Direktor des angesehenen *Seminars für Landesgeschichte und Siedlungskunde*, nun umbenannt in *Institut für Landes- und Volksgeschichte*.⁶¹ Bevölkerungsbiologie sollte ein Eckpfeiler der neuen Ausrichtung werden. Zu diesem Zweck wollte das Institut auf die Dorfsippenbücher zurückgreifen, die in dem Projekt *Die Ahnen des deutschen Volkes* angefertigt wurden. 1938 berichtete das Institut, dass auf diese Weise bereits etwa 20 Dörfer untersucht seien.⁶² Aber kaum eine Familienrekonstitutionsstudie wurde veröffentlicht, abgesehen von der Arbeit eines Doktoranden Helboks.⁶³

An der Universität Innsbruck waren außer Helbok auch der Historiker und Volkskundler Hermann Wopfner (1876–1963)⁶⁴ und der Geograph Hans Kinzl (1898–1979) eingebunden in die Netzwerke der deutschen *völkischen Wissenschaft*. Dort fanden sie Bundesgenossen im Kampf für die Behauptung des deutschen Charakters von Tirol, besonders mit Blick auf das verlorene Südtirol. Angeregt von Johann Bredt und Walter Scheidt, ermunterte Kinzl, das Haupt der „Innsbrucker Schule der historischen Bevölkerungsgeographie“, seine Studenten zu historisch-geographischen Untersuchungen ländlicher Gemeinden unter Einschluss der Demographie, die auf den Kirchenbüchern und mehr oder weniger vollständigen Familienrekonstitutionen beruhte.⁶⁵ Was die historische Demographie angeht, war Hedwig Reichles Dissertation 1944 das erste bedeutende Produkt der „Innsbrucker Schule“.⁶⁶

Wie anderswo wandten sich Historiker auch an der Universität München der *Volksgeschichte* und *Volkskörperforschung* zu. Der von Karl Alexander von Müller betreute Doktorand Friedrich Blendinger fertigte eine Familienrekonstitution der bayerischen Stadt Weißenburg von 1580 bis 1720 an. Seine publizierte Dissertation jedoch bot eher aggregative Zahlen,

60 Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945*, Göttingen 1993.

61 Martina Pesditschek, Adolf Helbok (1883–1968). „Ich war ein Stürmer und Dränger“, in: Karel Hruza (Hg.), *Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945*, Bd. 3, Wien u.a. 2019, 185–312, <https://www.vr-elibrary.de/doi/pdf/10.7767/9783205209249.185> (9.3.2020); Oberkrome, *Volksgeschichte*, 130–133; Pinwinkler, *Bevölkerungsforschungen*, 85 f., 96–98, 146–157, 431 f.

62 Friedrich Ranzi, 2. Bericht über das Institut für deutsche Landes- und Volksgeschichte der Universität Leipzig und seine Forschungsziele und Forschungsmethoden, in: *Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik* 8 (1938), 414–416.

63 Johannes Krause, Reinhardsgrimma. Die Geschichte des Bevölkerungsaufbaues eines sächsischen Dorfes, Diss. phil., Leipzig 1937; ders., *Unterschiedliche Fortpflanzung*.

64 Wolfgang Meixner/Gerhard Siegl, Hermann Wopfner (1876–1963). Der „treueste Sohn Tirols“, in: Hruza (Hg.), *Österreichische Historiker*, Bd. 3, 97–122, <https://www.vr-elibrary.de/doi/pdf/10.7767/9783205209249.97> (9.3.2020); Fahlbusch/Haar/Pinwinkler (Hg.), *Handbuch*, 913–918.

65 Pinwinkler, *Bevölkerungsforschungen*, 174–203, 437 f.; Weiss/Münchow, *Ortsfamilienbücher*, 104–112; Franz Fliri, Hans Kinzl und die Innsbrucker Schule der Bevölkerungsgeographie, in: *Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft* 138 (1996), 147–181.

66 Hedwig Reichle, *Der Angerberg*, phil. Diss. (MS), Innsbruck 1944.

vor allem über Wanderungsbewegungen, und sparte die „eigentliche biologische Geschichte“ der Bevölkerung für einen zweiten Band auf, der nie erschien.⁶⁷

Nicht nur in Leipzig begann man, die Dorfsippenbücher für wissenschaftliche Zwecke auszuwerten. Unter den ersten Benutzern war Otto Heidt, SS-Obersturmbannführer und Geschäftsführer des Vereins für bäuerliche Sippenkunde und bäuerliches Wappenwesen, der das Großprojekt *Die Ahnen des deutschen Volkes* organisierte. In seiner Berliner Dissertation verknüpfte er demographische und wirtschaftliche Daten für zwei badische Dörfer, um die verheerenden Auswirkungen der Realteilung zu zeigen.⁶⁸ Heinz Wülker und sein Vater Ludwig Wülker, der selbst ein Dorfsippenbuch erstellt hatte, werteten ebenfalls Dorfsippenbücher für demographische Fragen aus.⁶⁹

Die *Deutsche Soziologie* schätzte Dorfstudien und öffnete sich für den rassenkundlichen Ansatz zur historischen Demographie.⁷⁰ Ein gutes Beispiel ist Werner Ohls Hamburger Dissertation über die Bevölkerungsbiologie des Fleckens Reinbek bei Hamburg vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Zwar fertigte er keine vollständige Familienrekonstitution an, doch benutzte er Individualdaten aus den Kirchenbüchern und nahm die Arbeiten der Tübinger Rassenkundler zum Vorbild für seine demographischen Analysen.⁷¹

Schlusspunkt 1945?

Nach 1945 wirkte das Design für Lokalstudien, das auf Familienrekonstitution beruhende historische Demographie mit anthropometrischer Vermessung verband, in einzelnen Fällen noch weiter. Heinrich Schade fand 1950 die Gelegenheit, Hauptergebnisse seines Schwalm-Projekts zu veröffentlichen.⁷² Der Tübinger Wilhelm Gieseler musste zwar länger als andere Professoren der Rassenkunde warten, bis er wieder als Hochschullehrer, nun für Anthropologie, amtieren konnte.⁷³ Doch seine Schüler setzten die Arbeit an der „Rassenkundlichen Landesaufnahme Württembergs“ fort. Einige von seinen Doktoranden hatten ihre Dissertationen noch während der NS-Zeit begonnen und beendeten sie nach Kriegsende⁷⁴; andere stießen

67 Blendinger, Weißenburg, 121.

68 Otto Heidt, Realteilung und Bauerntum, phil. Diss., Berlin 1940.

69 Wülker, Bauerntum; [Ludwig Wülker], Dorfsippenbuch Hambühren, Kreis Celle, Niedersachsen, Goslar 1939; Ludwig Wülker, Zur Bevölkerungskunde von Winsen (Aller), in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik 11 (1941), 257–266; ders., Dorfsippenbücher, in: Archiv für Landes- und Volkskunde von Niedersachsen 21 (1944), 273–277; ders., Bevölkerungsgeschichte des Kirchspiels Winsen, in: Neues Archiv für Landes- und Volkskunde von Niedersachsen 2 (1947), 134–188. – Auch ein unabhängiger Dorfsippenbuch-Autor druckte zahlreiche demographische Statistiken: Arno Trübenbach, Dorfsippenbuch von Großurleben und Kleinurleben, Langensalza 1941.

70 Vgl. Pinwinkler, Bevölkerungsforschungen, 225–236; Sonja Schnitzler, Soziologie im Nationalsozialismus zwischen Wissenschaft und Politik. Elisabeth Pfeil und das „Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik“, Wiesbaden 2012.

71 Werner Hans Carl Ohl, Bevölkerungsbiologie eines holsteinischen Fleckens (Reinbek bei Hamburg), phil. Diss., Hamburg 1941.

72 Schade, Bevölkerungsuntersuchung.

73 Kröner, Rassenhygiene, 150–172.

74 Walter Necker, Allgäuer Bauern der „Leutkircher Heide“. Eine anthropologische Untersuchung der Gemeinde Gebratzhofen im Württembergischen Allgäu, med. Diss. (MS), Tübingen 1949; Wilhelm Otto Härter, Die Bevölkerungsentwicklung des Dorfes Erzingen seit dem 17. Jahrhundert, med. Diss. (MS), Tübingen 1949. – Eine

erst nach 1945 zu dem Projekt.⁷⁵ Einer betrieb ausschließlich physische Anthropologie⁷⁶, ein anderer setzte ein wenig historische Demographie hinzu⁷⁷, ein dritter konzentrierte sich ganz auf die historische Demographie.⁷⁸

Im Allgemeinen aber löste die (physische) Anthropologie – wie sich die vormalige Rassenkunde nun nannte – ihre Verbindung zu Genealogie und historischer Demographie. Anthroponometrische Bestandsaufnahmen von lokalen und regionalen Populationen blieben jedoch auf der Agenda der deutschen Anthropologen, von denen viele ihre Reputation bereits in der NS-Periode erworben hatten, wie etwa Ilse Schwidetzky (1907–1997), die nun Professorin für Anthropologie an der Universität Mainz wurde.⁷⁹

Die auf Familienrekonstitution beruhende historische Demographie hingegen fand in Deutschland und Österreich nach 1945 kaum eine Fortsetzung. Eine Ausnahme ist das Geographische Institut der Universität Innsbruck, wo Hans Kinzl und sein Nachfolger Franz Fliri (1918–2008) die Tradition der Lokalstudien zur historischen Geographie fortführten und stärkten. Einen Schwerpunkt bildete dabei die Demographie aufgrund von Mikrodaten, oft Familienrekonstitutionen. Von 1946 bis in die 1970er Jahre verfassten Innsbrucker Studenten und Doktoranden mehr als 30 Hausarbeiten und Dissertationen dieses Zuschnitts.⁸⁰

Dorfsippenbücher – später Ortsfamilienbücher genannt – wurden nach 1945 weiter angefertigt und veröffentlicht, und zwar in stark wachsender Zahl. In den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg nahmen oft die Personen die Arbeit wieder auf, die schon an dem NS-Großprojekt *Die Ahnen des deutschen Volkes* beteiligt waren. Als eine neue Generation von Genealogen und Amateurhistorikern antrat, löste sich das Interesse an Ortsfamilienbüchern meist von den politischen und ideologischen Kontexten der 1920er und 1930er Jahre. 1998 verzeichnete ein Repertorium 1.562 Ortsfamilienbücher, fast alle für deutschsprachige Gemeinden, einschließlich ehemals deutschsprachiger Ortschaften in Ostmitteleuropa.⁸¹

(möglicherweise unvollständige) Liste der Dissertationen aus dem Rassenkundlichen bzw. Anthropologischen Institut Tübingen von ca. 1933 bis 1952 erwähnt die Daten des Beginns der Arbeit und der Promotion: Universitätsarchiv Tübingen, 288/8. Ich danke dem Archivar Stefan Fink für das Dokument und andere hilfreiche Informationen über das Institut.

75 Konrad Pöpelt, Anthropologische Untersuchungen im Federseegebiet, phil. Diss. (MS), Tübingen 1949.

76 Necker, Allgäuer Bauern.

77 Pöpelt, Federseegebiet; ders., Der Heiratskreis einer oberschwäbischen Landbevölkerung. Dürmentingen und Burgau, 1876 bis 1947, in: Familie und Volk 7 (1958), 188–191.

78 Härter, Erzingen; vgl. Heckh, Unterschiedliche Fortpflanzung.

79 Ilse Schwidetzky/Hubert Walter, Untersuchungen zur anthropologischen Gliederung Westfalens (Der Raum Westfalen, Bd. 5/1), Münster/W. 1967; vgl. Benoît Massin, Anthropologie und Humangenetik im Nationalsozialismus, oder: Wie schreiben deutsche Wissenschaftler ihre eigene Wissenschaftsgeschichte?, in: Heidrun Kaupen-Haas/Christian Saller (Hg.), Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften, Frankfurt/M. u.a. 1999, 12–64, 23–42; Andreas Lüddecke, Rassen, Schädel und Gelehrte. Zur politischen Funktionalität der anthropologischen Forschung und Lehre in der Tradition Egon von Eickstedts, Frankfurt/M. 2000; Etzemüller, Suche, 211–216.

80 Pinwinkler, Bevölkerungsforschungen, 174–203, 437 f.; Weiss/Münchow, Ortsfamilienbücher, 104–112; Fliri, Kinzl.

81 Weiss/Münchow, Ortsfamilienbücher.

Historisch-demographische Analysen

Wenn für das Unternehmen *Die Ahnen des deutschen Volkes* die Veröffentlichung von Dorf-sippenbüchern ein wichtiges Ziel war, so wurden die meisten anderen Familienrekonstitutionen, die zwischen 1920 und 1945 angefertigt wurden, nie gedruckt, sondern dienten als Halbfertigprodukte für bevölkerungsbiologische Auswertungen. Dabei waren einige der zentralen Statistiken die gleichen wie in der historischen Demographie, die sich seit den 1950er Jahren in Frankreich entwickelte. Bis 1945 wurde Walter Scheidts Buch über Finkenwerder (1932) immer wieder als Vorbild angeführt. Gewiss brachte er auch einige aggregative Statistiken wie Einwohnerzahl, Geburten-, Sterbe- und Heiratsraten. Doch für die Analyse des demographischen Verhaltens und dessen Wandels im Zeitverlauf fand er die Ergebnisse, die auf Individualdaten beruhten, viel aussagekräftiger. Zu den Themen, die er in detaillierten Tabellen und Erörterungen behandelte, gehörten: mittleres Alter bei der Ersteh; durchschnittliche Zahl der in vollendeten Erstehen geborenen Kinder, aufgegliedert nach Heiratsalter; fetale, neonatale, Säuglings-, Kinder-, Erwachsenen- und Müttersterblichkeit; Heirats- und Sterbewahrscheinlichkeit nach Altersgruppen; Verwandtenheiraten nach Verwandtschaftsgrad; Anteil der vollendeten Ehen und der Wiederheiraten nach Geburtskohorten. Scheidts Statistiken waren recht ausgefeilt, oft fügte er Angaben zur Signifikanz hinzu.⁸² Heinrich Schade übernahm nicht nur die Schwälmer Familienrekonstitution von Scheidt, sondern folgte in vielem auch dessen komplexen statistischen Methoden, um die Ergebnisse für die hessischen Gemeinden mit Finkenwerder vergleichen zu können. Neben aggregativen Statistiken veröffentlichte Schade Tabellen zu: mittleres Heiratsalter bei Erstehen; durchschnittliche Zahl der in vollendeten Erstehen geborenen Kinder, aufgegliedert nach Heiratsalter; Säuglings- und Kindersterblichkeit; Heiratswahrscheinlichkeit; voreheliche Konzeptionen und Geburten.⁸³

Die meisten Arbeiten aus dem Würzburger Institut für Vererbungswissenschaft und Rasseforschung entsprachen nicht dem von Scheidt gesetzten Standard, obwohl der Direktor behauptete, dessen Modell gefolgt zu sein.⁸⁴ Einige Autoren rekonstituierten nur ausgewählte Familien⁸⁵, während Scheidt insistierte, dass alle Personen, die in der untersuchten Örtlichkeit und Periode gelebt hatten, einbezogen werden mussten. Andere Würzburger beschränkten sich auf wenige Fragen, z.B. Verwandtenheiraten.⁸⁶ Die meisten gaben zu ihren Zahlen nicht die Spezifikationen an, die für den Vergleich ihrer Ergebnisse mit denen anderer Arbeiten erforderlich waren. Sie druckten Tabellen zum Heiratsalter, ohne hinzuzufügen, ob es sich um alle Ehen oder nur Erstehen handelte; oder sie machten Aussagen über durchschnittliche Kinderzahlen, sagten aber nicht, ob es um alle Ehen oder nur vollendete Erstehen ging.⁸⁷

82 Scheidt, Bevölkerungsbiologie.

83 Schade, Bevölkerungsuntersuchung, 47–75.

84 Schmidt-Kehl, Wandel, 178 f.

85 Josef Müller, Ein deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit, Sulzthal in Mainfranken. Eine bevölkerungspolitische, soziologische und kulturelle Untersuchung, Würzburg 1941.

86 Helming, Wargolshausen.

87 Schmidt-Kehl, Wandel, 181 f., 185; Pagel, Speicherz, 23–26; Amrhein, Geroda, 17, 22; Hans Zwerenz, Westheim bei Kitzingen am Main, ein sterbendes Bauerndorf in Mainfranken, Würzburg 1937, 9 f., 16 f.; Glotzbach, Werberg, 13 f., 25–27.

Am Rassenkundlichen Institut der Universität Tübingen folgte die Bevölkerungsbiologie einer anspruchsvolleren und konsistenten Methodologie. Dr. Gotthold Heckh (1909–1953)⁸⁸ koordinierte offenbar die demographische Seite der *Schwäbischen Rassenkunde*. Angeleitet von Wilhelm Gieseler, hatte er 1932 eine Dorfstudie begonnen; zuerst nahm er die anthropometrischen Messungen und rassenkundlichen Beobachtungen vor, dann wandte er sich der Bevölkerungsbiologie zu. Natürlich benutzte er die württembergischen Familienregister für das 19. und 20. Jahrhundert. Für die frühere Zeit, beginnend im späten 16. Jahrhundert, erstellte er eine Familienrekonstitution in einem abgekürzten Verfahren: Er trug die Geburten und Sterbefälle direkt bei der Heirat der Eltern auf dem Familienblatt ein. Wie üblich brachte er einige aggregative Statistiken über Einwohnerzahl, Geburts-, Sterbe- und Heiratsraten. Aufgrund der Familienrekonstitution errechnete er das Heiratsalter, einerseits für alle Personen, die zum ersten Mal heirateten (das heißt einschließlich der Ledigen, die eine(n) Witwe(r) heirateten), andererseits nur für beiderseitige Erstehen. Hier wie für die meisten wichtigen Auswertungen präsentierte er außer den Mittelwerten auch Tabellen über die Verteilung der Werte. Er interessierte sich für das Alter der Frauen bei der ersten Geburt, einschließlich vorehelicher Geburten, ebenso für das Alter bei der letzten Niederkunft in vollendeten beiderseitigen Erstehen. Bei der ehelichen Fruchtbarkeit war die Zahl der Kinder zentral, die in vollendeten beiderseitigen Erstehen geboren wurden, aufgegliedert nach dem Heiratsalter der Frau. Ein Indikator für Geburtenbeschränkung war – neben dem Alter der Frau bei der letzten Geburt – die Zahl der Kinder, die im ersten, zweiten, dritten Jahrfünft der Ehe zur Welt kamen. Mit altersspezifischen ehelichen Fruchtbarkeitsraten war Heckh offenbar nicht vertraut. Er berechnete fetale und Säuglingssterblichkeit. Den Anteil der bis zum Alter von 14 Jahren überlebenden Kinder berechnete er allerdings nicht durch nominative Verknüpfung von Geburts- und Sterbeeinträgen, sondern schätzte ihn durch Vergleich der Zahl der Konfirmierten mit der Zahl der Getauften 14 Jahre zuvor. Er ermittelte die Anteile der Überlebenden bis zum Alter von einem und bis 14 Jahren für die einzelnen Familien und setzte diese Werte in Beziehung zur Gesamtzahl der Geborenen. Dabei ergab sich, dass in sehr großen Familien die Säuglings- und Kindersterblichkeit überdurchschnittlich war. Daraus folgerte Heckh, dass diese Mütter ihre Babys nicht stillten und dass darin die Ursache sowohl für die überhöhte Säuglingssterblichkeit wie für die kurzen Geburtenabstände lag.⁸⁹ Die anderen Tübinger folgten in ihren Dissertationen ausdrücklich Heckhs Verfahren der Familienrekonstitution und seinen Methoden der Datenanalyse; in der Regel errechneten sie die gleichen Statistiken und veröffentlichten vergleichbare Tabellen.⁹⁰ Die Qualität dieser Arbeiten ist so gut, dass sie in modernen Werken zum Vergleich herangezogen werden konnten.⁹¹

⁸⁸ Sophie Ehrhardt/Alfred Czernetzki, Zum 50jährigen Jubiläum des Instituts für Anthropologie und Humanogenetik in Tübingen. Gründung und erste 35 Jahre, in: *Homo* 36 (1986), 84–94, 86.

⁸⁹ Heckh, Böhringen.

⁹⁰ Müller, Schwarzwald; Haßberg, Göppingen; Haußmann, Ulmer Alb. – Bohn, Frommern, XIII, 34, 36, erwähnte zwar Heckhs Unterstützung, berechnete aber die Zahl der Kinder und das Alter der Frau bei der letzten Geburt in (beiderseitigen) Erstehen, indem er ausdrücklich vollendete Ehen und solche, die vor der Menopause der Frau beendet wurden, zusammenwarf.

⁹¹ Hans Medick, Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als allgemeine Geschichte, Göttingen 1996, 320 f., 361, 636–638.

Die Autoren des Arbeitskreises *Bäuerliche Lebensgemeinschaft* untersuchten die Bevölkerungsbiologie ihrer Dörfer nicht in Verbindung mit rassenkundlichen Erhebungen, sondern im Kontext der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Indem sie personenbezogene Daten zu Landbesitz und Steuerleistung mit der Familienrekonstitution verknüpften, zielten sie auf eine sozial differenzierte Demographie. Heiratsalter, Herkunft der Ehepartner, Kinderzahl, Geburtenabstände, Alter der Frau bei der ersten und letzten Geburt, Säuglings- und Kindersterblichkeit – all diese Werte wurden nach sozialer Schicht aufgegliedert: Großbauern, Kleinbauern, Landarme, Landlose. Kothe verglich für ihr Untersuchungsgebiet, in dem die Höfe ungeteilt vererbt wurden, das Heiratsalter der Männer mit dem Alter bei der Hofübernahme. Allerdings vernachlässigte sie – wie auch Seeberg – einige Spezifikationen, die Scheidt und die Tübinger für wichtig hielten. Kothe berechnete Heiratsalter, Zahl der geborenen Kinder und Alter der Frau bei der letzten Geburt jeweils pauschal für alle Ehen, und ihre Tabellen zeigen oft nur Prozentwerte ohne Fallzahlen. In dieser Hinsicht wandte Wülker mehr Sorgfalt auf. Er berechnete das Heiratsalter für beiderseitige Erstehen, die Zahl der geborenen Kinder und das Alter bei der letzten Geburt für vollendete beiderseitige Erstehen.⁹² Auch seine Ergebnisse fand die neuere Familienforschung überzeugend.⁹³

In all diesen demographischen Studien⁹⁴ war eine zentrale Frage, wann und wo die Geburtenbeschränkung begonnen hatte. Ähnlich wie für die französische *démographie historique* der 1950er und 1960er Jahre⁹⁵ lag darin ein wichtiger Ansporn für den Übergang von aggregierten Zahlen, etwa Geburtenraten, zu Individualdaten und Familienrekonstitutionen. Wenn im späten 19. Jahrhundert Geburtenkontrolle als Problem Frankreichs, nicht Deutschlands, erschien, so wurde nach der Jahrhundertwende und erst recht nach dem Ersten Weltkrieg klar, dass auch in Deutschland massiv Familienplanung betrieben wurde. Darum fanden Kampfschriften wie *Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung – die Lebensfrage des deutschen Volkes* und *Volk ohne Jugend* so große Aufmerksamkeit.⁹⁶ In Anknüpfung an die alte agrarwissenschaftliche und -politische Kontroverse über die Vorteile und Nachteile von Anerbenrecht und Realteilung diskutierten deutsche historisch-demographische Studien nun die Frage, welches von diesen Vererbungssystemen schuld daran war, dass die Geburtenbeschränkung sogar auf das Land vorgedrungen war.⁹⁷

⁹² Kothe, mecklenburgische Landvolk, 55–63; Seeberg, Dorfgemeinschaft, 46–51, 67–74; Wülker, Bauerntum, 13–15.

⁹³ Heidi Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1982, 65, 71, 74.

⁹⁴ Kritischer, aber nicht vollständiger Überblick: Günter Pröbsting, Untersuchungen über Stand und Bewegung der Bevölkerung im 17. und 18. Jahrhundert – eine methodische Übersicht, in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik 11 (1941), 82–98.

⁹⁵ Rosental, L'intelligence, 215–239.

⁹⁶ Friedrich Burgdörfer, Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung. Die Lebensfrage des deutschen Volkes, Berlin 1929; ders., Volk ohne Jugend. Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers – ein Problem der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik, der nationalen Zukunft, Berlin 1932; vgl. Florence Vienne, Une science de la peur. La démographie avant et après 1933, Frankfurt/M. 2006; Thomas Bryant, Friedrich Burgdörfer (1890–1967). Eine diskursbiographische Studie zur deutschen Demographie im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2010.

⁹⁷ Heidt, Realteilung; Helmut Otto Röhm, Das bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Gesicht des Dorfes Gruibingen in den Jahren 1838–1938, in: Berichte über Landwirtschaft N.F. 26 (1941), 377–476; vgl. Wülker, Bauerntum, 27 f., 33; Jürgen Schlumbohm, Family Forms and Demographic Behaviour. German Debates and

Wanderungsbewegungen stellten für viele Arbeiten ein weiteres zentrales Thema dar. Welche Konsequenzen hatte die ‚Landflucht‘ für das hochgeschätzte bäuerliche ‚Blut‘ und für den ‚Volkskörper‘ insgesamt?⁹⁸ Heiß wurde darüber diskutiert, ob die Abwanderung einen Abfluss des höherwertigen Erbgutes der Bauern bedeutete. Die Bevölkerungsbiologen suchten Antworten, indem sie Schulzensuren und Informationen über den sozialen Status mit den Familienrekonstitutionen verknüpften.⁹⁹

Denn seit dem Aufstieg der Eugenik ging es nicht allein um Quantitäten, die abnehmende Geburten- und Volkszahl, sondern mehr und mehr um *Degeneration*, die vermeintlich von Generation zu Generation sinkende Qualität der Bevölkerung.¹⁰⁰ Gesellschaftliche und politische Debatten waren beherrscht von der fixen Vorstellung, dass die gebildeteren, intelligenteren und begabteren Familien der Ober- und Mittelschicht viel weniger Nachkommen zeugten als die ‚minderwertigen‘ Angehörigen der Unterschichten. Wenn das für die Gegenwart als feststehende Tatsache erschien, suchten historische Studien zur Bevölkerungsbiologie herauszufinden, ob, gegebenenfalls seit wann und in welchem Maße dies in der Vergangenheit zutraf. Heinz Wülker, der Experte im Stabsamt des Reichsbauernführers, untersuchte diese Frage sowohl für die Gegenwart wie für die Vergangenheit.¹⁰¹ Um zu Antworten hinsichtlich der Entwicklung über mehrere Generationen und Jahrhunderte zu gelangen, kombinierte man genealogische Daten mit Indikatoren für Intelligenz und Leistung bei gegenwärtigen und historischen Bevölkerungen. Doch wenige hatten wie Schmidt-Kehl (siehe oben) die Kühnheit zu behaupten, dass sie überzeugende empirische Resultate ermittelt hätten. Weniger problematisch war es, soziale Unterschiede im demographischen Verhalten innerhalb einer Generation zu untersuchen. Das unternahmen mehrere Forscher, die mit Familienrekonstitutionen arbeiteten, z.B. Wülker und Kothe. Während in Wülkers Dörfern vor den Toren von Hannover schon im 19. Jahrhundert die Kleinbauern mehr Kinder hatten als die Großbauern, passten Seebergs und Kothes Befunde besser zu den Ängsten der Eugeniker: In Kuhbier und einigen mecklenburgischen Dörfern zeugten die Großbauern bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mehr Nachkommen als ärmere Leute; danach aber hatten die Arbeiter die größten Familien, weil die ländliche Oberschicht die Geburten beschränkte.¹⁰² Andererseits zeugten in einem sächsischen Dorf schon zu einigen Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts die Kleinbauern mehr Kinder als die Großbauern.¹⁰³ In einer Reihe von Tiroler Dörfern hatten die Bauern zwar vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre gewöhnlich mehr Nachkommen als Handwerker und Arbeiter, die größten Familien fanden sich jedoch auf den mittleren, nicht auf den größten Höfen.¹⁰⁴

Data, in: Muriel Neven/Catherine Capron (Hg.), *Family Structures, Demography and Population. A Comparison of Societies in Asia and Europe*, Liège 2000, 73–83.

98 Wülker, Bauerntum, 97–125; Kothe, mecklenburgische Landvolk, 72–88.

99 Schmidt-Kehl, Wandel, 192–196; Müller, Sulzthal, 45–60.

100 Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse; Weindling, Health.

101 Heinz Wülker, Unterschiedliche Fortpflanzung im deutschen Landvolk. Unterschiede innerhalb des Bauerntums und zwischen Bauerntum und anderen sozialen Gruppen, in: *Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik* 9 (1939), 101–116; ders., Bauerntum.

102 Wülker, Bauerntum, 11–13; Seeberg, Dorfgemeinschaft, 46–50, 67–69; Kothe, mecklenburgische Landvolk, 55–58.

103 Krause, Unterschiedliche Fortpflanzung.

104 Reichle, Angerberg, 102–108.

Viele Autoren begnügten sich nicht mit den Befunden ‚ihres‘ Dorfes, sondern zogen die Ergebnisse anderer Arbeiten zum Vergleich heran. „Unterschiedliche Fortpflanzung“ stand im Fokus, als Heckh eine Synthese der Resultate aus dem Tübinger Rassenkundlichen, jetzt Anthropologischen Institut präsentierte.¹⁰⁵ Seine Schlussfolgerung lautete, dass in den württembergischen Dörfern vom 17. bis zum 19. Jahrhundert die Eliten und Großbauern mehr Nachkommen hatten als landarme und landlose Familien. Das galt nicht nur für die Zahl der je geborenen Kinder, sondern auch für die bis zum Alter von 14 Jahren überlebenden. Im 20. Jahrhundert wurden diese sozialen Unterschiede dann infolge der Geburtenbeschränkung eingeebnet. Interessanterweise verband Heckh noch 1952 soziale Schicht mit Rassendifferenz, zumindest für diejenigen Dörfer, wo wegen ungeteilter Vererbung der Höfe die Schichtung recht stabil war. Dort hatte die rassenkundliche Bestandsaufnahme ermittelt, dass die Besitzer großer Höfe eine größere Körperhöhe, breitere Gesichter, hellere Haare und Augen hatten als die Kleinbauern. Kühn unterstellte Heckh, dass die sozialen Unterschiede der Neuzeit die Folge einer „Rassensonderung“ zwischen Freien und Unfreien in der Völkerwanderungszeit seien. Die Unbekümmertheit, mit der hier eine direkte Linie von den anthropometrischen Befunden der Gegenwart bis ins frühe Mittelalter gezogen wurde, mag als Gegensatz zu der sorgfältigen Methodologie der Tübinger historischen Demographie erscheinen. Doch neigten nicht nur naturwissenschaftlich ausgebildete Rassenkundler zu solch kühnen Linien. Einige Vertreter der *Volksgeschichte* unterstellt ebenfalls eine weitgehende Kontinuität der deutschen ‚Stämme‘ vom Ende der Völkerwanderung bis zur Gegenwart.¹⁰⁶

Familienrekonstitutionen und Rassenpolitik

Die Arbeit an und mit Familienrekonstitutionen, die in deutschsprachigen Gebieten zwischen 1920 und 1945 stattfand, war größtenteils von völkischer Ideologie inspiriert und diente dazu, völkische Gesinnung zu stärken. Seit 1933 betonten einige Förderer und Nutzer ausdrücklich, dass mit den Familienrekonstitutionen eine Datengrundlage geschaffen werde für eine „durchgreifende Rassenpolitik“, für „Auslese“ und für „Ausmerzung“, wie Klenck und Kopf den Mitarbeitern an dem großen Projekt der *Ahnen des deutschen Volkes* vor Augen stellten (siehe oben). Professor von Verschuer argumentierte, dass die Schwälmer Familienrekonstitution, bereichert durch medizinische Daten, praktischen eugenischen Zwecken diente, „indem sie Unterlagen für den weiteren Ausbau der Sterilisierung [...] und anderer Maßnahmen liefert“ (siehe oben). Genau das befürchteten die Bewohner eines „Inzuchtdorfes“ auf der Rhön, als sie von den veröffentlichten Ergebnissen der Familienrekonstitutionsstudie über ihre Gemeinde erfuhren. Derartige Forschungen konnten ebenso für positive Aktionen benutzt werden, etwa bei der Auswahl der Kandidaten für die neu zu schaffenden Erbhöfe im Rahmen des Plans für die wirtschaftliche und rassische Aufwertung der Rhön (siehe oben).

105 Heckh, Unterschiedliche Fortpflanzung.

106 Karl Ditt, Zwischen Raum und Rasse. Die „moderne Landesgeschichte“ während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 141 (2005), 415–449, 434; Oberkrome, Volksgeschichte, 131–133, vgl. 71–73.

Waren all diese Aussagen nichts als rhetorische Floskeln, dazu bestimmt, Unterstützung von politischen Instanzen und Geldgebern zu gewinnen? In der Tat stammt das Verschuer-Zitat aus einem Brief an die Deutsche Forschungsgemeinschaft.¹⁰⁷ Nur Archivforschung wird eine gründliche Antwort auf die Frage liefern können, ob und gegebenenfalls in welchem Maße Familienrekonstitutionen tatsächlich bei Maßnahmen der Verfolgung, bei Sterilisierung, Vertreibung und Ermordung dienlich waren. Die meisten vorliegenden Arbeiten zur NS-Eugenik und Rassenpolitik gehen nicht detailliert auf die Frage ein, welche genealogische Evidenz jeweils benutzt wurde. Ein paar Aussagen sind jedoch bereits möglich.

In den Dorfsippenbüchern und den Studien, die auf Familienrekonstitutionen beruhen, habe ich bisher kaum einmal Juden erwähnt gefunden.¹⁰⁸ Insbesondere die rassenkundlichen Bestandsaufnahmen sprechen nicht von Juden, sondern nur von ‚nordischer‘, ‚dinarischer‘, ‚alpin-ostischer‘ und anderen ‚arischen‘ Rassen. An ein internationales Publikum gewandt, unterschied die Würzburger Gruppe um das Rassenpolitische Amt der NSDAP deutlich zwischen den „erbbiologischen Erhebungen“ mittels Familienrekonstitution einerseits und den rassenkundlichen Untersuchungen mit anthropometrischen Methoden andererseits. Die ersten hatten den konkreten Zweck, bei der Auswahl der geeignetsten Menschen für die sozial-rassische Aufwertung der Rhön-Region zu helfen. Die rassenkundlichen Bestandsaufnahmen verfolgten hingegen „keinen sofort auswertbaren praktischen Zweck“; denn beim „derzeitigen Stand der Wissenschaft“ sei es

„noch nicht möglich, innerhalb der arischen Rassen auf Grund des rassischen Erscheinungsbildes ein Urteil über die soziale Brauchbarkeit abzugeben. Im neuen Deutschland gilt jeder, der in seinem Erscheinungsbild in den großen Rahmen der arischen Rassen passt, zunächst als gleichwertiger Volksgenosse, ob er einen Lang- oder Rundschädel hat, groß oder klein, blau- oder braunäugig ist.“¹⁰⁹

Doch gehörte es zu den anstehenden Forschungsaufgaben, den Zusammenhang zwischen geistigen und körperlichen Eigenschaften zu erkunden. Professor Schmidt-Kehl glaubte bei diesem Problem einen Fortschritt erzielt zu haben, indem er Schulzensuren in die Datenbasis einfügte. Wenig überraschend kam er zu dem Ergebnis, dass in seinen Dörfern die Angehörigen der nordischen Rasse begabter waren als die anderen.¹¹⁰

Wenn auch ‚Nicht-Arier‘ in den Familienrekonstitutionen kaum vorkommen, ist doch belegt, dass sie bei den Vorarbeiten notiert und an politische Instanzen, die an Verfolgungsmaßnahmen beteiligt waren, gemeldet wurden. Gut bezeugt ist das im Fall der evangelischen *Kirchenbuchstelle Altberlin*. Aufgebaut wurde sie 1935/36 durch Pastor Karl Themel (1890–1973) in engem Kontakt mit Dr. Kurt Mayer und seiner *Reichsstelle für Sippenforschung*. Die Kirchenbuchstelle versammelte die Register aller 43 Gemeinden von Altberlin und ließ

107 Schmuhl, Grenzüberschreitungen, 380 f. Zu Verschuers vielseitiger Mitwirkung an der NS-„Erbgesundheits“- und Rassenpolitik siehe ebd., 205–211, 264–279, 284–291, 303–312, 401–405, 415–418, 448–453; Weiss, Nazi Symbiosis, 110–120.

108 Ausnahmen sind Lauber, Obergrombach, 31 f.; ders, Die Bevölkerung Obergrombachs in früheren Jahrhunderten, in: Franz Xaver Beck (Hg.), 600 Jahre Stadt Obergrombach, 1336–1936, Karlsruhe 1936, 159–171, 160; Blendinger, Weißenburg, 55 f., 136.

109 Schmidt-Kehl/Brost/Kilian, Erb- und Rassenbiologie, 845 f.

110 Schmidt-Kehl, Wandel, 192 f.

durch etwa 50 Mitarbeiter alle Taufen, Todesfälle und Heiraten auf Karteikarten übertragen. Besondere Aufmerksamkeit galt den „Sonderfällen“, das hieß den Juden, „allen Farbigen“, „Zigeunern“, auch Türken, selbst wenn nur ein Elternteil „fremdstämmig“ war. Die Kirchenbuchstelle sammelte all diese Fälle in einer speziellen *Fremdstämmigenkartei* und schickte Duplikate an Parteistellen und staatliche Behörden, welche die NS-Rassenpolitik durchführten, insbesondere an die *Reichsstelle für Sippenforschung*, die über Zweifelsfälle in der Frage der ‚nicht-arischen‘ Abstammung entschied, aber auch an den Reichsführer SS und Gauleitungen der NSDAP. 1936/37 entsprach Themel der Bitte des Berliner Polizeipräsidenten, ihm „das dort angefallene Material über getaufte Juden zur Verfügung zu stellen“, ausdrücklich „zwecks Zusammenstellung einer Judenkartei für die Durchführung des Reichsbürgerrechts“, das heißt die Entziehung des Bürgerrechts.¹¹¹

Die Berliner Kirchenbuchstelle hat freilich keine Familienrekonstitutionen angefertigt, sondern sich damit begnügt, alle Geburten, Todesfälle und Heiraten in große Karteien zu sortieren. Doch für das Unternehmen *Die Ahnen des deutschen Volkes* schrieben Klenck und Kopf das gleiche Verfahren für „Fremdstämmige“ vor: „Eintragungen, die fremden Bluts einschlag (Juden, Neger, Zigeuner) verraten, werden doppelt ausgestellt, beide Karten mit Rotstift durch ein F quer über die ganze Karte bezeichnet und die zweite Ausfertigung an den Kreissachbearbeiter weitergegeben.“¹¹² Die *Sippenkanzlei* in Schwerin, die als Einrichtung der evangelischen Kirche begonnen hatte, aber 1936 an Dr. Mayers *Reichsstelle für Sippenforschung* angegliedert wurde, folgte dieser Anweisung. Beim Verkarten der Kirchenbücher und der Erarbeitung der Dorfsippenbücher galt den Judentaufen besondere Aufmerksamkeit. Jeder Mitarbeiter war verpflichtet, solche Fälle sogleich zu melden; so wurde eine *Judenkartei* für Mecklenburg erstellt.¹¹³ Die *Reichsstelle für Sippenforschung* legte ihrerseits eine umfassende *Fremdstämmigenkartei* für ganz Deutschland an, an Hand deren alle ‚Nicht-Arier‘ und ‚Mischlinge‘ identifizierbar wurden, unabhängig von ihrer Religion. Dafür waren neben den Geburts-, Sterbe- und Heiratsregistern der jüdischen Gemeinden die Listen der Judentaufen eine Hauptquelle; die Reichsstelle forderte sie aus allen Teilen des Reiches an.¹¹⁴

Eine Studie über einen Protagonisten der Dorfsippenbücher im Rheinland zeigt, wie diese Arbeit in politische Aktionen verflochten war. Dr. Karl Wülfrath (1904–1981), der Geschichte

111 Manfred Gailus, Vom evangelischen Sozialpfarrer zum nationalsozialistischen Sippenforscher. Die merkwürdigen Lebensläufe des Berliner Theologen Karl Themel (1890–1973), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 49 (2001), 796–826, Zitate S. 816–818; ders., „Hier werden täglich drei, vier Fälle einer nichtarischen Abstammung aufgedeckt“. Pfarrer Karl Themel und die Kirchenbuchstelle Alt-Berlin, in: Ders. (Hg.), Kirchliche Amtshilfe, 82–100.

112 Klenck/Kopf, Volkssippenkunde, 20, vgl. 52, 57.

113 Johann Peter Wurm, Vom „Rohstoff“ Kirchenbücher zum „Veredelungsprodukt“ deutschblütiger Volksaufbau. Pastor Edmund Albrecht und die Mecklenburgische Sippenkanzlei (1934–1945), in: Gailus (Hg.), Kirchliche Amtshilfe, 48–81, 62 f., 67 f. – Für das Projekt *Die Ahnen des deutschen Volkes* arbeitete die Mecklenburgische *Sippenkanzlei* an nicht weniger als 14 Dorfsippenbüchern. Zwei davon, Boitin und Groß Upahl, wurden 1939 in der Reihe veröffentlicht: ebd., Anm. 42.

114 Schulle, Reichssippenamt, 223–230. – Noch 1947 fand der Autor eines niedersächsischen Dorfsippenbuchs „fremde Einschläge in der Bevölkerung“ bemerkenswert. Er nannte nicht nur einen Mann aus Chapra in Indien, der, als Kriegsgefangener im Ersten Weltkrieg nach Deutschland gekommen, Arbeit in dem Kirchspiel bei Celle gefunden, eine einheimische Frau geheiratet und zahlreiche Kinder gezeugt hatte; auch Dutzende von Personen und Paaren aus Polen, Litauen und Russland erwähnte er, eine „Flutwelle“, angezogen von der örtlichen Industrie: L. Wükker, Bevölkerungsgeschichte Winsen, 185 f.; vgl. [ders.], Dorfsippenbuch Hambühren; ders., Dorfsippenbücher.

studiert und auf den Bredts Volkskörperforschung einen starken Eindruck gemacht hatte, wurde 1937 beauftragt, ein Kreissippenbuch für den gesamten Kreis Bergheim zu erarbeiten. Zu diesem Zweck rekrutierte er zahlreiche bezahlte und ehrenamtliche Mitarbeiter und richtete eine Arbeitsstelle ein, die 1939 in die Universität Köln eingegliedert und 1941 als *Rheinisches Provinzialinstitut für Sippen- und Volkskörperforschung* in die Provinzialverwaltung übernommen wurde. Das Institut fungierte zugleich als *Rheinisches Landessippenamt*. Wülfrath war seit 1941 auch Landesleiter des *Vereins für bäuerliche Sippenkunde*, damit verantwortlich für die Organisation der Arbeit an den Dorfsippenbüchern für das ganze Rheinland. Als eifriger Netzwerker kooperierte er eng mit dem Rassenpolitischen Amt des NSDAP-Gaus und der *Arbeitsgemeinschaft Aussiedlerplanung*, die 1940 gebildet wurde, um „erbgesunde, lebenskräftige“ Bauernfamilien für eine Umsiedlung in den Osten ausfindig zu machen – mit dem Ziel der Germanisierung eines Teils der besetzten polnischen Gebiete. Wülfrath war überzeugt, dass Dorfsippenbücher eine ausgezeichnete Grundlage für die Auswahl geeigneter Familien aus seiner Region darstellten, wo infolge der Realteilung die meisten bäuerlichen Betriebe als zu klein galten. Tatsächlich beauftragte das Stabsamt des Reichsnährstandes Wülfrath 1940, „im Rahmen des Kriegsforschungsprogramms die volkssippenkundliche Bestandsaufnahme der Dörfer in den Freiteilungsgebieten beschleunigt durchzuführen“. Darüber hinaus veranlasste das *Rheinische Provinzialinstitut für psychiatrisch-neurologische Erbforschung*, das unter anderem für Gutachten zur Sterilisierung zuständig war, Wülfrahs Institut, bestimmte Gemeinden zu verkarten. Schließlich baute Wülfrath mit seinem Institut die *Fremdstämmigenkartei* aus, die ihm der NSDAP-Gau Köln-Aachen übergab. Dafür nutzte er unter anderem die Daten, die bei der Arbeit an den Dorfsippenbüchern anfielen. Seit 1941 waren die NS-Behörden im Zuge der beginnenden Deportationen besonders an der Entdeckung von ‚Mischlingen‘ interessiert. Hier waren die Genealogien und Familienrekonstitutionen besonders nützlich. Wülfrath legte eine *Mischlings-Registratur* für das Rheinland an und meldete Personen, die er als jüdisch identifizierte, an das Rassenpolitische Amt der NSDAP.¹¹⁵

So ist in mehreren Fällen, wo Ergebnisse archivalischer Forschung vorliegen, belegt, dass die Mitarbeiter an dem großen Dorfsippenbuchprojekt der Anleitung folgten und ‚Fremdstämmige‘ an die politischen Instanzen meldeten. Schließlich waren *Die Ahnen des deutschen Volkes* ein gemeinsames Unternehmen mehrerer NS-Organisationen. Außerdem waren einige der Förderer der rassenkundlichen und genealogisch-demographischen Forschung zugleich in politischen und administrativen Ämtern tätig – wie Bruno Kurt Schultz, Professor der Rassenbiologie in Berlin und Prag, Leiter des Arbeitskreises *Bäuerliche Lebensgemeinschaft* und Herausgeber der Reihe, in der Wulkers und Kothes Familienrekonstitutionsstudien erschienen (siehe oben). Gleichzeitig gehörte er zu den führenden Persönlichkeiten im *Rasse- und Siedlungshauptamt* der SS, das die Vertreibung von Millionen Tschechen und Polen sowie die Ansiedlung von Deutschen an ihrer Stelle vorbereitete und zu organisieren begann. Kaum zufällig stand am Ende von Wulkers Buch über „Bauerntum am Rande der Großstadt“, veröffentlicht 1940 in Schultz’ Reihe, die Forderung nach der ‚Möglichkeit zu

115 Ralph Klein, Karl Wülfrath und das „Rheinische Provinzialinstitut für Sippen- und Volkskörperforschung“, in: Burkhard Dietz/Helmut Gabel/Ulrich Tiedau (Hg.), Griff nach dem Westen. Die „Westforschung“ der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), Münster/W. 2003, 791–817, Zitate S. 803; Schulle, Reichssippenamt, 295 f.; Ralf Forsbach, Die Medizinische Fakultät der Universität Bonn im „Dritten Reich“, München 2006, 201–214.

einer Aussiedlung in gleichwertige bäuerliche Gebiete“ für Bauernfamilien, die in der Heimat nicht mehr genug Platz fanden. Schultz’ Berufung auf den neuen Lehrstuhl für Rassenbiologie in Prag stand im Zusammenhang mit dem Beginn der ‚rassischen Bestandsaufnahme‘ der tschechischen Bevölkerung, einer ‚Rassen-Musterung‘, die sortieren wollte, welche Tschechen als ‚rassisches hochwertig‘ für die Eindeutschung geeignet waren, welche als ‚minderwertig‘ vertrieben und welche einer tödlichen ‚Sonderbehandlung‘ zugeführt werden sollten. Schultz gab diesem gewaltigen Vorhaben nicht nur wissenschaftliche Unterstützung, sondern bildete auch die SS-Rassenexperten für die ‚Eignungsprüfungen‘ aus. 1940/41 war er in führender Stellung an den ‚Rassen-Musterungen‘ in Elsass-Lothringen und der Steiermark beteiligt; und als hochrangiger Experte wirkte er bei der Vorbereitung und Durchführung der rassischen Selektion in Polen, den baltischen Ländern und Teilen der Sowjetunion mit.¹¹⁶ Gewiss reichte bei diesen massenhaften ‚Musterungen‘ während des Krieges die Zeit nicht aus, um in den besetzten Gebieten tausende von Familienrekonstitutionen anzufertigen. Hauptkriterien bei der Germanisierungspolitik waren politische Zuverlässigkeit, Abstammung bis zu den Großeltern und, der Forderung der SS entsprechend, rassische Beurteilung des äußeren Erscheinungsbildes.¹¹⁷

Zumindest in den Augen des Geschäftsführers des Vereins, der das Projekt *Die Ahnen des deutschen Volkes* organisierte, waren hingegen für die Auswahl derjenigen Deutschen, die es wert wären, in den besetzten oder annexierten Gebieten als Bauern angesiedelt zu werden, vollständige Familienrekonstitutionen die einzig zuverlässige Grundlage.¹¹⁸ Im Rheinland arbeitete Wülfrath daran, diesen Grundsatz in der Praxis umzusetzen. Eine Familienrekonstitutionsstudie über den ostfriesischen Ort Moordorf, der im 18. Jahrhundert als Moorkolonie gegründet war, lieferte abschreckendes Material, indem sie zeigte, welche Folgen drohten, wenn die nötige Sorgfalt bei der Auswahl der Siedler vernachlässigt wurde. War die Kolonie ursprünglich unterschiedslos besiedelt worden von allen, die kommen wollten, so hatte sich der von Anfang an starke ‚asoziale‘ Teil der Bevölkerung am meisten fortgepflanzt. Die erbbiologische ‚Minderwertigkeit‘ der örtlichen Bevölkerung zeigte sich in Alkoholismus, Kleinkriminalität und einem hohen Anteil von KPD-Wählern in der Weimarer Republik; es gab sogar einige Opponenten gegen das NS-Regime, die ins Gefängnis oder Konzentrationslager geschickt werden mussten. Nicht zufällig war es der Reichsbauernführer, der die Anregung zu dieser Studie gab.¹¹⁹

116 Wüller, Bauerntum, 125; Heinemann, Rasse, 151–163, 273, 314–319, 367 f., 421, 634 f.; Schnitzler, Soziologie, 193–200.

117 Heinemann, Rasse, 260–303; Fahlbusch/Haar/Pinwinkler (Hg.), Handbuch, 998–1006.

118 Heidt, Realteilung, 46.

119 Horst Rechenbach (Hg.), Moordorf. Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte und zur sozialen Frage, Berlin 1940; vgl. Andreas Wojak, Moordorf. Dichtungen und Wahrheiten über ein ungewöhnliches Dorf in Ostfriesland, Bremen 1992. Allgemein zum Beitrag der biologisch-soziologischen Agrarforschung zur NS-Siedlungspolitik: Willi Oberkrome, Ordnung und Autarkie. Die Geschichte der deutschen Landbauforschung, Agrarökonomie und ländlichen Sozialwissenschaft im Spiegel von Forschungsdienst und DFG (1920–1970), Stuttgart 2009, 196–225.

Schluss

Im Rahmen der völkischen Wissenschaft und der NS-Rassenkunde sind zahlreiche Familienrekonstitutionen entstanden, die als solide Datengrundlage anerkannt wurden, als seit den 1970er Jahren die historische Demographie französischen Typs in Deutschland aufgegriffen wurde.¹²⁰ Darüber hinaus lieferten einige der historisch-demographischen Auswertungen dank sorgfältiger Methodik Ergebnisse, die spätere Sozialhistoriker nutzen konnten.¹²¹ Insofern kann diese Forschungsrichtung als innovativ bezeichnet werden; in einigen Aspekten antizipierte sie Ansätze und Methoden der seit den 1950er Jahren entstandenen historischen Demographie. Doch wäre es wissenschaftsgeschichtlich verfehlt, einen solchen positiven ‚Kern‘ aus seinem problematischen wissenschaftlichen, ideologischen und politischen Zusammenhang herausschälen zu wollen.¹²² Entstanden ist diese Forschungsrichtung als Teil einer völkischen Wissenschaft. Durchgeführt wurden die meisten einschlägigen Studien in enger Verbindung mit rassenkundlichen Untersuchungen; sie sollten diesen eine historische Dimension geben. In ihrer Zwecksetzung wollten die Forschungen der völkischen Ideologie dienen, die Rassenlehre legitimieren und durch das erarbeitete Material zur praktischen Umsetzung der NS-Rassenpolitik beitragen.

Paul-André Rosental hat gezeigt, dass der Aufstieg der auf Familienrekonstitution beruhenden historischen Demographie in den 1950er Jahren aus einer spezifischen Konfiguration von wissenschaftlichen Disziplinen und politischen Interessen zu erklären ist.¹²³ Ich argumentiere, dass es in Deutschland und Österreich während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ebenfalls eine wissenschaftliche und politische Konstellation war, die zur Entstehung von Familienrekonstitution und historischer Demographie führte. Völkische Ideologie und der Aufstieg der Rassenwissenschaften waren Schlüsselfaktoren. So wurden in den 1930er und frühen 1940er Jahren massenhaft Dorfssippenbücher nach einheitlichen Regeln erstellt und vielfach für demographische Analysen ausgewertet. Das Produkt dieser deutschen Konfiguration war jedoch kaum für den Export geeignet und nach dem Ende des Nationalsozialismus nicht überlebensfähig. Beim Neustart der historischen Demographie in Deutschland seit den 1970er Jahren knüpften der Schweizer Arthur E. Imhof und der Amerikaner John Knodel an das inzwischen internationale erfolgreiche französische Modell an, wenn ihnen auch die deutsche Vorgeschichte nicht verborgen blieb.¹²⁴

Weitere Untersuchung verdienen mag die Frage, ob es keinerlei Verbindung zwischen den beiden Phasen und Typen der historischen Demographie gab. Hannes Hyrenius kannte die deutsche Bevölkerungswissenschaft, er zitierte auch eine Familienrekonstitutionsstudie aus der Tübinger Gruppe.¹²⁵ Blieb in Frankreich das deutsche Phänomen völlig unbemerkt?

120 Knodel, Ortssippenbücher; ders., *Demographic Behavior*, 478–480.

121 Siehe Anmerkungen 91 und 93.

122 In diese Richtung geht Weiss, Vorgeschichte; auf S. 298 bemüht er sich, die „bemerkenswerte[n] Leistungen“ und den „bleibenden Gehalt aus einer mehr oder minder vom Zeitgeist geprägten Terminologie herauszufiltern“; vgl. Weiss/Münchow, *Ortsfamilienbücher*, 97–100.

123 Rosental, *L'intelligence*, 223–239.

124 Siehe Anmerkungen 1, 3 und 4.

125 Hyrenius, *Estlands svenska*, 320, zitiert Müller, Schwarzwald.

“Speaking of Families...”

Popular Genealogy and Folklife in the *Pennsylvania Dutchman/Pennsylvania Folklife Magazine* (1949–late 1970s)

Abstract: This essay discusses the role of genealogy in the popular folklore periodical *The Pennsylvania Dutchman*, which was succeeded by the journal *Pennsylvania Folklife*, as an example of a community of practice formed by historians, genealogists, archivists, and folklorists. The magazine can be read as a microcosm that reflected the development of scholarly trends and genealogical practices alike. The example highlights the historical significance of genealogy as a vehicle for connecting to broad, international publics, and the trend of creating and sharing resources that facilitated doing family history as a form of people's history combined with popular folklore. While practitioners cooperated in the creation of resources that were mutually beneficial, their motives were shaped by different and at times conflicting ideological traditions and goals. The development and publication of genealogical resources, including emigrant lists and genealogical indices, served as a common bond that ensured the continuity of the community of practice over several decades, despite these differences and conflicts.

Keywords: Pennsylvania Dutch, folklore, genealogy, racism, heritage tourism, communities of practice

The March 2018 symposium “Populäre Genealogie, Geschichtswissenschaft und Historische Demographie”, the first of the two or three meetings that inspired the publication of this Yearbook, brought together historical demographers, genealogists, archivists, historians, and European ethnologists. The interdisciplinary and inter-professional nature of the symposium reflected the aim of fostering exchanges and collaborations between practitioners in the fields of genealogy, history, archives, and historical demography beyond the event. “Die Zusammenarbeit von Genealogie und Geschichte ist nicht auf wenige wissenschaftliche Fragestellungen mit ihren teils auch vergänglichen Konjunkturen beschränkt; sie hat Zukunft”, wrote the conveners in their call.¹

DOI: 10.25365/rhy-2021-8



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

Katharina Hering, Department of History and Art History, George Mason University, 4400 University Drive, Fairfax, VA 22030, USA, khering@gmu.edu

Acknowledgments: I'm grateful to the two anonymous peer reviewers for their astute criticism and knowledgeable and constructive suggestions for improving my draft of this article. Many thanks to Roland Geiger and to the other attendees of the 2018 Münster workshop for inspiration and collegiality, and to Elisabeth Timm, Georg Fertig, Martin Bauer and the rest of the RHY editorial team for their patience and support.

1 Link to the Call: <https://www.hsozkult.de/event/id/event-85732> (22 October 2021). The Münster meeting was followed by one hosted in Sion and Le Châble in 2019 and a planned one in Halle 2020, aborted due to the pandemic. All three focused on issues of cooperation between archivists, historians, and citizen scholars.

Calls for closer collaboration between genealogists and academic scholars, including historians, are not new. In their 1986 article *Historians and Genealogists: An Emerging Community of Interest*, Robert Taylor and Ralph Crandall traced the diverging paths and divides between genealogists, local historians and academic historians to the late nineteenth century, when academic history became professionalized.² “Detached from one another’s scholarship, the academic historian, the local historian and the genealogist pursued their chosen specialties, generally disregarding the interdependence of institutions, community, and family”, they wrote. Taylor and Crandall, who were both working at historical societies at the time (Taylor at the Indiana Historical Society and Crandall at the New England Historic Genealogical Society) wrote that these divisions began to break down in the 1960s and 1970s with the development of the new social history, which reinvigorated and introduced new questions to the study of families in their community context. Highlighting the experiences of genealogists with collecting and interpreting local records and the data about individuals they contain, the authors identified family reconstitutions as one major area that called for closer collaborations between historians and genealogists. Early on, these authors identified computers as a third party and bridge that could facilitate and catalyse collaborative projects, such as the development of joint data sets based on local records.³

While popular genealogists and historical demographers have been partnering for a long time, collaborations between academic historians and genealogists continue to be relatively rare, despite these older and more recent appeals to recognize common interests. The symposium was thus an unusual event. Unusual was not only the interdisciplinary approach but also the effort to provide a space where all participants, academics, professional genealogists, and historical and genealogical enthusiasts, could meet at the same level. While folklorists or European ethnologists were not explicitly mentioned in the call, it was telling that the department of folklore studies (*Volkskunde*) provided the physical space for the meeting. Indeed, folklorists or European ethnologists have played an important role facilitating the development of collaborative partnerships in the study of family history.

By focusing on the role of genealogy in the popular folklore periodical *The Pennsylvania Dutchman*, which was succeeded by the journal *Pennsylvania Folklife*, this article focuses on a past example of a community of practice formed by historians, genealogists, archivists, and folklorists. The magazine can be read as a microcosm that reflected the development of scholarly trends and historical practices alike. While practitioners cooperated in the creation of resources that were mutually beneficial, their motives were shaped by different and at times conflicting ideological traditions and goals. The development and publication of genealogical resources served as a common bond that ensured the continuity of the community of practice over several decades, despite these differences and conflicts.

The magazine, which was published in different incarnations from 1949 until 1997, offers a fascinating perspective on genealogy promoted and practiced in the context of popular

2 Robert M. Taylor/Ralph J. Crandall, Historians and Genealogists: An Emerging Community of Interest, in: Taylor/Crandall (eds.), *Generations and Change: Genealogical Perspectives in Social History*, Macon, GA 1986, 3–27.

3 Taylor/Crandall (eds.), *Generations and Change*, 15. See also: Samuel Hays, *History and Genealogy: Patterns of Change and Prospects for Cooperation*, in: Taylor/Crandall (eds.), *Generations and Change*, 26–51.

folklife studies.⁴ The editorial continuity and relatively long publication history of almost 50 years offers the possibility of taking a longer view on the development of popular and academic practices and changing theoretical frameworks alike. Intended as a contribution to an ongoing discussion rather than as a comprehensive essay, this article discusses some of the possible motives driving the establishment of the folk-genealogical community of practice in the context of the journal.⁵ Which motives and interests inspired academics and enthusiasts, folklore scholars and genealogists, Pennsylvania Germans and Germans, to exchange genealogical knowledge in the journal? Which motives, interests and practices united them, and which issues led to frictions and conflicts? Can this historical example inform the development of more recent communities of practice and interest that are developing collaborative projects in family history?

The Pennsylvania Dutch Folklore Center at Franklin & Marshall College

In 1948, Franklin & Marshall College (F&M), a liberal arts college in Lancaster, Pennsylvania, established the first “Department of American Folklore” in the United States, chaired by Professor Alfred Shoemaker. The college had traditional ties to Pennsylvania Dutch cultural institutions and communities in the region and was committed to fostering Pennsylvania Dutch scholarship. The establishment of the department was part of this larger effort, wrote Simon Bronner in his history of the department.⁶ The acquisition of a large collection of Pennsylvaniana in the 1940s, including a rare collection of Pennsylvania Dutch Fraktur publications (the Unger-Bassler collection), was a major contribution to the institutionalization of Pennsylvania Dutch scholarship at the college.⁷ Professor J. William Frey, a linguist specializing in the Pennsylvania German dialect, helped with the acquisition. Frey knew Shoemaker, who was tasked to work with the collection, in addition to his teaching responsibilities. In 1949, Don Yoder, a F&M alum, who had received his PhD in Religious Studies from the University of Chicago in 1947, was hired as an instructor at the college’s Religion Department. In the

4 F&M’s collection of *The Pennsylvania Dutchman* has been digitized and is available online: <https://digital.fandm.edu/collections/pennsylvania-dutchman-periodical-collection> (22 October 2021). Subsequent volumes of *The Pennsylvania Dutchman*, and *Pennsylvania Folklife*, are available through Ursinus College Digital Commons: <https://digitalcommons.ursinus.edu/dutchmanmag/> (22 October 2021). Thanks to Christopher Raab, F&M Special Collections and Archives, for his knowledgeable advice and assistance.

5 The concept of a community of practice is informed by Theodor Schatzki’s definition: “A central core, moreover, of practice theorists conceives of practices as embodied, materially mediated arrays of human activity centrally organized around shared practical understanding.” Theodore Schatzki, Introduction: Practice Theory, in: Eike von Savigny/Karin Knorr-Cetina/Theodore Schatzki (eds.), *The Practice Turn in Contemporary Theory*, Milton Park/Abingdon 2001, 1–14, 11.

6 Simon Bronner, A Prophetic Vision of Public and Academic Folklife: Alfred Shoemaker and America’s First Department for Folklife, in: *The Folklore Historian* 8 (1991), 38–55. See also: Simon Bronner, Following Tradition. Folklore in the Discourse of American Culture, Logan, UT 1998, especially 266–312.

7 Bronner, Prophetic Vision, 40. See the finding aid for the collection, which was relocated to Ursinus College: <https://www.ursinus.edu/library/archives-special-collections/pennsylvania-folklife-society-collection/> (22 October 2021).

same year, Shoemaker, Frey and Yoder, joined to establish the Pennsylvania Dutch Folklore Center at F&M, a scholarly centre with an explicitly public and applied focus to disseminate knowledge about Pennsylvania Dutch folk culture.

Figure 1: Alfred Shoemaker in front of *The Pennsylvania Dutchman* editorial offices at F&M



Source: The Oriflamme, published by the Senior Class of 1950, Franklin & Marshall College, Lancaster, Pa., 1950, n.p. [29], <https://digital.fandm.edu/object/scholars-square7437> (22.10.2021).

Shoemaker was a colourful figure, who had not only studied at several colleges and universities in the US but had also spent a year in Munich in 1932/33⁸ and in 1935/36 in Heidelberg, Lund, and Uppsala.⁹ He finished his PhD on the Pennsylvania German dialect of an Amish Community in Illinois at the University of Illinois in 1940. Based on his knowledge of German, he served as an officer for the US Army during World War II, where he worked for the counter-intelligence unit. Based on accounts from people who knew him, his war experiences were so traumatic that he became a pacifist.¹⁰ Inspired by folklore institutions in Europe he had visited and studied after the war, including centres in Ireland and Sweden, he developed a broad, ethnological approach to folklife studies: "In addition to popular oral literature and popular beliefs and practices, folklore for us includes a study of our folk customs, games and pastimes, folk medicine, *alda weiverglawva*, folk art, crafts, cookery, farms and farming and tradition – both historical and mythological", he wrote.¹¹

8 Ausweiskarte Universität München, Alfred Shoemaker, Wintersemester 32/33 and Sommersemester 1933, Franklin & Marshall College, Shadec-Fackenthal Library, Archives & Special Collections, College Archives, Records of the Folklore Department, 10/34, box 1.

9 So far, I was unable to determine exactly where Shoemaker studied in the mid 1930s. Passenger lists submitted to US Immigration document that he re-entered the United States on 8 May 1936 on a ship that embarked from Hamburg. List of US Citizens for the Immigration Authorities arriving at port of New York 8 May 1936, v. 12475-12476 7-10 May 1936 (NARA Series T715, Roll 5799), digitized and available at www.familysearch.org. The information is based on Bronner, Prophetic Vision, 42.

10 Bronner, Prophetic Vision, 42. See also: Ron Devlin, Founder of Kutztown Folk Festival vanished in mid-1960s, but his legacy lives on, *Reading Eagle*, 27 June 2009, <https://perma.cc/HEB6-KXVF> (22 October 2021).

11 Alfred Shoemaker, Pennsylvania Dutch Folklore, in: *The Pennsylvania Dutchman* 1/1 (5 May 1949), 1.

The creation of the department aimed to “signal the academic respectability of folklore in the United States”, wrote Bronner.¹² At the same time, inspired by his studies of and visits to folklore institutions in Europe, such as the Irish Folklore Commission, Shoemaker promoted folklore as a public and popular pursuit through festivals, outdoor museums, the establishment of a library and archive, and publications.¹³ The development of the Pennsylvania Dutch Folklore Center at Franklin & Marshall College as the public-facing component of the folklore department was one important step towards implementing that goal.¹⁴

The main goals of the centre, which was conceptualized as a privately funded institution with its own library affiliated with the college, were “1) to collect, 2) to catalog, and 3) to disseminate information on the folk-culture of the Pennsylvania-Dutch country”¹⁵. The centre had an ambitious goal to collect all major publications on Pennsylvania Dutch culture: “We want to collect a copy of every Pennsylvania Dutch family history, of every dialect book [...]. We want old German and English newspapers and periodicals. And above all, we want a copy of every book, pamphlet, broadside printed on the Pennsylvania German presses.”¹⁶ Modelled after “crowdsourcing” projects initiated by the Irish Folklore Commission, the scholars also embarked on a major collecting project and disseminated questionnaires to capture popular knowledge about folk beliefs and practices.¹⁷

In addition, the centre initiated major cataloguing projects, indexing not only the imprints in the Unger-Bassler collection (by date, place, and printer) but also recording all personal and family names in the major Pennsylvania Dutch periodicals published since the late nineteenth century, such as the *Proceedings of the Pennsylvania German Society*. The major focus of the centre, however, was to disseminate knowledge about Pennsylvania Dutch culture to the public. In 1950, the centre began organizing the popular Pennsylvania Dutch Folklore festival in Kutztown, which continues to exist today as a major regional tourist attraction.¹⁸ The folk festival also served as the major fundraiser for the centre. The publication of the *Pennsylvania Dutchman* in 1949 as a popular folklore magazine was key to the centre’s dissemination initiatives, as were the publication of pamphlets and folksong anthologies. Shoemaker also hosted a weekly radio programme and a weekly dialect TV show.¹⁹

“Speaking of Families”: The Genealogy Section in the *Pennsylvania Dutchman*

The *Pennsylvania Dutchman*, co-edited by Yoder, Shoemaker, and Frey, reflected the scholars’ specific interests as well as their populist approach. “We don’t want THE PENNSYLVANIA DUTCHMAN to be a bit academic. Heaven forbid!” wrote Shoemaker in his first column,

12 Bronner, Prophetic Vision, 44.

13 Ibid. See also: The Pennsylvania Dutchman 1/1 (5 May 1949), 1.

14 Bronner, Prophetic Vision, 44.

15 Alfred L. Shoemaker, The Last Five Years, in: The Pennsylvania Dutchman 5/15 (1 April 1954), 3.

16 Alfred L. Shoemaker, A Crying Need, in: The Pennsylvania Dutchman 1/4 (26 May 1949), 4.

17 Alfred L. Shoemaker, Folklore Questionnaire, in: The Pennsylvania Dutchman 1/2 (12 May 1949), 3.

18 Kutztown Folk Festival website, <https://www.kutztownfestival.com/> (14 September 2021).

19 Shoemaker, The Last Five Years, 6.

apologizing for his somewhat academic definition of “folklore as the study of the material and intellectual culture of tradition-bound elements in our present societies”.²⁰ Shoemaker was in charge of the magazine’s folklore department, and edited a page titled “The Folklore Center and You”, Frey edited the Pennsylvania Dutch language pages “Kannst Du Deitsch Schwetza?” and Don Yoder was in charge of the regional history and genealogy pages “The Dutchland – Past and Present” and “Speaking of Families”.

Figure 2: Publication details and photo of the three editors Don Yoder, William Frey and Alfred Shoemaker in the first edition of *The Pennsylvania Dutchman*

The Pennsylvania Dutchman

Published every week
by the
**Pennsylvania Dutch Folklore Center,
Inc.**

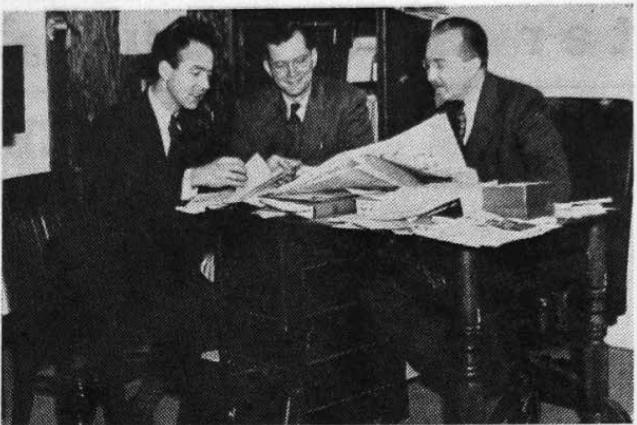
Fackenthal Library, Franklin and Marshall College, Lancaster, Pennsylvania

Editors:

- DR. ALFRED L. SHOEMAKER
Folklore, Arts, Crafts
- DR. DONALD H. YODER
History, Religion, Genealogy
- DR. J. WILLIAM FREY
Dialect, Literature, Music

Business Manager: J. William Frey
Treasurer: Donald M. Mylin
Advertising Manager: Paul W. Rhoads

SUBSCRIPTION RATES: \$3.00 per year (52 issues), payable in advance by mail. Make checks payable to the Pennsylvania Dutch Folklore Center, Inc. Single copies: 15 cents each.



Three Dutchmen hard at work on THE PENNSYLVANIA DUTCHMAN—
Frey, Yoder and Shoemaker

Source: *The Pennsylvania Dutchman* 1/1 (5 May 1949), 4.

The *Pennsylvania Dutchman* began ambitiously as a weekly publication with 12,000 subscribers but shifted to a biweekly and then monthly publication schedule by the fall of 1949. By 1952, the number of subscriptions had dropped to 3,500. After an interim phase, when the magazine was published quarterly under the name of “Dutchman”, the editors reconceptualized the journal by 1957 and changed its name to *Pennsylvania Folklife*, reflecting an ongoing debate and intellectual shift to broaden the focus on “Pennsylvania folk-culture in its totality” including “Scotch-Irish, Quaker, Welsh, 19th Century Coal Region and other sub-cultures”.²¹

“Speaking of Families”, the magazine’s genealogy section edited by Don Yoder, was a core component of the *Pennsylvania Dutchman*. In the pages, Yoder featured printed historical sources, emigrant lists, stories, and notes and queries. In a five-year survey of the genealogical department, Yoder reported that genealogical queries topped all other research inquiries

20 Shoemaker, Pennsylvania Dutch Folklore, 1.

21 Don Yoder, The Folklife Studies Movement, *Pennsylvania Folklife* 13/3 (July 1963), 53–54. Also printed in: Don Yoder, Discovering American Folklife: Essays on Folk Life and the Pennsylvania Dutch, Mechanicsburg, PA, 1991; see also: Don Yoder, Pennsylvania German Folklore Research: A Historical Analysis, in: Glenn Gilbert (ed.), *The German Language in America: A Symposium*, Austin/London 1971, 70–105.

at the centre.²² The section responded to popular demand and was a key component of the centre's outreach initiatives. Yoder also had a strong personal interest in genealogy, which he pursued as a hobby in conjunction with his scholarly work. As a folklife scholar, he considered genealogy as one way of collecting traditions from "ordinary people" in a variety of ways, including oral traditions, written genealogies, manuscripts, letters, local records, and material culture.²³

Figure 3: The Speaking of Families section, 19 May 1949

PAGE SIX

Speaking of Families Edited by DON YODER

SOME NOTES ON VALENTIN ALT

by NELL W. REESER, York, Pennsylvania

The American history of the VALENTIN ALT family started at Philadelphia, October 1755, when the ship of Allgemeine at the Courthouse after arrived from Europe on the ship Derry. He established at his house in the FAULKNER SWAMP area of what is now Montgomery County, Pa., but in 1755 he removed to York County, where he died, in York Township, between July 14, 1755, and January 19, 1756.

He left eight living children, at least three others having died previously. His second wife, the mother of eight children, survived him. Of the surviving offspring, six have been traced to descendants in America, all six married through several generations.

These descendants have been located by one researcher in Alabama, Arkansas, California, Colorado, District of Columbia, Florida, Illinois, Indiana, Iowa, Kansas, Maryland, Massachusetts, Michigan, Minnesota, Mississippi, Missouri, Nebraska, New York, Ohio, Oklahoma, Pennsylvania, Texas, Washington, and Wisconsin. One suspects that perhaps all the other states and the territories might furnish evidence of members of the relationship in each of them.

The Family Name

In the earliest American records, the name is ALT and the script German. The descendants who went to Western Pennsylvania seem as have spelled the name AULT, sometimes in German script, sometimes in English, apparently as they learned it as their local York County. The last member of the family in York County, ADAM,

moderately successful farmers. One of the third generation became a celebrated organ-builder and cabinet-maker. In the fourth generation these were two ministers of the Gospel, one of the United Brethren Church.

Education

The emigrant VALENTIN ALT could write and, since he owned books, he presumably could read. The names of his wife, his wife and of his sons FREDERICK and HENRY, like books among the items. That the three youngest could write is seen in their autographs on various documents, and their indorsements reveal that they are taught to do so well.

VALENTIN ALT, Jr., the son of the emigrant, was also to be taught "Arithmetick as far as the rule of three gives."

War Service

Four of VALENTIN ALT's sons—JACOB, HENRY, CONRAD, and VALENTIN, were listed in the York County Militia during the Revolutionary War. A fifth son, FREDERICK, appears in the militia lists for Washington County, Pa.

NOTES AND QUERIES

WHAT WE WANT IN THE "Speaking of Families" page is to make it a clearing house for all kinds of family history information. We can do this ONLY WITH YOUR help. Reader! Will you send us sketches of your Pennsylvania Dutch ancestral families? Or tell us know what lineage you are working on? Please tell us all the information you need to complete your family trees. In that way we can perhaps help you, for one of our readers who sent you a QUERY may turn up with just the right answer. If you have a question, RAPIDLY write to us. We will record you as looking for us. REMEMBER to send us your QUERIES whenever they come up!

A New Emigrant List

If you are tracing your family history, any information on the European birthplaces of your emigrant ancestors, in particular the most recent several important lists of Pennsylvania Dutch emigrants of the eighteenth century have come to light. The following list includes the names of some emigrant pioneers who came to this country during and after the American Revolution. Most of these arrived via the British route, but many came by the frontier routes and many more of the Dutchland, decided to become American. The list appears, in German, in the early Allemannic weekly newspaper, *Der Friedens-Bote*, ("The Message of Peace"), for June 17, 1825.

Who Are These People?

The following persons are herewith listed, as far as known, in order to let us know their present place of residence, since we have important news concerning them from their Fatherland. If any of them should no longer be alive, then fuller particulars about them, as well as about their land and property, would be welcome to us.

1) Conrad Ecker, of Gersheim, was a legal certified Dutch Certificate, in session for the costs incurred thereby, will be graciously revised by the GERMAN EUROPEAN COMMISSION AND RECORDING OFFICE in Philadelphia.

2) Jacob Fehrsdorff and Jakob Georg Fehrsdorff, from Württemberg, went to America in the year 1727 or 1728.

3) [——] Meyer, from Frankfurt-on-Main, went to America in the year 1730.

4) Jakob Adam Trautman, from Schleiden, went to America in the year 1726.

5) Conrad Ecker, of Gersheim, went to America in year 1730.

6) Faustus Kastorius, butcher, of Johann Peter Weber, from Radolfzell, went to America in the year 1726.

7) George Michael Goettin, from Hedingen, went to America in 1726.

8) Friedrich Kreuter, from Hedingen, wagoner, went to America in 1726.

9) Nicholas Guller, from Harshausen, went to America as a soldier in the year 1726.

10) Johann Matthias Class, from Ulm, went to America in the year 1801.

11) Joseph Kaiser, from Limburg, glassmaker, went to America in the year 1727.

12) Philipp Heinrich Hassel, Johann Adam Hassel, and Johann Friedrich Hassel, three brothers, from Maroldsweisach, 1717.

13) Philipp Kochel, from Oberweissbach.

14) Jacob Kuhn, from Höchstädt.

15) Johann David Golemer, from Frankfurt-on-Main.

16) Johann Philipp Fischer, from Cölln, went to America in the year 1810, wedged with Mr. H. L. Rea, Philadelphia.

21) [——] Lucius, preacher, immigrated to Cheshire, N. H.

22) Georg Ludwig Gold, from Worms,

Source: The Pennsylvania Dutchman 1/3 (19 May 1949), 6.

The genealogical focus also drove many of the centre's collecting and indexing projects. By 1954, the centre, supported by two administrative assistants, had compiled a genealogical index of several hundred thousand cards of genealogical materials printed in the major Pennsylvania German periodicals, including the *Proceedings of the Pennsylvania German Society* and the *Yearbook of the Pennsylvania German Folklore Society*. Yoder maintained and developed a network of correspondents in Europe, especially in Germany, and regularly edited and translated lists of emigrants from German-speaking regions to colonial Pennsylvania the German researchers had compiled. The publication of the lists in the *Pennsylvania Dutchman*

22 Don Yoder, Our Genealogical Department: A Five Years' Survey 1949–1954, in: The Pennsylvania Dutchman 5/15 (1 April 1954), 2.

23 For example, an article on the family history told by a dower chest: "Fogelsonger of Shippensburg", in: The Pennsylvania Dutchman 1/7 (16 June 1949), 6. The information is also based on a phone conversation by the author with Don Yoder on 1 July 2008.

143

and *Pennsylvania Folklife* met an increasing popular demand for genealogical information about families of immigrant ancestors on the continent. Yoder hoped to “build a cultural bridge between America and Europe”, which was reinforced by the “Pennsylvania Dutch Tours of Europe”, which Yoder organized and led beginning in 1951.²⁴ Overall, Yoder hoped

“to make the Center a clearing house for all genealogical information on Pennsylvania families, primarily but not exclusively those of German, Swiss and Austrian origin – for most Pennsylvania genealogists are interested in Scotch-Irish and Quaker and other strains besides the Pennsylvania Dutch.”²⁵

In the article, Yoder also shared his plans for organizing a “National Chapter of Pennsylvania Dutch Genealogists”, including a new publication, specializing in source materials, emigrant lists, church registers, and articles and queries. While these plans did not materialize at the time, similar groups were established later, like the *Palatines to America German Genealogy Society*, founded in 1975.

Yoder highlighted the value of genealogies as important sources for information about folk culture, valuable for family members and folklife scholars alike. Printed genealogies such as the *History of the Shuey Family in America*, written by a young Reformed minister and published in 1876, often included extensive information about naming traditions and systems, family traditions and beliefs, relationships between family members in different generations, architecture, cookery, witchcraft, and language.²⁶ These genealogies also frequently included printed sources, such as wills and inventories, which offered insights into inheritance practices, farming tools, household organization, and other aspects of social history. Recognizing the value of genealogies as source material, the Pennsylvania Folklife Society, the successor to the Pennsylvania Dutch Folklore Center that published the *Pennsylvania Folklife* magazine beginning in 1957/58, initiated a major indexing project of printed genealogies of Pennsylvania families located at major repositories including the Historical Society of Pennsylvania in the mid-1960s.²⁷

Don Yoder conceived the Dutchman’s genealogy section as an essential part of the Folklore Center’s outreach initiatives. The section met popular demand, drew visitors to the centre, and attracted readers to the *Pennsylvania Dutchman*. While Shoemaker himself did not appear to have been as interested in genealogy as Yoder, the centre, driven by its populist approach to folklore studies, offered a welcoming home to genealogists. The Notes and Queries, which were a common and popular feature in many genealogical magazines and newspapers, offered a particularly attractive interactive component and bonded the readership to the publication

24 Don Yoder, Our Genealogical Department, 2.

25 Ibid. On the origins and development of genealogy in the United States, see François Weil, *Family Trees: A History of Genealogy in America*, Cambridge, MA, 2013; Francesca Morgan, *Lineage as Capital: Genealogy in Antebellum New England*, in: *New England Quarterly* 83 (2010), 250–282; Francesca Morgan, *A Nation of Descendants: Politics and the Practice of Genealogy in the United States*, Chapel Hill 2021. See also on the history of Pennsylvania German family history: Katharina Hering, ‘We Are All Makers of History’: People and Publics in the Practice of Pennsylvania German Family History, 1891–1966, PhD thesis, George Mason University, Washington DC 2009.

26 Don Yoder, Genealogy and Folk Culture, in: *Pennsylvania Folklife* 15/1 (fall 1965), 24–29.

27 Ibid.

by encouraging them to submit and respond to genealogical inquiries. For Shoemaker, family history was an aspect of folk knowledge that he encouraged collecting through questionnaires and oral interviews.²⁸ Collecting oral traditions, in particular, was a methodology that connected Shoemaker's "science of folklore" with authors and readers interested in family history. In a column directed at teachers, Shoemaker wrote:

"Why not occasionally send the students out into the living past, to old men and women, to collect – not the skeletons of a few so-called 'great' men – but rather to collect from living lips, grown old with traditional knowledge, the story of men and women who have contributed to building up our country."²⁹

"Pennsylvania Dutch CAN NOT have anything to do with blood": Challenging racist definitions of cultural heritage

While the centre's genealogical initiatives built on Pennsylvania German genealogical traditions, Yoder and Shoemaker explicitly distinguished the ideological framework of their work from racist ideologies and genealogical practices that were promoted by patriotic hereditary societies that contributed to the popularization of genealogy in the late nineteenth century, including the Pennsylvania German Society, established in 1891. Shoemaker and Yoder emphasized their commitment to studying Pennsylvania folk culture as a "hybrid", while disassociating their definition of folk heritage from biological descent. At the same time, they criticized the racist foundations of genealogical work promoted by the Pennsylvania German Society. The conflict, which also played out on the pages of the *Pennsylvania Dutchman*, highlights that this community of shared practices included many people with at times conflicting motives, ideologies, and traditions.

The hereditary Pennsylvania German Society, established in 1891, was modelled after other exclusive hereditary societies like the Sons of the American Revolution (SAR, established in 1889), and Daughters of the American Revolution (DAR, established in 1890) that required proof of lineal descent from an ancestor who served in or supported the Revolutionary War. The establishment of hereditary societies in the late nineteenth century was catalysed by patriotic celebrations, especially by the centennial celebrations in 1876, which emphasized national unity after the Civil War. Hereditary societies contributed to the popularization of genealogy as a hobby and public pursuit in the United States. While public genealogical practice was initially dominated by New England genealogists and historians, people and groups who traced their descent to a wider variety of predominantly Protestant colonial settlers – categorized as English, Welsh, Scots Irish, Dutch, Huguenot, or Pennsylva-

28 As an example of the type of tradition that Shoemaker encouraged collecting: Ralph R. Leh, Recollections About My Grandmother (Collectanea, edited by Alfred Shoemaker), in: Pennsylvania Folklife 11/2 (fall 1960), 47–48, 47.

29 Alfred Shoemaker, To Teachers, in: The Pennsylvania Dutchman 1/1 (5 May 1949), 4.

nia German – began to pursue genealogy as a public practice, while legitimizing their claims to be part of the old stock.³⁰

In contrast with and opposition to the dominant, hereditary definition of heritage promoted by the Pennsylvania German Society, Shoemaker, Yoder, and Frey warned against associating Pennsylvania Dutch heritage with race and racism. In a frontpage article in the *Pennsylvania Dutchman* in 1951, most likely in response to the outbreak of the Korean War, Alfred Shoemaker wrote:

“My fellow co-editors, Bill Frey and Don Yoder, have from the very start insisted, as have I, that Pennsylvania Dutch CAN NOT have anything to do with blood. Pennsylvania Dutch to us means regional cookery and architecture, it means popular art and oral literature. In other words, a FOLK CULTURE. We have never at any time permitted even the suggestion of racism. [...] OUR ONE AND ONLY PURPOSE IS TO STUDY AS OBJECTIVELY AS WE KNOW OUR PENNSYLVANIA FOLKLORE.”³¹

In the same piece, Shoemaker criticized the hereditary membership requirement of the Pennsylvania German Society. At the time of its founding in 1891, the Society “consisted of nothing but a bunch of intolerable Germanophiles with a strong DAR-SAR complex”, he wrote.³² He threatened his resignation from the Society, unless it abolished the hereditary membership requirement and changed its name from “Pennsylvania German” to “Pennsylvania Dutch”. But even the term “Pennsylvania Dutch folk culture” should be used sparingly, he suggested, and instead people should refer to themselves first and foremost as “Pennsylvanians” and to Pennsylvanian folk culture.³³

In a speech at the first Pennsylvania Folklife conference in 1951, an academic conference organized by the Pennsylvania Dutch Folklore Center, Don Yoder, along similar lines, criticized the societies which required “dated blood” as a membership condition, including the Pennsylvania German Society, the Scotch-Irish Society, and the Huguenot Society.³⁴ In his view, the publications of the Pennsylvania German Society “had an unfortunate racialist ring” well into the twentieth century, and histories issued in early years of the century “were notably blood and race conscious”.³⁵ He then appealed to his audience to “realize that in our world the road of racialism, even the cultural separatism based on race, can only lead to disaster”.³⁶ Instead, he emphasized that “Pennsylvania is a true melting pot of America”, and that the people and the culture of Pennsylvania were a “hybrid”. This hybrid Pennsylvania folk culture,

30 Weil, Family Trees; Morgan, Lineage as Capital; Karin Wulf, ‘Of the Old Stock’: Quakerism and Transatlantic Genealogies in British America, in: Carole Shammas/Elizabeth Mancke (eds.), *The Creation of the British Atlantic World*, Baltimore 1995, 304–320.

31 Alfred Shoemaker, The Year of the Decision in Southeastern Pennsylvania, in: *The Pennsylvania Dutchman* 2/20 (15 March 1951), 1.

32 Ibid.

33 Ibid.

34 Don Yoder, Let’s Take Our Blinders Off! An Address delivered before the first Pennsylvania Folk Life conference, F&M College, March 31, 1951, in: *The Pennsylvania Dutchman* 3/1 (1 May 1951), 1, 5–6.

35 Ibid., 5.

36 Ibid., 5.

he suggested, should be a main object for Pennsylvania folklife studies.³⁷ Their approach to the study of folklife in Pennsylvania was shaped by a specific version of “Pennsylvania pluralism” (Russell Kazal), the idea that ethnic, cultural, and religious diversity in Pennsylvania during the colonial period provided a model for the nation.³⁸

Shoemaker’s and Yoder’s appeals were met with considerable backlash from the readership and Pennsylvania German heritage community. “Every invective of the English language has been hurled against me as a result of my article”, reported Alfred Shoemaker.³⁹ Their appeals reflected contemporary challenges to the concept of race during and after World War II, a time when the “intellectual reworking of race reached its zenith” as Matthew Frye Jacobson wrote. Anthropologists Ashley Montagu, Ruth Benedict, and biologist Julian Huxley called for the eradication of the category of race altogether as a determinant of human character and difference.⁴⁰ While not entirely abandoning the concept of race, a series of UNESCO statements emphasized that there was no such thing as a “pure race”, and that cultural differences were not based on heredity.⁴¹ While Shoemaker and Yoder did not refer to the anthropological debates or to the UNESCO statements, their rejection of any association of cultural heritage with race nonetheless mirrored these interventions and debates. Rather than a hereditary definition of heritage, the scholars promoted a definition of heritage determined by environment and culture and expressed through folklore.

Sharing genealogical practices across the Atlantic

Yoder’s and Shoemaker’s direct challenge of the racist and nativist traditions that had dominated Pennsylvania German genealogical practice up to this time was unusual, and I have not found any evidence of a similar criticism or conflict in any Pennsylvania German historical or genealogical periodicals at the time. Considering the backlash they encountered from their readership, it is remarkable that the genealogical pages of the Pennsylvania Dutchman continued to be compiled and published as before. This continuity highlights the significance of the creation of joint resources as a shared practice. The resources that readers and scholars created on an ongoing basis, including emigrant lists, indices of genealogical materials from the *Proceedings of the Pennsylvania German Society* and the *Yearbook of the Pennsylvania German Folklore Society*, or the indexing project of printed genealogies of Pennsylvania families located at major repositories, as well as personal contacts that were facilitated through the centre’s programmes and publications, played an important role in integrating different genealogical communities based on a shared understanding of genealogical practice.

This tendency was even more prominent in the partnership between the collaboration between the Pennsylvania Dutch Folklore Center, especially Don Yoder, and a group of German genealogists from the German Palatinate region. During a visit to the Palatinate in

37 Ibid., 6.

38 Russell A Kazal, The Lost World of Pennsylvania Pluralism: Immigrants, Regions, and the Early Origins of Pluralist Ideologies in America, in: *Journal of American Ethnic History* 27/3 (2008), 7–42.

39 Alfred Shoemaker, The People Yes, in: *The Pennsylvania Dutchman* 3/1 (1 May 1951), 2.

40 Matthew Frye Jacobson, Whiteness of a Different Color: European Immigrants and the Alchemy of Race, Cambridge, MA 1998, 99–103.

41 Ibid., 102.

Figure 4: Emigrant lists, contributed by Fritz Braun, 1 March 1954

18th Century Palatine Emigrants from
The Ludwigshafen Area

By DR. FRITZ BRAUN
Kaiserslautern, Germany

Following our interest in determining the European homes of our Pennsylvania emigrant pioneers, we publish here a list of Palatine emigrants who came to Pennsylvania in the 18th Century, translated from Dr. Fritz Braun, "Auswanderung aus dem heutigen Stadtgebiet von Ludwigshafen am Rhein im 18. Jahrhundert," from *Heimatstelle Pfalz-Mitteilungen zur Wandergeschichte der Pfälzer*, Series 5 (1953), pp. 25-31. We have not included in this list the emigrants who moved eastward into Eastern Europe into the German settlements in Galicia, the Banat, the Batschka, nor the few who came to French Guiana.—D.Y.

1. Beyer, Catharina, daughter of Adam and Maria Beyer of Oppau, married April 1719, Conrad Wetzeli, born 1697 in "Waldsiefer," emigrated 1720 or earlier to Pennsylvania.

2. Beroth, Franz Ludwig, from Oppau, born circa 1699, died York County, Pennsylvania, August 1778, married before 1732, Susanna [—], Reformed, came to Pennsylvania on the Ship *Winter Gaffey*, September 5, 1738. The family were Moravians and lived for awhile at Bethlehem, Pa., with branches in York County and North Carolina.

3. Büttner (Bittner), (Johann) Caspar, Lutheran, married at Maudach, June 14, 1729, Maria Elisabetha Münnich, daughter of Jean Noe München of Darmstadt and wife Johanna. Arrived at Philadelphia on the Ship *Thistle* of Glasgow, August 29, 1730. On the same ship was Johannes Munch (Hans Minigh), the father-in-law. In 1763-4 Peter Büttner of Maudach emigrated to Cayenne in French Guiana. From the Darmstadt Church Registers, furnished by Dr. Eyslein.

**Palatines on the Ship
"Thistle of Glasgow" (1730)**
By DR. FRITZ BRAUN

4. Eickert, Christian, from Oppau, a Mennonite, received permission gratis in 1752 to emigrate to Nova Scotia, with wife and two children. From the *Neustadter Oberamtsprotokolle* (Protocols of the District of Neustadt), Palatine State Archives, Speyer, furnished by Dr. Friedrich Krebs.

5. Glotz, Heinrich, of Oppau, who appears in records of 1752 as wanting to go to Pennsylvania, was "manumitted gratis on account of his having no property." From the *Neustadter Oberamtsprotokolle*.

6. Hergot (Hergedt), Johann Peter, citizen of Oggersheim, received in 1750 permission to emigrate to Pennsylvania, with his wife and children. This was granted upon payment of 60 florins tax plus 30 florins for his step-son, Christoph Braun. They arrived at Philadelphia on the Ship *Two Brothers*, August 28, 1750. On the same ship was Balthasar Löffel (Löfller), q.v., also of Oggersheim. From the *Neustadter Oberamtsprotokolle*.

7. Jäschkin, Friedrich, and wife, of Edigheim, received permission in 1764, upon payment of the "Tenth Penny or Tithe," to emigrate to Pennsylvania, and arrived at Philadelphia on the Ship *Britannia*, September 26, 1764. From the *Neustadter Oberamtsprotokolle*.

8. Kepler, Simon, of Oggersheim, emigrated to America in 1754, arriving in Philadelphia on the Ship *Nancy*, September 14, 1754. In 1773 he petitioned for the remittance of his inheritance, which was granted after paying a double portion of the Tithe. From the *Neustadter Oberamtsprotokolle*.

9. Loeffel (Loeffler), Balthasar, of Oggersheim, received permission in 1750 to emigrate to Pennsylvania, on paying 19 florins for the Tithe. He arrived at Philadelphia on the Ship *Two Brothers*, August 28, 1750, with Johann Peter Hergot (q.v.). From the *Neustadter Oberamtsprotokolle*.

10. Niecke (Nick), Anna Regine, born at Rheiingenheim, April 22, 1737, died at Lititz, Pennsylvania, March 10, 1768. For seven years she was in service in the *Festenmacher Family* (from Meisenheim) in Lititz, Pennsylvania.

11. Reuther, Anna Margaretha, of Oppau, daughter of Hans Jacob Reuther, married Abraham Reiber of Sandhofen, arrived at Philadelphia on the Ship *Dragon*, October 17, 1749. The Reiber Family settled in Gothenhoppen, Pennsylvania, in the house of *Hans Bauer*, and inquired after the family of *Franz Ludwig Beroth* (q.v.), according to Anita L. Eyster, "Notices by German Settlers in German Newspapers," *Pennsylvania German Folklore Society, Volume III* (Allentown, 1938). According to the Oppauer *Nahrungsettel* for June 12, 1718, *Hans Jakob Reuther*, aged 47, had the following family: (1) Matthes, aged 19; (2) Catharina, aged 15; (3) Susanne, aged 11; (4) Anna Margaretha, aged 9; and (5) Hans Stefan, aged 3, baptized January 27, 1715. Anna Margaretha was therefore 40 years old at the time of her emigration.

12. Sack, Daniel, of Oggersheim, received permission in 1751 to emigrate to Pennsylvania, with wife and children, upon payment of a Tithe of 16 florins. From the *Neustadter Oberamtsprotokolle*.

Source: The Pennsylvania Dutchman 5/13 (1 March 1954), 13.

Germany in 1950, Yoder established contacts to genealogists and archivists in the Palatinate, including Fritz Braun in Kaiserslautern and Friedrich Krebs in Speyer.⁴² Yoder, who was particularly interested in migration genealogy, edited and translated lists of eighteenth-century emigrants from the Palatinate that Braun and Krebs had compiled from local sources, such as the *Neustadter Oberamtsprotokolle*, for the Pennsylvania Dutchman.⁴³ These lists were particularly valuable for readers who traced the histories of their families to the European continent. Yoder also encouraged readers who were researching their ancestry in Germany or Switzerland to submit detailed inquiries to him, so that he could share these with his contacts in Europe. Fritz Braun was the director of the *Heimatstelle Pfalz*, a state-funded, regional historical institute in Kaiserslautern in the Palatinate that focused particularly on Palatine emigration history and genealogy.⁴⁴

-
- 42 Don Yoder, The Pennsylvania-German Rediscovery of Europe, in: Yearbook of German-American Studies 29 (1994), 1-29.
- 43 Dr. Friedrich Krebs, 18th Century Emigrants from Edenkoben in the Palatinate, in: The Pennsylvania Dutchman 6/9 (1 January 1953), 9; Dr. Fritz Braun, 18th Century Palatine Emigrants from the Ludwigshafen Area, in: The Pennsylvania Dutchman 5/13 (1 March 1954), 12.
- 44 Das Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde, in: Roland Paul/Klaus Scherer (eds.), Pfälzer in Amerika/Palatinates in America, Kaiserslautern 1995, 244-247; Roland Paul, Familienforschung in der Pfalz im Dritten Reich, in: Pfälzisch-Rheinische Familienkunde 49 (2000), 335-339. On the history of Pennsylvania German migration genealogy, including the postwar connections to Fritz Braun, see also: Katharina Hering,

The genealogical tradition of the German *Volks- und Kulturbodenforschung*

Fritz Braun started his career as an emigration researcher during the Third Reich, as historian Wolfgang Freund has documented.⁴⁵ Braun (1905–76) served as secretary of the *Mittelstelle Saarpfalz – Landsleute drinnen und draussen* (Saar-Palatine Mediation Center for Countrymen Inside and Outside) from 1936 until 1945 and as the head of the migration department of the Saar-Palatine Institute for Regional and Folk Research.⁴⁶ Like other regional research centres during National Socialism, the primary function of the *Mittelstelle* was to research regional emigration history and to serve as a contact for descendants of emigrants from the region. In the tradition of *Volks- und Kulturbodenforschung*, the *Mittelstelle* cultivated contacts with descendants of Palatine emigrants defined as “*Volksdeutsche*”, with a particular focus on the Balkan Peninsula in south-eastern Europe and in North America, primary destinations of emigrants from the Palatinate. The *Mittelstelle* also published and distributed propaganda on “*Germandom*” abroad, including an annual “Letter from Home”, which, according to Freund, was intended to “create a common German ethnic consciousness”.⁴⁷ After the war, and especially after the establishment of the *Heimatstelle Pfalz* in 1953, Braun became an important contact for US genealogists seeking information about their family histories in the Palatinate region.

Friedrich Krebs was an archivist at the Palatine State Archives in Speyer, where he was responsible for processing a wide range of collections and managing genealogical and historical inquiries. Krebs, a trained linguist who wrote his dissertation on the technical language of bricklayers in the Palatinat, started his work as an archivist as a second career after World War II. Before he was drafted into the German army during World War II, where he worked for the meteorological service of the air force, he worked as a high school teacher.⁴⁸ Friedrich Krebs, in particular, continued to be a regular contributor to *Pennsylvania Folklife*,

Palatines or Pennsylvania German Pioneers? The Development of Transatlantic Pennsylvania German Family and Migration History, 1890s–1966, in: The Pennsylvania Magazine of History and Biography 140/3 (October 2016): Immigration and Ethnicity in Pennsylvania History, 305–334.

- 45 Wolfgang Freund, Palatines All Over the World, in: Ingo Haar/Michael Fahlbusch (eds.), German Scholars and Ethnic Cleansing, 1919–1945, New York 2005, 155–174; Wolfgang Freund, Volk, Reich und Westgrenze: Deutschtumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annexierten Lothringen 1925–1945, Saarbrücken 2006.
- 46 On Braun’s biography and the work of the *Mittelstelle* prior to World War II, see Freund, Volk, Reich und Westgrenze, 266–274, and Freund, Palatines All Over the World.
- 47 Freund, Palatines All Over the World, 158. The classic analysis of *völkisch* ideology is George Mosse, The Crisis of German Ideology: Intellectual Origins of the Third Reich, New York 1964. See also Hans-Werner Retterath’s analysis of the concepts “*Völkisch*”, “*Volk*” and “*Volkstum*” in his dissertation: Deutschamerikanertum und Volkstumsgedanke: Zur Ethnizitätskonstruktion durch die auslandsdeutsche Kulturarbeit zwischen 1918 und 1945, PhD thesis, Philipps-Universität Marburg 2000, especially 24–28, DOI: 10.17192/z2003/0646.
- 48 Friedrich Krebs †, in: Der Archivar 31/1 (1978), 144; Christoph Bachmann, Dem Feind zur Wehr, den Archiven zur Ehr. Bayerische Archivare im Kriegseinsatz, in: Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns (ed.), Die Staatlichen Archive Bayerns in der Zeit des Nationalsozialismus (Archivalische Zeitschrift, vol. 96), Vienna/Cologne/Weimar 2019, 471–486, 482. I did not find any evidence that Krebs was involved in researching emigration genealogy or linguistics in the *völkisch* tradition during National Socialism, and his biographical trajectory was different from Fritz Braun’s.

where he published emigration lists he had compiled from local and regional archives until after his retirement and death in 1975, supporting research from genealogists and social historians alike.⁴⁹

Genealogical research and heritage tourism

The readership's connections to Germany were strengthened by the Pennsylvania Dutch Tours of Europe, which Yoder organized beginning in 1951. Invited by Fritz Braun, the group visited the Palatinate in the summer of 1951, for example, to participate in a Palatine homecoming event organized by the regional government, "Pfälzer Drinnen und Draussen". Yoder described the Palatinate as their "ancestral home, the still fertile seedbed where so much that is precious to these Dutch souls (and tongues) of ours has its deep and ancient roots".⁵⁰ Yoder continued to organize the Pennsylvania Dutch Tour of Europe in the following years, broadening the trip and adding additional stops in Europe, including in Italy, Switzerland, Germany, the Netherlands, and France. Fritz Braun hosted the group during their stop in the Palatinate, where he organized a visit to a local village where some of the eighteenth-century Palatine emigrants were born. Braun also helped with connecting some of the participants with distant German relatives.⁵¹

Yoder's transatlantic connections offered researchers the opportunity to pursue their genealogical research beyond North America. While only a few people were in the position to afford any of the Pennsylvania Dutch Tours of Europe, the tours sprinkled sightseeing with genealogical research as an early example of "routes to the roots" tourism. For Yoder, the contacts and friendships established during the trips "across international boundaries [...] are perhaps the most valuable part of our varied European memories. [...] We see museums, castles and cathedrals, but we also meet the people", he wrote in his 1952 travel report. He particularly valued meeting distant cousins and visiting ancestral villages on the trips, such as Mussbach, one of the villages where one of Yoder's own ancestors had emigrated from. "And perhaps [...], with more of these friendships across the sea, which we Pennsylvania Dutch tourists have made so richly in our visits to the Palatinate, the world can settle its problems peaceably after all."⁵²

Yoder's travel reports from the Rhineland in the early 1950s shows the region and its people in a positive light, and he comments on the similarities of the "Sunny Palatinate" and Pennsylvania Dutch country. It "looks like home" and remarks that they were able to communicate in the "*Mudderschprooch of the Blue Mountains*".⁵³ The focus of the experience was on

⁴⁹ Friedrich Krebs, Palatine Emigration Materials from the Neckar Valley, 1726–1766, edited and translated by Don Yoder, in: *Pennsylvania Folklife* 24/4 (summer 1975), 15–44.

⁵⁰ Don Yoder, Froehlich Palz, Gott Erhalts! Memories of our Pennsylvania Dutch Tour of the Palatinate, August 1951, in: *The Pennsylvania Dutchman* 3/16 (15 January 1952), 1.

⁵¹ Don Yoder, The Dutch Invade Europe, in: *The Pennsylvania Dutchman*, 4/8 (1 December 1952), 10–11; Don Yoder, Reunion along the Weinstrasse. Our Pennsylvania Dutch Tour of the Palatinate, in: *The Pennsylvania Dutchman* 4/9 (1 January 1953), 6–7.

⁵² Yoder, Reunion along the Weinstrasse, 7.

⁵³ Don Yoder, Froehlich Palz, Gott Erhalts! Memories of our Pennsylvania Dutch Tour of the Palatinate, August 1951, in: *The Pennsylvania Dutchman* 3/16 (15 January 1952), 1, 5.

Figure 5: Report about the first Pennsylvania Dutch Tour of the Palatinate, 1951

The
Pennsylvania Dutchman
Devoted to Pennsylvania Dutch Folk Culture

Vol. III, No. 16 — 3,500
Lancaster, Pennsylvania, January 15, 1952.
8 Pages — 15c a copy

FROEHLICH PALZ-- GOTT ERHALTS!

Memories of Our Pennsylvania Dutch Tour
of the Palatinate, August, 1951

By DON YODER

It was almost dark when the Heidelberg Express bus lumbered to a stop in the public square at Neustadt. We were so tired we scarcely clapped out clutching our little bundles of luggage—for Fritz Braun had told us to “bring only your tooth brushes and plenty of laughs”—and we entered a new world.

A world we weren’t quite prepared for! When my friend Dr. Fritz Braun of Kaiserslautern, the principal Palatine authority on things Pennsylvania Dutch who had organized the tour through the Palatinate in the Summer of 1950, had invited me by letter no bring my group to the Palatinate this summer, we didn’t quite expect the royal and official welcome we received. For hardly had we arrived when our mounted the horses from the Sunbeam, and following them there came a couple of mounted soldiers—Fahnenjäger—and up to the earth-pulled radio truck and aerial and we were suddenly on the air.

Mother England is in the New England Yankee, the Palatinate is to the Pennsylvania Dutchman. It is our ancestral home, the still fertile seedbed where so many of us Americans have sprung. Dutch souls (and tongues) of ours has its deep and ancient roots.

Not all our ancestors came from there, but enough came to leave their distinctive characteristics upon the German dialect that we call “Pennsylvania Dutch.” And from this hospitable land there has been a steady stream to Alsace, Lorraine, Hesse, and Baden, the movement in the eighteenth century two streams of emigration. One found its way to Pennsylvania, and from Pennsylvania



Photo by Gimpach, Arnstadt.

PALATINE FOLK-DANCERS SWING IT AT BILLICHEIM

Source: Don Yoder, *Froehlich Palz, Gott Erhalts! Memories of our Pennsylvania Dutch Tour of the Palatinate, August, 1951*, in: *The Pennsylvania Dutchman* 3/16 (15 January 1952), 1.

connecting with descendants of a pre-modern folk community, and questions about politics, including about the recent history of National Socialism and the war, were not emphasized and discussed, at least not in the pages of the *Pennsylvania Dutchman*.

The tours, in combinations with maintaining an extensive network of correspondents, facilitated the connection between German and Pennsylvania German family historians that represented genealogical traditions and motives that were rooted in different political regimes and ideologies. Once again, the exchange and creation of shared genealogical resources, such as emigrant lists, letters, and family histories, played an important role in integrating these ideological differences based on a shared understanding of genealogical practice. By facilitating this practice, the *Pennsylvania Dutchman* and later *Pennsylvania Folklife*, served as a forum that supported Pennsylvania German genealogy as an integrative, continuing practice that transcended ideological and political divisions.

Pennsylvania Folklife was published until 1997, edited by Don Yoder until the late 1970s. While the journal continued to feature many articles on Pennsylvania Dutch heritage and history, the journal’s focus broadened, and it began to publish more pieces about immigrant communities from Southern and Eastern Europe, African American genealogy and history, as well as general articles about cultural and industrial heritage and tourism in Pennsylvania and beyond. While the publication of resources for genealogists, especially German emigrant lists, seemed to have been discontinued with the end of Don Yoder’s editorship, the journal

Figure 6: Announcement of the Pennsylvania Dutch Tour 1953

EUROPE IN 1953

**You can still join
OUR THIRD ANNUAL**

**PENNSYLVANIA DUTCH
TOUR OF EUROPE**

July 8 — September 3, 1953

See Europe with a group of congenial Pennsylvanians, conducted by Prof. Don Yoder of Franklin and Marshall College. This is a general cultural tour giving you the main-line tourist attractions of seven countries—Italy, Austria, Germany, Switzerland, Holland, England, and France—in a carefully planned 58-day itinerary.

Cost, including Cabin Class staterooms on the S. S. *Constitution* eastbound to Naples, and on the S. S. *Independence* westbound from Cannes, \$1475.

For full details, write:

Dr. Don Yoder, Tour Director
Franklin and Marshall College
Lancaster, Pennsylvania

Source: The Pennsylvania Dutchman 4/13 (1 March 1953), 15.

continued to publish occasional pieces particularly relevant for Pennsylvania genealogists. A new Center for Pennsylvania Culture Studies was established at Pennsylvania State University in 1990, and the Pennsylvania German Cultural Heritage Center, an open-air museum and research centre that in many ways continues the tradition of the Pennsylvania Dutch Folklore Center, is affiliated with Kutztown University.

Genealogy in the *Pennsylvania Dutchman* as a community of practice

While the *Pennsylvania Dutchman* was mostly of regional relevance at the time, its genealogical features can be read as a microcosm of major Pennsylvania German genealogical traditions and trends. Some scholars and practitioners pursued genealogy as a vehicle to recover an authentic essence of a pre-modern folk community, others used it to establish their membership in a hereditary society, others may have done it merely as a fun and social activity that allowed meeting and becoming acquainted with many new people, both alive and deceased. The international reach of the research activities also led to the establishment of partnerships with Fritz Braun and other former *Sippen-* and *Volks- und Kulturbodenforscher* in Germany after World War II, who had pursued genealogical research as part of Nazi Germany's aggressive agenda of ideological and territorial conquest.

As new interdisciplinary and collaborative projects in family history are being developed, this historical example of a community of practice between folklorists, historians, genealogists, and archivists highlights that neither genealogy's popularity, nor its public nature, are recent developments. New projects, including crowdsourcing projects, will almost inevitably build on resources and networks developed by scholars and enthusiasts who were studying and practicing popular history, folklore, and genealogy in the past. In an information environment where powerful commercial genealogical database companies, especially Ancestry.com, drive and force the integration of millions of public and private genealogical records and resources,⁵⁴ it seems especially urgent to make transparent the different layers of information that were created by different genealogical communities of practice with different interests.

54 On Ancestry.com see: Julia Creet, *The Genealogical Sublime*, Amherst, MA/Boston 2020 and Jerome De Groot, *Ancestry.com and the Evolving Nature of Historical Information Companies*, in: *The Public Historian* 42/1 (February 2020), 8–28, DOI: 10.1525/tph.2020.42.1.8.

Deutsche Kolonisten im Königreich Ungarn (18. und frühes 19. Jahrhundert)

Genealogie als Ressource für eine historisch-anthropologische Annäherung

Abstract: A historical-anthropological approach to the everyday lives of “ordinary men” and “ordinary women” among people who emigrated to Hungary in the eighteenth and early nineteenth centuries faces the problem that files on emigration usually end with the very act of emigration. Moreover, in this context files shaped by quantitative numerical series are predominant, and these records hardly go beyond stereotypical statements. Files associated with non-contentious jurisdiction, on the other hand, may serve to form a bridge between the area of emigration and the area of settlement. They arose when emigrants requested their inheritance or assets in their old homeland. A plethora of ego-documents can be found in the estate files created in this way. However, they usually shed light only on short periods of the protagonists’ lives. Genealogical files provide a further resource towards a historical-anthropological approach to actors. The files as well as genealogical data, analysed in a complementary manner, wrest the *homo migrans* – migrating man – from anonymity and give the individual a face as a “hero of everyday life” (Michel de Certeau). In this way, essential stages of life can be traced. This contribution presents case studies embedded in the socio-economic and historical-demographic context.

Keywords: historical anthropology, genealogy, migration, Hungary

Am 10. Juli 1795 schrieben die beiden Schwestern Magdalena Vogelstaller und Waldburga Scheer, geborene Bauer, aus dem Dorf Wakan (ung. Vokány),¹ einen Brief an ihre Eltern und Geschwister in Stetten am kalten Markt² auf der Schwäbischen Alb. Dieser reichsherr-schaftliche Ort war damals an das Reichskloster Salem verpfändet und gelangte nach meh-reren Herrschaftswechseln 1813 an die Grafschaft Langenstein. Der Ort Wakan gehörte zur Grundherrschaft Bóly des Grafen- und Fürstengeschlechts Batthyány im Komitat Baranya, Königreich Ungarn. In diesem Ort waren deutsche Siedler ab 1753 angesiedelt worden.³

DOI: 10.25365/rhy-2021-9



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

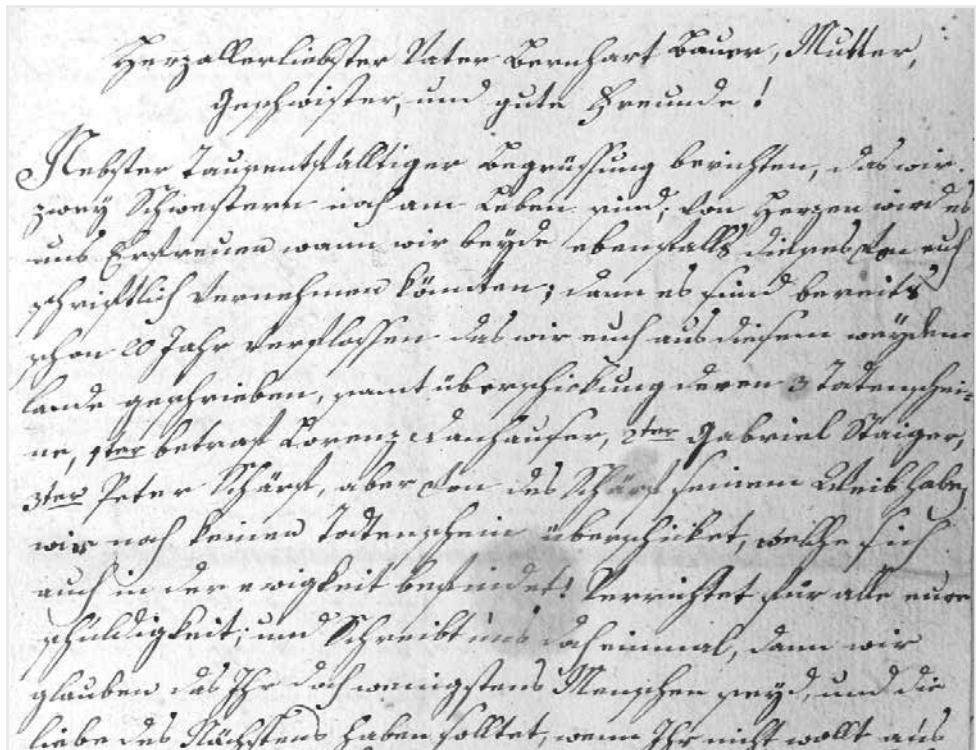
Karl-Peter Krauss, Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Mohlstraße 18, 72074 Tübingen, Deutschland, karl-peter.krauss@t-online.de

1 Bei der Nennung der Ortsnamen werden die gebräuchlichen deutschen Ortsnamen in den Ländern der Ste- phanskronie verwendet. In Klammern werden bei der ersten Nennung der amtliche ungarische Ortsname vor dem Ersten Weltkrieg sowie der heutige amtliche Ortsname genannt.

2 Landkreis Sigmaringen, Baden-Württemberg.

3 Pfarramt Újpetre, Kirchenbuch von Ratzpeter (Ráczpetre, heute Újpetre).

Abbildung 1: Brief der Schwestern Magdalena und Waldburga Bauer an ihre Eltern, Geschwister und Verwandten in Stetten am kalten Markt, 10.7.1795



Quelle: Gräflich Douglas'sches Archiv Langenstein (GDAL), Nr. 1377, o. fol.

Gegen Ende ihres Briefes teilten die beiden Schwestern mit: „Gott sei gedankt wir 2 Schwestern haben insoweyd gutes Auskommen, sind versehen mit Weingärten, Arbeit genug, und unser Brod solang wir leben.“ Die Aussage lässt den Schluss zu, dass es den beiden Frauen gut ging. Allerdings beklagten sie sich darüber, dass sie schon vor zwanzig Jahren geschrieben, aber nie eine Antwort bekommen hätten. Sie fragten sich, ob das Postgeld für eine Antwort zu viel sei und erkundigten sich: „Wo sind unsere Eltern, Geschwister und Blutsfreunde? Leben sie noch?“ Sie mutmaßten, ob bei ihrer Verwandtschaft das Sprichwort gelte „aus den Augen aus dem Sinn“.⁴

Weitere Hinweise ergeben sich aus anderen Dokumenten der Verlassenschaftsakten. Dennoch bleiben viele Fragen über das Leben der Schreiberinnen offen. Damit stellt sich die Frage, wie eine weitere Annäherung an die familiäre Konstellation der beiden Frauen erreicht werden kann. Besteht die Möglichkeit einer tiefergehenden Entschlüsselung der Lebenswelt

4 Gräflich Douglas'sches Archiv Langenstein (GDAL), Nr. 1377, o. fol., Brief der Schwestern Magdalena und Waldburga Bauer an Eltern, Geschwister und Verwandte über den Pfarrer von Stetten am kalten Markt, 10.7.1795.

der beiden Schwestern, aber auch weiterer Akteurinnen und Akteure, durch genealogische Daten?⁵

Fragestellung, methodische Anmerkungen und Quellen

Nur selten tritt der ausgewanderte Mensch hinter anonymen Auswandererregistern, Listen von Abzugsgeldern, bloßer Namensnennung in Kirchen- und Steuerbüchern als Akteur hervor. Selbst Manumissionsbriefe⁶ und Pässe enthalten in aller Regel nur den Namen des Familienoberhauptes, aber kein Geburtsdatum. Der Name der Ehefrau bleibt oft ungenannt, bei den Kindern begnügte man sich mit der Nennung ihrer Anzahl. Dies lässt eine historisch-anthropologische Annäherung an die Akteurinnen und Akteure kaum zu. Hinzu kommt, dass Akten zur Auswanderung in aller Regel mit dieser enden und der dünne Informationsstrom gänzlich abreißt.

Auch die in vielen Ansiedlungsgebieten deutscher Auswanderer im Königreich Ungarn zu beobachtende initiale Sterbekrise unmittelbar nach der Ansiedlung lässt sich oft genug nur quantitativ in demographischen Zahlenreihen erfassen. Menschliche Tragödien, die sich tausendfach abspielten und eine Dramaturgie des Todes zeichneten, bleiben in der Anonymität: Dazu gehören Eltern, die ihre Kinder verloren, Kinder, die ihre Eltern hinwegsterben sahen, und Ehepartner, die Krankheiten zum Opfer fielen; mitunter starben ganze Familien aus.⁷ Aber auch die Lebenswelt jener Männer und Frauen, denen ein Erfolg durch die Migration vergönnt war, lässt sich anhand von Auswanderungsakten nur in seltenen Fällen entschlüsseln. Gerade deshalb sei hier der Versuch unternommen, diese Akteurinnen und Akteure der Anonymität zu entreißen.

Dies erfolgt im Wissen, dass eine Annäherung an die Lebenswelten der deutschen Migrantinnen und Migranten innerhalb der regional diversifizierten Lebensbedingungen im Königreich Ungarn nicht einfach fällt. Lebenswelt definiert Rudolf Vierhaus als „wahrgeommene Wirklichkeit [...], in der soziale Gruppen und Individuen sich verhalten und durch ihr Denken und Handeln wiederum Wirklichkeit produzieren.“⁸ Er sieht in der kulturhistorischen Forschung das Ziel, dass „durch die Rekonstruktion der Lebenswirklichkeit konkreter Menschen in der Vergangenheit ihr Verhalten versteh- und erklärbar“ gedeutet wird.⁹ Dabei ist ihm bewusst, dass diese Lebenswelt nicht „statisch“ verharrt, sondern einem „Wandel durch äußere Einwirkungen und innere Entwicklungen“ unterworfen ist. So geht es bei der Rekonstruktion historischer Lebenswelten darum, die „vergangene soziale Wirk-

5 Hier sei auf die Ausführungen weiter unten verwiesen.

6 Entlassung aus der Leibeigenschaft.

7 Karl-Peter Krauss, Die Kinder der Kolonisten. Ansiedlung und demographische Krise im Königreich Ungarn, in: Mathias Beer (Hg.), *Migration nach Ost- und Südosteuropa im 18. und 19. Jahrhundert*, München 2014, 167–217.

8 Rudolf Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Hartmut Lehmann (Hg.), *Wege zu einer neuen Kulturgeschichtsschreibung*. Mit Beiträgen von Rudolf Vierhaus und Roger Chartier, Göttingen 1995, 7–28, 13. Der Beitrag ist auch abgedruckt in: Rudolf Vierhaus, Vergangenheit als Geschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2003, 98–111. Allgemein zur Lebenswelt der Unterschichten in der Frühen Neuzeit: Robert von Friedeburg, *Lebenswelt und Kultur der unverständlichen Schichten in der Frühen Neuzeit*, München 2002.

9 Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten, 13.

lichkeit [...] in der Sprache der Gegenwart zu interpretieren“ und nicht nur eine Analyse vorzunehmen, die „individuelle und gruppenspezifische Wahrnehmungen, Sinndeutungen und Verhaltensweisen – gerade auch der unteren Schichten der Bevölkerung – nur generalisierend und subsidiär berücksichtigt.“¹⁰

Außerdem gilt es immer auch die Relevanz subjektiver Perspektive zu beachten. Hier zeigen sich die Grenzen einer objektiven Betrachtung, da die Lebenslage eines Menschen die jeweilige subjektive Sicht darlegt und eine „individuelle Wirklichkeitskonstruktion“ darstellt.¹¹

Die vielen offenen Fragen zu den Lebenswelten in Bezug auf eine historisch-anthropologische Annäherung¹² sind eine Folge der schwer zugänglichen oder gar fehlenden Quellen. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen liegen keine Tagebücher oder Autobiographien vor, die eine tiefere Auseinandersetzung mit den Lebenswelten der Auswanderer zulassen.¹³ Eine Annäherung aus der Perspektive der Migrantinnen und Migranten scheitert häufig an den eher selten überlieferten Selbstzeugnissen und Ego-Dokumenten.¹⁴ Selbst Briefe von Ausgewanderten stellen subjektive und nur ausschnithafte Wahrnehmungshorizonte und Momentaufnahmen aus ihrer Lebenswelt dar.

Als der französische Jesuit, Soziologe und Philosoph Michel de Certeau (1925–1986) sein bedeutendes Werk *Kunst des Handelns* schrieb, legte er in der Widmung diese Worte nieder: „Dieser Essay ist dem gemeinen Mann gewidmet. Dem Helden des Alltags. Einer weit verbreiteten Person. Den vielen, die unterwegs sind.“ Weiter unten griff er diesen Gedankenstrang wieder auf: „Dieser anonyme Held ist schon lange unterwegs. Er ist das Gemurmel der Gesellschaften.“¹⁵ Ja, Migrantinnen und Migranten waren und sind „lange unterwegs“. Und ihre Wegstrecke endet nicht mit der Ankunft im Zielgebiet, sie verläuft mitunter generationsübergreifend. Sie sind auch das „Gemurmel“ von gesellschaftlichen, sozioökonomischen und kulturellen Prozessen und Brüchen. Schon deshalb lohnt es sich, diese Auswanderer in das Licht historischer Rationalitäten zu zerren, ihnen ein Gesicht zu geben. So werden

10 Ebd., 13–14.

11 Björn Kraus, Lebenswelt und Lebensweltorientierung. Eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. Formal überarbeitete Version der Originalveröffentlichung in: Kontext. Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie 37/2 (2006), 116–129, https://www.pedocs.de/frontdoor.php?source_opus=12387 (30.12.2020), 1–15, 6–7, 12–13.

12 Zur Diskussion um die Einordnung der Historischen Anthropologie siehe: Hans Medick, *Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie*, in: Historische Anthropologie 9 (2001), 78–92. Grundlegend: Richard van Dülmen, *Historische Anthropologie. Entwicklung, Probleme, Aufgaben*. 3. Aufl., Köln/Wien 2001.

13 Der Kolonist und spätere Notar von Neu-Siwatz (ung. Újszivák, serb. Sivac), Johann Eimann, verfasste zwei Werke: Johann Eimann, *Der deutsche Kolonist oder die deutsche Ansiedlung im Bácser Komitat*. Neudruck nach der ersten Auflage vom Jahre 1820, Crvenka 1928; Ders., *Reisebuch aus Deutschland nach Ungarn, Neusiwatz 1798*. Kopien des sich im Familienbesitz befindlichen Originals. Hg. v. Friedrich Kuhn, Stutensee 1986.

14 Zum Forschungsstand: Kaspar Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit, *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln u.a. 2001; Jan Peters, *Mit Pflug und Gänsekiel. Selbstzeugnisse schreibender Bauern. Eine Anthologie*, Köln/Weimar 2003; Andreas Rutz, *Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion. Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen*. In: *Zeitenblicke 1/2* (2002), <http://www.zeitenblicke.de/2002/02/rutz/index.html> (30.12.2020); Eckart Henning, *Selbstzeugnisse: Quellenwert und Quellenkritik*, Berlin 2012.

15 Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*. Aus dem Französischen übersetzt von Ronald Voullié, Berlin 1988, 9.

hier der „gemeine Mann“ und die „gemeine Frau“, ihre Lebenswelten und ihre ‚Innenwelt‘ beleuchtet.

Eine tiefere Annäherung an den *homo migrans* können Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit ermöglichen.¹⁶ Sie bilden mitunter eine Brücke vom Auswanderungs- zum Zielraum. Es handelt sich um Verlassenschaftsakten, die je nach Herrschaftsgebiet unterschiedliche Bezeichnungen tragen: Notariatsakten, Verlassenschaftsakten, Pflegschaftsakten, Ausfautei-akten und andere. Diese Akten entstanden in den Herkunftsgebieten der Auswanderer, wenn Erbschaften oder Vermögen von Ausgewanderten zurückgeblieben oder angefallen waren und daher vormundschaftlich verwaltet wurden. Wurde das Erbe von den Ausgewanderten dann angefordert, landeten die Briefe der Bittstellenden nicht selten als Nachweis für die Forderung in den Verlassenschaftsakten. Die Briefe und andere Ego-Dokumente vermit- teln Einblicke in die Lebensumstände der Verfasser bzw. Verfasserinnen und ihrer Familien. Gleichwohl bleiben manche Fragen offen, denn die eigentliche Intention solcher Briefe war ja nicht die Information über die Lebensumstände, sondern die Erlangung des hinterleg- ten Geldes. Briefe widerspiegeln oft nur kurze Zeitfenster, denn sie waren nur solange von behördlicher Relevanz, bis das Vermögen ausgezahlt wurde. Informationen zum Alltag und zur familiären Situation wurden seitens der schreibenden Person oft nur angedeutet, weil beim Adressaten Wissen vorausgesetzt worden war.

Hinzu kommt, dass Kirchenregister – eine besonders wichtige genealogische Quelle – gerade in den Anfangsjahren der Ansiedlungsorte oft unvollständig und eingeschränkt exakt geführt worden sind. Gleichwohl ist es möglich, durch die komplementäre Heranziehung und Analyse von genealogischen Daten als Ressource die familiären Konstellationen der Akteurinnen und Akteure bis zu einem gewissen Grad auszuleuchten. So ergeben sich weitere Impulse für eine, wenn auch fragmentierte Annäherung an die Lebensumstände. Die genea- logischen Daten werden Kirchenbüchern, im optimalen Fall vorhandenen Familienbüchern entnommen. Das Ziel ist die Familienrekonstitution jener Familien, die schon anhand von Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit ein Stück weit aus dem Dunkel der Anonymität getre- ten sind.

Damit stehen die Kriterien für die Auswahl der herangezogenen Fallbeispiele von Akteu- rinnen und Akteuren fest: Die Rekonstruktion beruht einerseits auf Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit, mitunter auch von Strafgerichtsakten. Andererseits müssen Kirchen- oder Familienbücher zur Ermittlung genealogischer Daten vorliegen. Auf dieser empirischen Basis der komplementär herangezogenen, unterschiedlichen Akten beruht die historisch-anthro- pologische Annäherung. Gerade dann, wenn die Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit nur den Blick in ein kurzes Zeitfenster gestatten, erweisen sich die genealogischen Akten als unverzichtbare Brücke für einen weiteren und ergänzenden Zugang. Die unterschiedlichen Dokumentengattungen können zudem eine Neujustierung der Deutungshoheit bewirken; die Akteurinnen und Akteure werden, wie oben angeführt, zu „Helden des Alltags“, die aus der Anonymität geführt werden.

Die herangezogenen Fallbeispiele erheben nicht den Anspruch auf Repräsentativität. Gerade mitunter spektakuläre oder dramatische Schicksale verursachten umfangreichere Akten, die eine Untersuchung erst lohnenswert machen können. Es kommt hinzu, dass trotz

16 Diese Akten bilden den Schwerpunkt einer umfangreichen Quellenedition: Karl-Peter Krauss, Quellen zu den Lebenswelten deutscher Migranten im Königreich Ungarn im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Stuttgart 2015.

vorliegender hunderter Verlassenschaftsakten aus zahlreichen Archiven unterschiedlicher Länder nur wenige solcher Fallbeispiele gefunden werden können, in denen beide Akten-gattungen vorliegen. Zudem wird ein Gegenentwurf zum Narrativ des zwar schwierigen, aber letztlich doch immer erfolgreichen Ansiedlungsprozesses gezeichnet. Denn tatsächlich platzte für viele Ausgewanderte der Traum vom Paradies. Es sind Imaginitätskonstruktionen, die wohl alle Migrationsprozesse begleiten.¹⁷ Die Projektion der Hoffnung auf ein Land, in dem Milch und Honig fließen, findet sich häufig in zeitgenössischer Literatur über die Auswanderung.¹⁸

Vor einer Auseinandersetzung mit einzelnen Akteurinnen und Akteure der Ansiedlungszeit bedarf es der Darlegung der politischen, sozioökonomischen und demographischen Rahmenbedingungen des Migrationsgeschehens.

Migration und historisch-sozioökonomischer Kontext

Zwischen dem ausgehenden 17. und dem frühen 19. Jahrhundert wanderten mindestens etwa 150.000 Deutsche vornehmlich aus den süd- und westdeutschen Territorialstaaten und kleineren Reichsterritorien sowie aus dem Elsass und Lothringen in das Königreich Ungarn aus.¹⁹ Hauptagens der Migration waren in den Herkunftsgebieten die starke Bevölkerungszunahme, verbunden mit einem zunehmenden Landmangel in den sozialen Unterschichten, die boomende Agrarkonjunktur ab dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts sowie der gleichzeitige Rückgang der Preise für handwerkliche Produkte.²⁰ Das brachte Landarme wegen der steigenden Getreide- und Landpreise in eine prekäre Situation. Katalysatoren der Migrationsprozesse waren Hungersnöte, Missernten und Kriege. Auf der anderen Seite war das 18. Jahrhundert hinsichtlich der Kolonisationstätigkeit von Expansion und wachsender wirtschaftlicher und kultureller Prosperität geprägt. Geradezu fieberhaft strebten kameralistische Ideen zur Verwirklichung.²¹

Die großen europäischen Imperien konkurrierten dabei um Siedler. Das Ziel war die Schaffung einer aktiven Handels- und positiven Bevölkerungsbilanz. Nach der Einnahme der Schlüsselstadt Ofen (ung. Buda) im September 1686 durch die kaiserliche Armee

17 Jan Assmann, Exodus: Die Revolution der Alten Welt, 3. Aufl., München 2015.

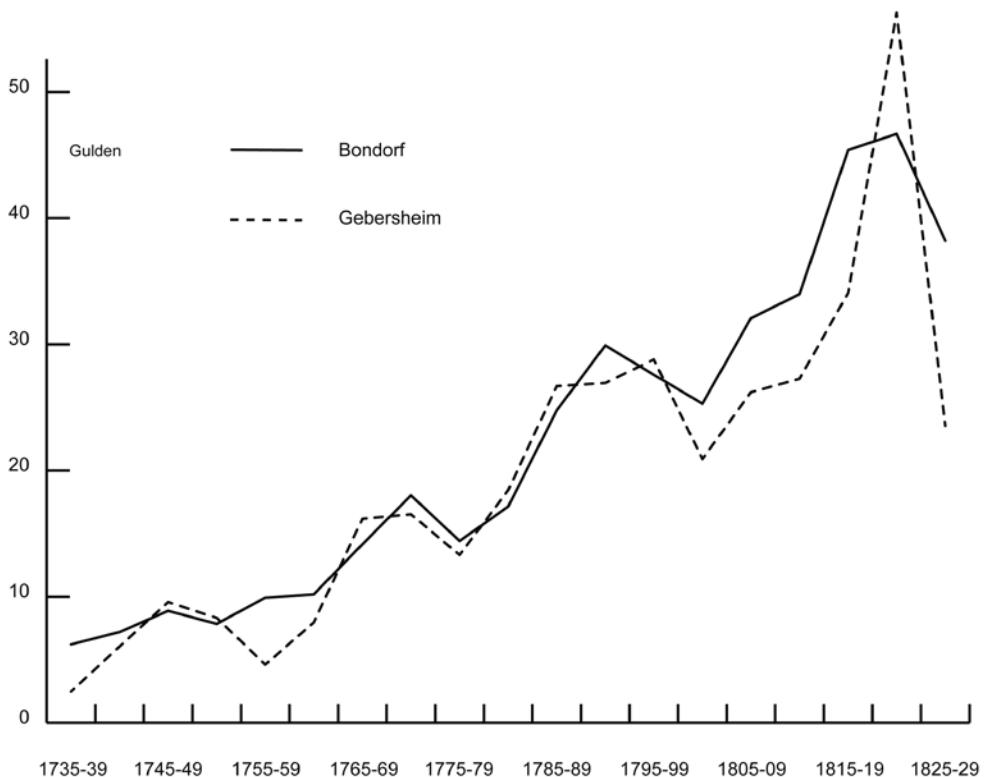
18 J[ohann] K[onrad] L[avater], Der nunmehr in der neuen Welt vergnügt und ohne Heimwehe lebende Schweizer. Oder kurtze und eigentliche Beschreibung deß gegenwärtigen Zustands der königlichen englischen Provinz Carolina. Aus den neulich angekommenen Briefen der alldorten sich befindenden Schweizeren zusamen getragen, Bern 1734; Gottfried Duden, Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri (in den Jahren 1824, 25, 26 und 1827), in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung [...], Elberfeld 1929, 79; Peter J. Brenner, Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts, Tübingen 1991, 106. Eine reiche Sammlung an Auswandererliedern, ihre Interpretation und Analyse bietet: Annette Hailer Schmidt, „Hier können wir ja nicht mehr leben“. Deutsche Auswandererlieder des 18. und 19. Jahrhunderts – Hintergründe, Motive, Funktionen, Marburg 2004.

19 Zur Diskussion über die Zahl der Auswanderer in das Königreich Ungarn: Gerhard Seewann, Geschichte der Deutschen in Ungarn, Bd. 1: Vom Frühmittelalter bis 1860, Marburg 2012, 213–215.

20 Immer noch lesenswert: Wilhelm Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, Hamburg/Berlin 1966, 155–158.

21 Márta Fata, Migration im kameralistischen Staat Josephs II. Theorie und Praxis der Ansiedlungspolitik in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und der Bukowina 1768–1790, Münster 2014.

Abbildung 2: Wertangaben für einen Viertel Morgen Ackerland in Gulden (nach Jahrfünften)

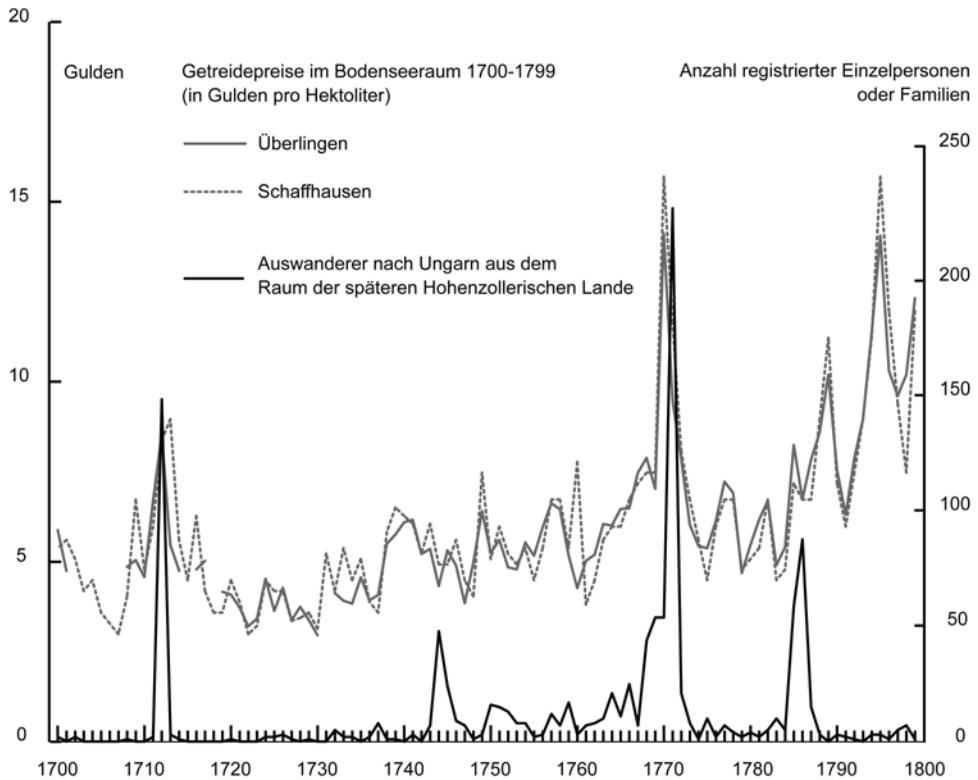


Quelle: Andreas Maisch, Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit, Stuttgart/Jena/New York 1992, 44; eigene Darstellung.

und im weiteren Zuge der Rückeroberung Ungarns im Großen Türkenkrieg (1683–1699) hatten die Habsburger einen riesigen „Passivraum“ in Besitz genommen. Hauptstationen der habsburgischen Expansion waren die Friedensschlüsse von Karlowitz (ung. Karlóca, serb. Sremski Karlovci) 1699 und Passarowitz (ung. Passaróc, serb. Požarevac) 1718 nach dem Venezianisch-Österreichischen Türkenkrieg (1714/1716–1718). Diese für ungefähr 150 Jahre osmanischen und nun von den Habsburgern neu erworbenen sogenannten Neoacquistica-Gebiete waren dünn besiedelt, wenngleich nicht menschenleer. Enorme Verwüstungen erlitt das Land freilich noch einmal im antihabsburgischen Kuruzzenkrieg (1704–1711) unter Franz II. Rákóczi (1676–1735).

Erst nach dem Sathmarer Frieden 1711 und dem vorläufigen Ende der kriegerischen Handlungen im Königreich Ungarn war an einen dauerhaften Wiederaufbau zu denken. Doch außerhalb Ungarns heizten große Kriege wie die Österreichischen Erbfolgekriege (1740–1748), der Siebenjährige Krieg (1756–1763), aber auch der zwischen 1737 und 1739 tobende Krieg zwischen Habsburg und dem Osmanischen Reich die beginnende Agrarkonjunktur weiter an. Unter diesen politischen und soziökonomischen Rahmenbedingungen

Abbildung 3: Getreidepreise im Bodenseeraum und Auswanderung aus Hohenzollern



Quelle: Frank Göttmann, Getreidemarkt am Bodensee: Raum, Wirtschaft, Politik, Gesellschaft (1650–1810), St. Katharinen 1991; Werner Hacker, Auswanderung aus dem Raum der späteren Hohenzollerischen Lande nach Südosteuropa im 17. und 18. Jahrhundert, Sigmaringen 1969; eigene Darstellung.

erwies sich der Anbau von Getreide auch an der Peripherie des Habsburgerreiches als zunehmend lukrativ.

So zeigt sich eine enge Korrelation zwischen dem Kriegsgeschehen und der Anwerbung von deutschen Siedlern: In den Komitaten von Veszprém und Fejér wurden unter Maria Theresia in 14 Kriegsjahren 1.200 Kolonistenfamilien in neuen Dörfern angesiedelt, hingegen in 15 Friedensjahren nur 350 Familien.²² Und welche Gewinne ein bevorstehender Krieg für eine ungarische Grundherrschaft versprach, das vermittelte die Korrespondenz der Grund-

22 Konrad Schünemann, Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia, Bd. 1, Berlin 1935, 222–223. Eine ähnliche Dynamik ist in der Herrschaft Bóly festzustellen: Karl-Peter Krauss, Deutsche Auswanderer in Ungarn. Ansiedlung in der Herrschaft Bóly im 18. Jahrhundert, Stuttgart 2003, 91–107. Diese Aussage trifft allerdings nur auf die Ansiedlungstätigkeit der privaten Grundherren zu. Für die kostenintensive kamerale Ansiedlung waren Kriege keineswegs förderlich. So wurden in der Batschka in der Zeit des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) keine Kolonistenorte angelegt.

herrin der Herrschaft Bóly im Komitat Baranya, Gräfin Eleonora von Batthyány-Strattmann (1677–1741). Kurz vor Ausbruch des Türkenkrieges von 1737 bis 1739 schrieb sie im Oktober 1736 an ihren Inspektor Johannes Szabó: „Weilen noch immer mehr und mehr kayserliche Trouppen hinab marchiren, so ist es wohl zu vermuthen, daß die Frucht ein beßern Breiß bekommen wirdt.“²³

Tatsächlich verdreifachte sich der Preis für einen Preßburger Metzen Weizen in der Herrschaft Bóly von 1736 auf 1 Gulden 50 Denar im Jahr 1744.²⁴ Zugleich verringerte sich der Preisunterschied zum Wiener Markt. Nach dem Tod der Gräfin ließ ihr Sohn, Karl Joseph Fürst von Batthyány (1697–1772), deutsche Siedler insbesondere während der Schlesischen Kriege und dem Siebenjährigen Krieg ansiedeln.²⁵

Auch in anderen Grundherrschaften ging es um eine fast identische Motivation und um Gewinnoptimierung. So schrieb Franziska Gräfin Hadik von Futok²⁶ (ung. Futak, serb. Futog) während des Bayerischen Erbfolgekriegs an den Präfekten ihrer Herrschaft in der Batschka, Franz Xaver Weber: „Es ereignet sich die Gelegenheit, daß das Hornvieh wegen dermaligen Kriegs Umständen über den gewöhnlichen Preis zu stehen kommen werde, massen das Paar allhier innerhalb 24 Stunden um 10 Thaller gestiegen.“²⁷

Die habsburgischen Herrscher siedelten auf ihren Kammergütern, den sogenannten Kameralgebieten, Deutsche und andere Kolonisten an. Das war insbesondere im Banat und in der Batschka der Fall. Andererseits waren es ungarische Magnaten und katholische Bischöfe, die Deutsche für ihre riesigen Güter anwarben. In den Zielgebieten lockte die Aussicht, an der Agrarkonjunktur zu partizipieren. Denn die Möglichkeit, Land zu erhalten, bewog viele zur Auswanderung. Charakteristisch für seinen sozialen Aufstieg vom landarmen, weitgehend mittellosen Schneider zum Bauern ist die Aussage des Auswanderers Johann Michael Baldauf am Ende seines Briefes an seine zurückgebliebene Braut im Jahre 1785: „Johann Michael Baldauf, kein Schneider mer von Herschwag²⁸, sondern ein Baur von Kerbei²⁹“ (ung. Máriahalom).³⁰ Baldauf war offensichtlich stolz auf seine neue Existenz als landbesitzender „Bauer“.

Briefliche Aussagen wie der von Stefan Kaufmann aus Tscherwenka (ung. Cservenka, serb. Crvenka) in der Batschka verbreiteten sich in den Herkunftsgebieten wie ein Lauffeuer: „Und hier in Ungarland, da hab ich das Jahr mehr Fett vom Maul gewischt als ich in Hasel in

23 Magyar Nemzeti Levéltár-Országos Levéltár [Ungarisches Nationalarchiv-Landesarchiv] (OL), Batthyány család levéltára, P 1314, Missiles, Nr. 57443, o. fol., Brief von Eleonora Gräfin Batthyány-Strattmann an ihren Inspektor, 3.10.1736.

24 Magyar Nemzeti Levéltár-Baranya Megyei Levéltár (BaML), XIII.11, Batthyány-Montenuovo család bólyi, sellyei és enyigi uradalmának iratai [Dokumente der Familie Batthyány-Montenuovo der Herrschaften von Bóly, Sellye und Enying] (BMCs), 35. doboz.

25 Krauss, Deutsche Auswanderer, 91–107.

26 Die Lebensdaten der Gräfin liegen nicht vor.

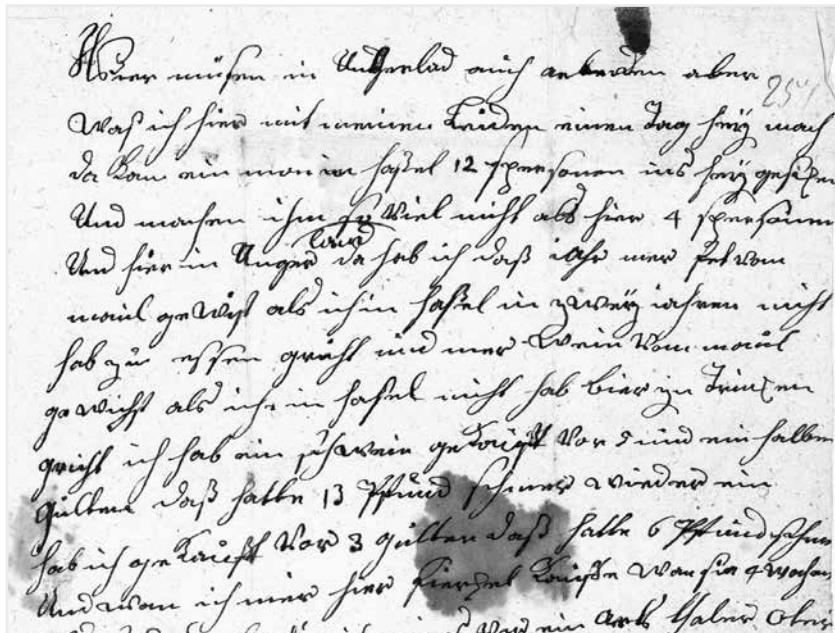
27 Arhiv Vojvodine [Archiv der Wojwodina], Novi Sad (AV), F 2, Bačko Bodroška Županija [Komitat Bács-Bodrog] (BBŽ) I, kutija [Schachtel] 110, fol. 503, Brief von Franziska Gräfin Hadik von Futak an Franz Xaver Weber, 7.3.1778.

28 Hörschwag, heute Stadt Burladingen, Landkreis Zollernalbkreis, Baden-Württemberg.

29 Komitat Komárom-Esztergom.

30 Staatsarchiv Sigmaringen, Ho 1 T 7 Nr. 838, o. fol., Brief von Johann Michael Baldauf aus Kirwa an seine zurückgebliebene Braut in Hörschwag, 18.12.1785.

Abbildung 4: Brief von Stefan Kaufmann aus Tscherwenka nach Weißenhasel, Hessen, undatiert (1785)



Quelle: Hessisches Staatsarchiv Marburg, 4c Rotenburg Nr. 1470, 257r.

2 Jahren nicht hab zu essen kriegt und mehr Wein vom Maul gewischt als ich in Hasel nicht hab Bier zu trinken kriegt.“³¹

Historisch-demographische Rahmenbedingungen: Die initiale demographische Krise

Aus der Retrospektive betrachtet, verzeichneten die deutschen Ansiedlungsgebiete in Ungarn eine dynamische Bevölkerungsentwicklung. Die starke Geburtenrate führte wiederum zu Landmangel und zur Entstehung einer kleinbäuerlichen sozialen Schicht und zu Prozessen der Binnenkolonisation sowie ab dem späten 19. Jahrhundert zur Auswanderung nach Übersee. Doch unmittelbar nach der Ansiedlung gab es in vielen Orten eine dramatische Mortalitätskrise.

Einen Einstieg in diese Sterbekrise vermittelt die Familie von Mathias Spang. Er wurde am 2. Dezember 1733 in Longkamp im Hunsrück im Kurfürstentum Trier geboren.³² Er war mit Margaretha Theisen verheiratet und gehörte zu den ersten Siedlern von Hatzfeld (ung.

31 Hessisches Staatsarchiv Marburg, 4c Rotenburg Nr. 1470, 257r, Brief von Stefan Kaufmann an seine Schwester und den Vetter in Weißenhasel, undatiert [1785].

32 Heute Verbandsgemeinde Bernkastel-Kues, Landkreis Bernkastel-Wittlich.

Zsombolya, rum. Jimbolia) im Banat.³³ Seine Registrierung in Wien erfolgte am 25. Mai 1766.³⁴ Vier Kinder entstammten dieser Ehe, davon wurden drei Kinder noch in Deutschland geboren, das jüngste Kind Maria Katharina kam am 3. Oktober 1766 bereits in Hatzfeld zur Welt.³⁵ Doch der Neubeginn wurde im Frühjahr 1767 zu einer traumatischen Erfahrung für Mathias Spang: Wenige Monate nach der Ansiedlung, am 31. März 1767, starb seine Frau Margaretha, geb. Theisen. Am 13. Juni des gleichen Jahres folgte ihr sein 16-jähriger Sohn Johann. Das in Hatzfeld geborene Mädchen starb am 30. August 1767 im Alter von knapp elf Monaten und hatte die Mutter um fünf Monate überlebt. Da Spang noch zwei weitere Kinder hatte und die Bauernwirtschaft betreiben musste, heiratete er knapp vier Wochen nach dem Tod seiner ersten Frau erneut. Am 27. April 1767 stand er mit der um 1730 geborenen Barbara Reininger aus Lothringen vor dem Traualtar. Der Ehe entstammten zwei Kinder, eines war etwas über ein Jahr alt, als es starb, das andere Kind lebte nur fünf Tage. Dann verstarb auch seine zweite Frau am 3. Dezember 1770. Zu diesem Zeitpunkt lebte noch die um 1764 geborene Anna Maria aus der ersten Ehe.

Fünf Wochen nach dem Tod seiner zweiten Frau heiratete Mathias Spang am 13. Januar 1771 Anna Katharina Maurer. Mit ihr hatte er bis 1787 acht Kinder, von denen mindestens drei Kinder heirateten und in Grabatz (ung. Garabos, rum. Grabați) lebten. Da sich die Spur von Mathias Spang verliert, ist anzunehmen, dass auch er nach Grabatz gezogen war.³⁶

Das Familiensystem von Mathias Spang zeigt einige charakteristische Wesensmerkmale der unmittelbaren Ansiedlungszeit: der Verlust von Ehepartnern bzw. -partnerinnen und Kindern sowie eine aus der Not geborene schnelle Wiederverheiratung, denn die neu übernommene Bauernwirtschaft erforderte als wichtigste Arbeitskräfte sowohl eine Bäuerin als auch einen Bauern. Dies führte nicht selten zu komplexen Stieffamiliensystemen, in dem Kinder aus mehreren Beziehungskonstellationen in einem Haushalt lebten.³⁷

Der Pfarrer der Gemeinde Jahrmarkt (ung. Temesgyarmat, rum. Giarmata) im Banat, Josef Wohlfahrt (1739–1811), schrieb in das Sterberegister des Kirchenbuches den Satz, dass im Juli 1770 unter den neu eingewanderten Ansiedlern das große Sterben ausgebrochen und der Friedhof voll sei.³⁸ Tatsächlich starben vom 1. Juli 1770 bis zum 30. Juni 1771 in Jahrmarkt von schätzungsweise über 2.000 Einwohnern 711 Personen.

Besonders dramatisch war die Lage in mikroklimatisch ungünstigen Lagen und in überschwemmungsgefährdeten Aue- und Sumpfgebieten. Friedrich Wilhelm von Taube berich-

33 Damals Gemeinden Hatzfeld und Landstreu.

34 Franz Wilhelm/Josef Kallbrunner (Hg.), Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa, München [1936], 70.

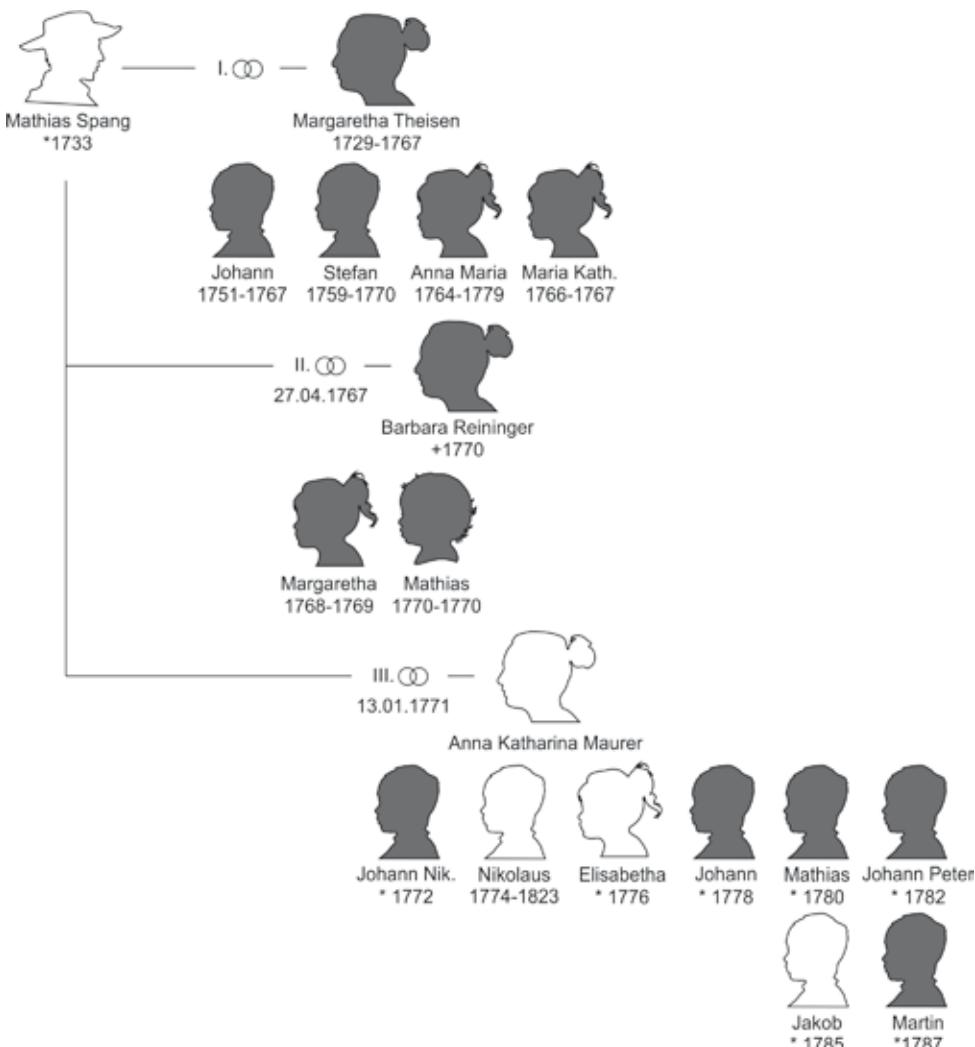
35 Diese und weitere Daten wurden entnommen aus: Helga Hornung/Anton Hornung, Familienbuch der katholischen Pfarrgemeinde Hatzfeld im Banat mit den Filialen Klari, Tschene, Ketscha, Deutsch Zerne und den herrschaftlichen Domänen, 6 Bde., St. Georgen 2015.

36 Allerdings findet sich sein Name dort nicht, siehe: Stefan Stader, Vorläufiges Manuskript für ein Ortssippenbuch der katholischen Pfarrgemeinde Grabatz im Banat, Jockgrim-Kaiserslautern 1985.

37 Mit der Begrifflichkeit „Stieffamilie“ wird eine Vielzahl von Familienformen beschrieben, bei denen zu den „biologischen Elternteilen ein sozialer Elternteil hinzutritt oder ein verstorbener Elternteil durch einen sozialen Elternteil ersetzt wird.“ Walter Bien/Angela Hartl/Markus Teubner (Hg.), Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt, Opladen 2002, 10; Stephanie Coontz, The world historical transformation of marriage, in: Journal of Marriage and Family 66 (2004), 974–979.

38 Institut für Auslandsbeziehungen, Banater Kirchenbücher (Mikrofilme), Mf Kb 47. 1–2, Kirchenbuch von Jahrmarkt, Sterberegister.

Abbildung 5: Das Familiensystem von Mathias Spang. Die schwarz hinterlegten Scherenschnitte symbolisieren, dass die Partnerinnen vor Spang verstarben, die Kinder das Heiratsalter nicht erreichten oder eine Heirat nicht nachgewiesen werden konnte.



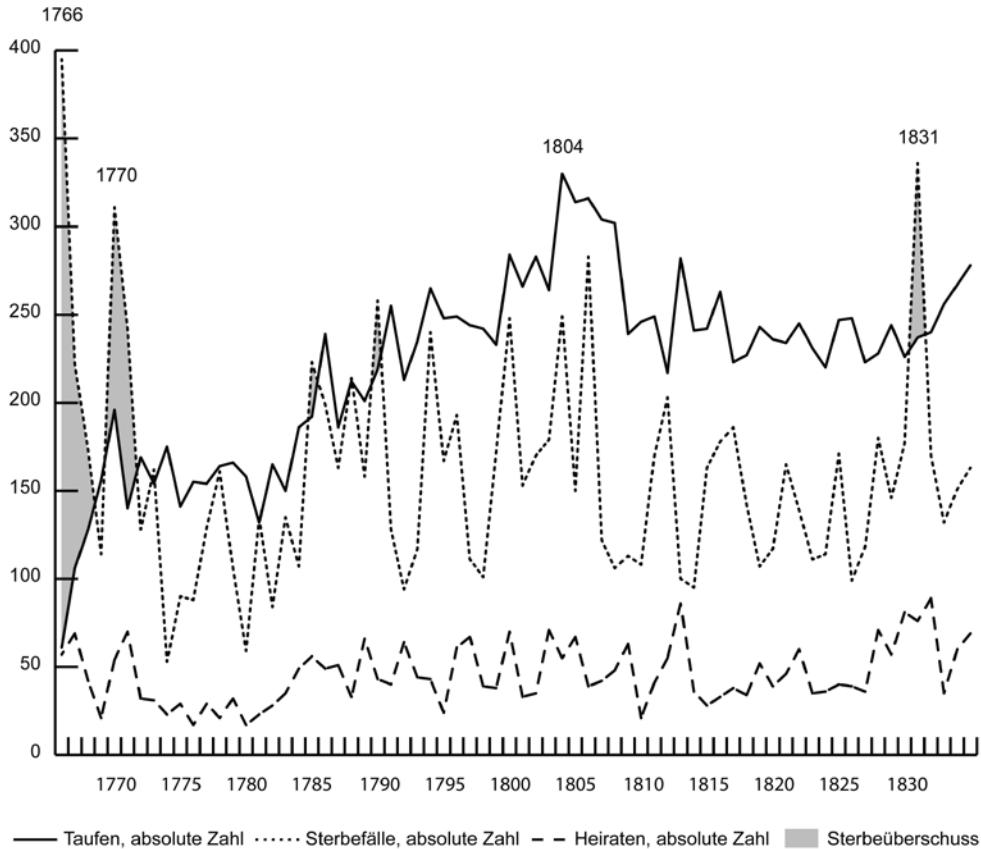
Quelle: Helga Hornung/Anton Hornung, Familienbuch der katholischen Pfarrgemeinde Hatzfeld, St. Georgen 2015; eigene Darstellung.

tete über die großen Tieflandströme, sie „überschwemmen das flache Land weit und breit, und hinterlassen große Moräste“ und würden „durch die Sonnenhitze in Fäulung gerathen und die Luft anstecken. Daher entstehen die bösartigen Fieber, welche so viele Menschen, besonders Ausländer, wegraffen, daß Eseck³⁹ und Pederwardein⁴⁰ der Kirchhof der Deutschen

39 Esseg (ung. Eszék, kroat. Osijek).

40 Peterwardein (ung. Pétervárad, serb. Petrovaradin).

Abbildung 6: Vitalstatistik von Hatzfeld, 1766–1835



Quelle: Institut für Auslandsbeziehungen, Banater Kirchenbücher (Mikrofilme), Mf Kb 41. 1–3, Kirchenbuch Hatzfeld, Tauf-, Sterbe- und Eheregister; eigene Darstellung.

genannt werden.“ Und er fuhr fort: „Die Mücken sind so zahlreich, daß sie an einem Sommerabend zuweilen die Sonne verfinstern. Sie sind etwas größer, als in Deutschland, und ihr Stich ist schmerzhafter und giftiger“⁴¹

Ein Offizier aus der Familie Schertel von Burtenbach des kaiserlichen Heeres unter dem Oberkommando von Prinz Eugen von Savoyen schrieb 1716: „Von hier aus ist mir nichts Neues bewußt, als das die Gelsen [Stechmücken] uns schier verfressen.“⁴² Dabei befand er sich noch im Westen des Königreiches Ungarn, im Feldlager „St. Andrae“, vermutlich in St. Andrä am Zicksee, östlich des Neusiedler Sees im heutigen Burgenland. Damit war er noch weit entfernt von den großen Schlachtfeldern im Rahmen des Venezianisch-Österreichischen

41 Friedrich Wilhelm von Taube, Historische und geographische Beschreibung des Königreiches Slavonien und des Herzogthumes Syrmien, Buch 1, Leipzig 1777, 8–9.

42 Staatsarchiv Ludwigsburg, B 137 Bü 177, Brief des kaiserlichen Offiziers NN Schertel von Burtenbach aus dem Lager in Ungarn an seinen Bruder, Oberstwachtmeister A. E. Schertel von Burtenbach, 28.5.1716.

Türkenkriegs (1714–1718) etwa bei Peterwardein am 5. August 1716 oder bei der Eroberung von Temeswar (ung. Temesvár, rum. Timișoara) im Oktober 1716.

Für eine gesundheitlich ungünstige Lage steht der Ort Bukin (ung. Dunabökény, serb. Mladenovo) in der Batschka. Hier spielte die Lage an der Donau eine erhebliche Rolle. Da es häufig zu Überschwemmungen kam, wurde das Dorf bis 1812 landeinwärts neu angelegt. Nach der Ansiedlung setzte in Bukin 1752 das große Sterben ein. Es gab in diesem Jahr 197 Sterbefälle und 29 Taufen. Doch kein einziges dieser 29 Kinder erreichte das Erwachsenenalter. Ein Geburtenüberschuss setzte erst im September 1753 zaghafte ein, neun Monate nach dem Abflauen des Sterbens.⁴³

Das Sterben in vielen Kolonistendorfern blieb den offiziellen Stellen nicht verborgen. In einer Verordnung von Maria Theresia vom März 1763 stand: „Ferner sind diese neuen Colonisten mit Chirurgus zu versehen, wozumalen bekannt ist, daß die nach Hungarn kommende Fremde stark erkranken, und aus Mangel der Medicamenten grossen Theils dahin sterben.“⁴⁴ Für den tausendfachen Tod gab es mitunter abenteuerliche Begründungen. Der Provinzialmedikus Johann Joachim Groß sah eine Ursache darin, dass die meisten Kolonisten „auf das Fleisch besonders begierig waren [...], den Magen überladeten, und dabei noch den nicht gewohnten starken Wein, im Herbst aber den neuen Most über die Maß hineintranken“, was zu „hitzigen Fiebern“ führen würde.⁴⁵

In überlieferten Krankenlisten dominierten vor allem akute Infekte mit Fieber und Magendarmkrankheiten: „Tussis“ (Husten), „febris“ (Fieber), „pleuritis“ (Brustfellentzündung), „veriolae“ (Kinderpocken), „vomitus“ (Erbrechen), „disenteria“ (Durchfall, blutiger Durchfall).⁴⁶ Tatsächlich waren es fiebrige Infektionskrankheiten und Magen-Darmkrankheiten, Ruhr, Typhus, Malaria, Tuberkulose und Pest, an denen die Menschen starben. Tiberius von Györy identifizierte den morbus hungaricus als Typhus.⁴⁷ Oft dürfte die mangelhafte Immunisierung der Ansiedler eine Rolle gespielt haben.

Die baldige Wiederverheiratung der überlebenden Partner war nicht nur eine Frage der Versorgung der Kinder und der Bewirtschaftung des Bauernhofes, sondern dies war auch der Rechtslage geschuldet: Da Witwen die Bauernwirtschaften nicht alleine bewirtschaften konnten, wurden diese versteigert und anderweitig vergeben, wenn diese nicht innerhalb kurzer Zeit wieder heirateten.⁴⁸ Doch auch Witwer mit kleinen Kindern waren auf eine Partnerin

43 Diese und weitere genealogische Daten wurden entnommen: Opština Mladenovo, Matična Služba [Gemeinde Mladenovo, Standesamt], Kirchenbuch Bukin, Tauf-, Sterbe- und Heiratsregister.

44 Österreichisches Staatsarchiv (ÖSTA), Finanz- und Hofkammerarchiv, Kamerale Ungarn, r. Nr. 704, Fasz. 32, fol. 87 (alte Signatur).

45 OL, Magyar Kincstári Levéltárak [Archive der Ungarischen Kammern] (MKL), E 125 Impopulationalia, 1785/86 (Mikrofilm 22237), Sitzungsprotokoll der königlich Temeser Kameraladministration vom 10.12.1785, Punkt 18, o. fol.

46 Pfarramt Olasz (Komitat Baranya), Kirchenbuch Olasz, Sterberegister.

47 Tiberius von Györy, Morbus Hungaricus. Eine medico-historische Quellenstudie zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Türkenherrschaft in Ungarn, Jena 1901.

48 Die Abstiftung wurde in der Regel abgewogen, doch ohne erwachsene, arbeitsfähige Kinder konnten Witwen einen Sessionsbesitz nicht lange behalten. Ihnen wurde explizit bedeutet, sich so bald als möglich wieder zu verheiraten. So wurde der Kolonistenwitwe Katharina Bauer von Sankt Andreas (auch Sanktandres, ung. Szentandrás, bis 1778 Temeswarer Banat, ab 1778 Komitat Temes, heute Sinandrei, Kreis Timiș, Rumänien) in aller Deutlichkeit mitgeteilt, „daß, wenn sie sich nicht binnen 4 Wochen mit einem arbeitsamen Menschen verehelichen [würde], man sie ohne weitere[s] abstiften, und ihre Wirtschaft entweder, wenn sie Kinder hat, verpachten lassen, widrigenfalls aber einem neuen Reichseinwanderer übergeben würde.“ OL, MKL, E 125 Im-

angewiesen. So lässt sich konstatieren, dass in Bukin von 1751 bis 1759 bei nur 37 Prozent der Trauungen beide Partner ledig waren. Selbst noch in der Dekade 1790 bis 1799 lag dieser Wert bei nur 54 Prozent. Werden diese Werte mit einer süddeutschen Pfarrei der gleichen Zeit verglichen, zeigen sich erhebliche Disparitäten. So lag der Anteil der Paare, bei denen der Zivilstand beider Partner ledig war, im württembergischen Bondorf zwischen 1725 und 1759 bei 80 Prozent.⁴⁹

In Bukin lag die „rohe Sterbeziffer“, der Zahl der Sterbefälle pro Jahr je 1.000 Einwohner, noch in den Jahren 1768 bis 1774 zwischen 70,5 und 143,4 Promille, dies bei einem Durchschnittsalter der Bevölkerung von 23 Jahren im Jahr 1771. Diese Sterbeziffer übertrifft Durchschnittswerte aus dem England des 18. Jahrhunderts erheblich; dort lag die Sterbeziffer in den Jahren 1727 bis 1731 zwischen 34,1 und 44,7 Promille.⁵⁰ Die Säuglingssterblichkeit betrug zunächst 450 Promille und sank in der Dekade 1770 bis 1779 auf 350 Promille. Bei einem Vergleich mit Pfarreien aus den Herkunftsgebieten ergeben sich erhebliche Unterschiede.⁵¹ Doch es gab auch Disparitäten zu Pfarreien in Ungarn mit ungarischer Bevölkerung. Für Öriszentrópeter⁵² wies Gábor Koltai eine über die Untersuchungszeit relativ konstante Säuglingssterblichkeit zwischen 180 und 220 Promille nach.⁵³ Das saisonale Verteilungsmuster der Mortalität in Bukin zeigt in fast allen Dekaden ein Ansteigen der Sterbefälle in den späten Sommermonaten und im Frühherbst, was auf Epidemien hindeutet, die sich gerade in der heißen Jahreszeit schnell verbreiten konnten.

Hinsichtlich des Heiratsverhaltens zeigte sich bei den Siedlern innerhalb weniger Jahre ein sehr viel niedrigeres Heiratsalter als in den Herkunftsgebieten. Denn nur, wer verheiratet war, konnte eine Bauernsession übernehmen. Daraus erklären sich die vielen Hochzeiten auf der Reise und kurz nach der Ankunft. So berichtete die aus Lothringen ausgewanderte Katharina Stoß in einem Brief an ihre Eltern, sie habe auf der Reise einen „Menschen aus Däuschland, [...] nemlich in Würzburchischen gebürtig“, getroffen. Nach ihrer Ankunft in Billed (ung. Billéd, rum. Biled) habe der Vetter Johannes „alle Anstalten gemaget, daß wir kobuliret sündt worden“.⁵⁴ Aufgrund der zunächst hohen Landressourcen lagen die sozioökonomischen Voraussetzungen für eine frühe Verehelichung vor. Selbst aus der Wahrnehmung der Siedler heraus bestätigen sich die Erkenntnisse von John Hajnal (1924–2008), der 1965 europäische Heiratsmuster und Familienstrukturen beschrieb. Er verortete westlich einer Linie von St. Petersburg bis Triest ein hohes Erstheiratsalter und einen hohen Anteil von Personen, die lebenslang ledig blieben. Die Kolonisten waren sich dieses Prozesses selbst

populationalia, 1785/86 (Mikrofilm 22251), Sitzungsprotokoll der königlich Temeser Kameraladministration vom 24.3.1787, Punkt 20, fol. 7 f.

49 Andreas Maisch, Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit, Stuttgart/Jena/New York 1992, 225.

50 Edward Anthony Wrigley/Roger S. Schofield, The Population History of England 1541–1871. A reconstruction, London 1981, 236.

51 Ines Elisabeth Kloke, Säuglingssterblichkeit in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel von sechs ländlichen Regionen. Motto: „Kommts Abendroth, ists Kindlein tod.“, Berlin 1997, Anhang.

52 Komitat Vas im Westen Ungarns.

53 Gábor Koltai, Öriszentrópeter népesedési viszonyai 1784–1895. A református egyházközség családrekonstitúciója [Bevölkerungsgeschichte von Öriszentrópeter 1784–1895. Forschungen zur Familienrekonstitution in der reformierten Gemeinde], in: Történeti Demográfiai Évkönyv 2003, 179–235.

54 Archives départementales de la Moselle, Cours et jurisdictions antérieures à 1790, Maréchaussée de Sarreguemines, B. 10561, Brief von Katharina Stoß an ihre Eltern, 20.9.1784, o. fol.

bewusst. So schrieben die Geschwister Peter, Friedrich und Eva Stemmler aus Oroszló im Komitat Baranya einen Brief an den Vormund und Verwalter ihres Vermögens in Münchweiler⁵⁵. Darin beschwerten sie sich, weil sie ihr Geld erst im Alter von 25 Jahren bekommen sollten: „So haben wir vernomen, daß kein Kient⁵⁶ solle sein väterlich Erb Theil bekommen bieß es 25 Jar alt wäre und verheirath wäre. Aber meine liebe Freünde, in Ongerlanth heirath man wen eins 14 oder 15 Jar alt ist.“⁵⁷

Die initiale Sterbekrise hatte Auswirkungen auf die Familienstrukturen. Das zeigt die Familienliste von Bukin aus dem Jahre 1771. Dort sind viele Familien mit Familienmitgliedern unterschiedlichen Namens aufgeführt.⁵⁸ Die in der Familie von Elisabeth und Nikolaus Fensch lebenden Kinder und jungen Erwachsenen trugen die Namen Fensch, Filber, Strobel und Beipert. Allerdings wurde nur ein Kind als „filius“ bezeichnet, die anderen als „servus“ oder „ancilla“. Diese angenommenen Kinder hatten Dienstbotenstatus. Es waren Waisen- oder Halbwaisenkinder. So war die Mutter von Christina Weipert (Beipert) verstorben, als sie etwa zehn Jahre alt war. Ihr Vater heiratete danach seine dritte Frau – und das Kind wurde weggegeben. In der Familie Stopper hießen die drei Kinder Teiger, Siebenbrunner und Stopper. Barbara Teiger wurde als „filia“ bezeichnet, denn ihre Mutter hatte dieses leibliche Kind in die zweite Ehe mit Stopper eingebracht. Die hohe Sterblichkeit auch bei Erwachsenen führte also nicht selten zu komplexen Stieffamiliensystemen. Dabei wurden Halbwaisen und Waisenkinder oft an Verwandte oder andere Familien abgegeben. Diese Praxis war ein aus der Not geborenes, oft grausames Regulativ zur Vermeidung von zu komplexen Familienstrukturen.⁵⁹

Zwei Schwestern

Der oben erwähnte Brief der beiden Schwestern Magdalena und Waldburga, geborene Bauer, gibt einen Einblick in ein kurzes Zeitfenster ihres Lebens. Wie oben dargestellt, freuten sich die Schwestern über ihre wirtschaftliche Situation. Darüber hinaus enthält der Brief auch Hinweise zu der familiären Situation der beiden Frauen. Magdalena sprach von einer zwölfjährigen Tochter namens Anna Maria und Waldburga teilte mit, dass sie zwei Söhne namens Franz und Peter habe. Gleichzeitig bedauerten sie den Verlust ihrer Ehemänner, mit denen sie ausgewandert waren. Diese seien schon seit sieben Jahren in der „Ewigkeit“; die Totenscheine hätten sie ja in die alte Heimat übersandt. Danach hätten sie sich wieder verheiratet, wobei Magdalena inzwischen mit ihrem vierten Mann verehelicht sei.

Weitere Dokumente in den Verlassenschaftsakten erweitern den Informationshorizont. Doch erst die genealogischen Daten tauchen Fragmente des Lebens der beiden Schwestern in ein grettes Licht. Die am 30. November 1746 geborene Magdalena war 1769 mit 22 Jahren

55 Der Ort heißt seit 1885 offiziell Glan-Münchweiler, heute Landkreis Kusel, Rheinland-Pfalz.

56 Kind.

57 Landesarchiv Speyer, F 29, Nr. 16 II, o. fol., Brief von Peter, Friedrich und Eva Stemmler an ihren Vormund in Münchweiler, Oroszló, 4.2.1788.

58 Die Liste hat den Titel „Familiae et earum proles“ und verweist auf das Jahr 1771. Kalocsai Főegyházmegyei Levélár [Erzdiözesanarchiv von Kalocsa], I. Érseki Levélár [Erzbischöfliches Archiv], Dunabökény, Vegyes iratok (Gemischte Akten).

59 Krauss, Die Kinder der Kolonisten, 199–203.

in die Fremde gezogen.⁶⁰ Sie und ihr Ehemann Lorenz Tannhauser wurden in einem „Verzeichnis der im Jahre 1769 von Wien aus zur Ansiedlung im Banat abgehenden Kolonisten“ am 13. März 1769 registriert.⁶¹ Sie gingen aber nicht in das Banat, sondern kamen schließlich in die Herrschaft Bóly. Dort waren während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) und damit im Zeichen steigender Getreidepreise serbische Familien aus- und deutsche Familien angesiedelt worden. Das geschah auf Veranlassung des Grundherrn, Karl Joseph Fürst von Batthyány-Strattmann (1697–1772). Er versprach sich von den deutschen Kolonisten eine höhere Rendite, da sie relativ moderne Bewirtschaftungsformen mitbrachten und sich vorrangig dem gewinnträchtigen Getreideanbau widmeten.

Der erste Eintrag im Kirchenbuch der zuständigen Pfarrei Ratzpeter (ung. Rácpetre, heute Újpetre) datiert allerdings erst aus dem Jahr 1773.⁶² Wo sich die Familie vorher aufgehalten hatte, ist unbekannt. Im Kirchenbuch wird Magdalena zum ersten Mal im Taufregister erwähnt: Am 3. Juni 1773 bekam sie eine Tochter, die den Namen Agatha erhielt. Vermutlich hatte sie schon vor ihrer Ankunft in Bóly Kinder bekommen. Bis zum Jahr 1786 schenkte sie weiteren vier Kindern das Leben. Nur die am 3. Juni 1783 geborene Anna Maria hat von diesen fünf Kindern das Heiratsalter erreicht. Dass die 1773 geborene Tochter Agatha als Kind verstorben sein muss, geht aus dem Brief hervor. Auch Waldburga folgte mit ihrem Mann Gabriel Steiger ihrer Schwester Magdalena bald nach Ungarn und ließ sich ebenfalls in Wakan nieder.⁶³

Magdalena musste noch andere Schicksalsschläge als den Verlust fast all ihrer Kinder verkraften. Am 19. Februar 1788 verstarb ihr Ehemann Lorenz Tannhauser, den sie am 16. Februar 1769 in Stetten am kalten Markt kurz vor der Auswanderung geheiratet hatte. So heiratete sie zwei Monate später den Witwer Peter Schärf am 29. April 1788. Doch die Ehe währte nicht einmal ein halbes Jahr. Dann starb auch ihr zweiter Mann am 11. Oktober 1788. Nach etwas mehr als drei Monaten heiratete sie den Witwer Philipp Schmidt am 27. Januar 1789. Als Schmidt dann am 8. März 1792 ebenfalls starb, blieb Magdalena für knapp zwei Jahre alleine, um dann am 7. Januar 1794 den Witwer Joseph Vogelstaller zu heiraten. Bei der Hochzeit des vierten Mannes war sie 47 Jahre alt, hatte von mindestens fünf geborenen Kindern vier verloren und drei ihrer Ehemänner überlebt. Ihr letzter Mann verstarb dann am 8. August 1800. Sie überlebte ihn noch um über 18 Jahre. Als sie am 5. November 1818 starb, stand im Sterberegister der Eintrag „Magdalena n[at]a Dannhauser vidua Josephi Vogelstaller [...] 83 ex Vokány“. Doch sie war weder eine geborene Tannhauser noch war sie 83 Jahre alt.

Ihre Tochter Anna Maria hatte am 19. November 1799 mit 16 Jahren den 21-jährigen August Schmid geheiratet. Vermutlich hat das junge Paar die Bauernwirtschaft von Magdalena übernommen. Allerdings ist August Schmid in der Konskription von 1801 noch nicht aufgeführt, wohl aber in der von 1811.⁶⁴ Er war Inhaber des Hausplatzes 75 und bewirtschaftete

60 Pfarramt Stetten am kalten Markt, Kirchenbuch Stetten am kalten Markt, Geburtsregister.

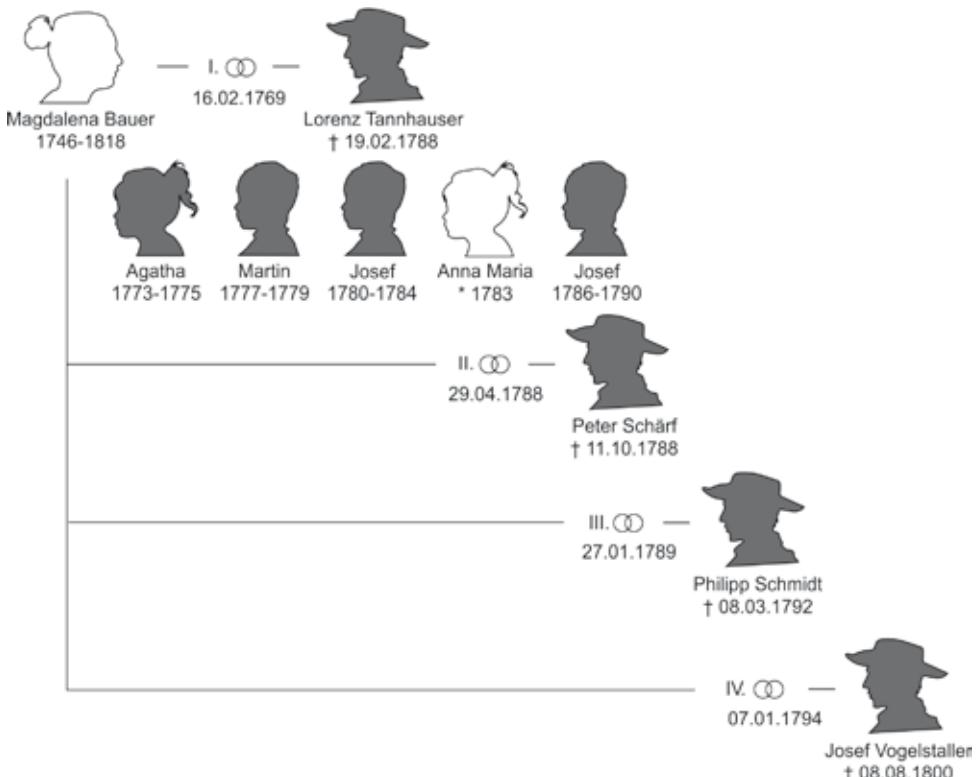
61 Wilhelm/Kallbrunner, Quellen, 102.

62 Diese und die weiteren Daten über die Schwestern und ihre Familien in Ungarn sind dem Kirchenbuch von Újpetre entnommen.

63 Wann genau dieses Ehepaar ihre Heimat verlassen hat, ist unbekannt.

64 BaML, XIII.11, BMCs, 200–204. doboz, Urbarialkonkriptionen 1801, 1811, 1814, 1823, 1828. In Ungarn war die Größe einer Session (Bauernansässigkeit) recht unterschiedlich und in den einzelnen Urbarialvorschriften geregelt. Im Komitat Baranya bestand eine ganze Session in der ersten Klasse aus 22 Joch, in der zweiten Klasse aus 24 und in der dritten Klasse aus 26 Joch. In der Batschka bestand eine Session aus 32 bis 38 Joch,

Abbildung 7: Das Familiensystem von Magdalena Bauer aus Wakan (ung. Vokány). Die schwarz hinterlegten Scherenschnitte symbolisieren den Tod vor Magdalena Bauer.



Quelle: Pfarramt Stetten am kalten Markt, Kirchenbuch Stetten am kalten Markt; Pfarramt Üjpétre, Kirchenbuch Ratzpeter (ung. Újpetre); eigene Darstellung.

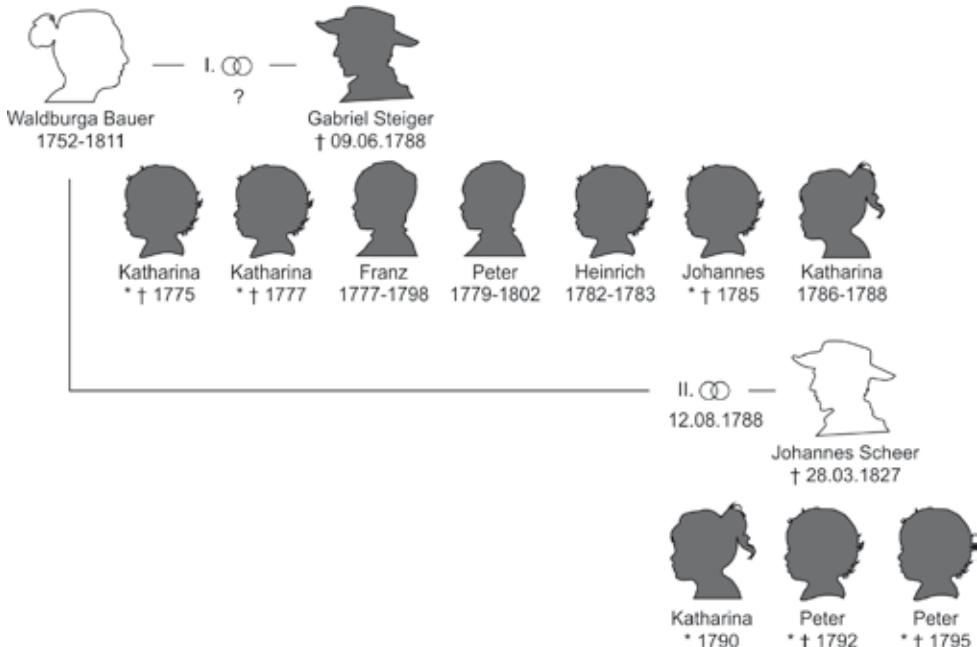
tete eine 3/8 Session, womit er zu den großen Bauern von Wakan gehörte. Auch Anna Maria lebte nicht lange. Sie ist zwar nirgends im Sterberegister vermerkt, doch ihr Mann hatte schon 1843 seine zweite Frau zu Grabe getragen. Aber Anna Maria Schmid, geborene Tannhauser, hat von 1801 bis 1818 neun Kinder geboren. Nur bei zwei dieser Kinder kann eine Heirat nachgewiesen werden.

Auch die in zweiter bis vierter Ehe von Magdalena, geborene Bauer, erheirateten Witwer brachten wohl Kinder in die Ehe mit. Damit entstand eine Stieffamilie mit Kindern aus mehreren Beziehungskonstellationen. Das stellte für die traumatisierten Kinder und Eltern eine große Herausforderung dar. Dieser Tatbestand verursachte in vielen Familien Streitigkeiten um das Erbe.⁶⁵

eingeteilt in vier Klassen und war damit sehr großzügig bemessen. Siehe: Johann Graf Mailáth, Das Ungrische Urbarialsystem oder des Grundherrn und des Bauers Wechselverhältniß in Ungern, Pest/Leipzig 1838, 91. Ein Joch wiederum entsprach 43,16 Ar.

65 Krauss, Die Kinder der Kolonisten, 167–170.

Abbildung 8: Das Familiensystem von Waldburga Bauer aus Wakan (ung. Vokány). Die schwarz hinterlegten Scherenschnitte symbolisieren den Tod vor Waldburga Bauer.



Quelle: Pfarramt Stetten am kalten Markt, Kirchenbuch Stetten am kalten Markt; Pfarramt Újpetre, Kirchenbuch Ratzpeter (ung. Újpetre); eigene Darstellung.

Die am 26. März 1752 geborene Waldburga Bauer hatte ihren ersten Ehemann Gabriel Steiger ebenfalls 1788, am 9. Juni, verloren. Doch die inzwischen 36-jährige Frau war mit ihrer Session eine gute Partie und heiratete am 12. August 1788 den 24-jährigen Junggesellen Johannes Scheer. Auch ihr Leben war ständig vom Tod begleitet. Von mindestens sieben Kindern ihrer ersten Ehe konnten zwar die im Brief benannten Söhne Franz und Peter mit 20 und 18 Jahren heiraten, starben aber kurz darauf mit 21 und 23 Jahren. Von Katharina, dem einzigen Mädchen aus der Beziehung mit ihrem zweiten Mann, liegt kein Heirats- oder Todesdatum vor. Da sie aber im Brief von 1795 nicht erwähnt wird, lebte sie zu diesem Zeitpunkt wohl nicht mehr. So musste Waldburga ins Grab ihrer mindestens zehn eigenen Kinder blicken. Die Kinder waren – mit Ausnahme von Franz und Peter – als Säuglinge oder im Alter von zwei Jahren verstorben. Allein vier ihrer Kinder hatte sie auf den Namen Katharina taufen lassen. Diese Mädchen wurden in den Jahren 1775, 1777, 1786 und 1790 geboren. Drei Jungen erhielten den Namen Peter, wovon zwei als Säuglinge starben und einer im Alter von 21 Jahren.

Der erwähnte Brief blieb nicht ohne Resonanz. Am 4. März 1801 schrieb Obervogt Kibele aus dem Reichskloster Salem an den Pfarrer von Ratzpeter, Johannes Monte, zu dessen Pfarrei der Ort Wakan gehörte. Er enthielt schlechte Nachrichten, denn die Mutter der beiden Schwestern, Anna Maria Bauer, geborene Dreher, war inzwischen verstorben. Der Vater lebte

schon viele Jahre nicht mehr.⁶⁶ Auch die beiden, in der alten Heimat verbliebenen Schwestern der Ausgewanderten, Anna und Marta, lebten nicht mehr, wohl aber vier Waisenkinder von Marta. Daraufhin verzichteten Magdalena und Waldburga am 20. Mai 1801 auf ihr kleines Erbe zugunsten der vier Waisenkinder namens Magdalena, Anna Maria, Joseph und Philipp Stöckle. Als Gegenleistung baten sie nur um ein Requiem für ihre verstorbene Mutter und die Kinder sollten einen Rosenkranz beten.⁶⁷ Dies alles wurde in einem Brief vom 21. Mai 1801 des Pfarrers Monte an den Pfarrer des Reichsklosters Salem dargelegt. Obervogt Kibele übermittelte den Dank der Beschenkten an Pfarrer Monte am 15. Dezember 1801. Angesichts des Schicksals von Magdalena und Waldburga Bauer erstaunt die oben erwähnte briefliche Aussage von 1795, als die beiden bekannten, ein „gutes Auskommen“ zu haben.

Sonntagabend, 20. September 1812 und die Frau des Attentäters

Vier Tage versteckten sie sich in einem Maisfeld am Weg von Gajdobra (ung. Szépliget) nach Tscheb (ung. Dunacséb, serb. heute Čelarevo). Die 14 Männer in der Südbatschka wechselten sich mit ihrer Wache ab. Ihre Haare hatten sie ins Gesicht gekämmt, das Gesicht mit Ruß geschwärzt, den Kopf mit dunklen Mützen bedeckt. Bei sich trugen sie Gewehre, Beile, Keulen, eiserne Hacken. Endlich, am Sonntagabend des 20. Septembers 1812, kam der Grundherr Leopold von Márffy mit seiner Kutsche aus Pest zurück. Die Männer brachen aus dem Hinterhalt hervor. Einige brachten die angespannten Pferde zum Stehen, andere feuerten auf den Grundherrn; fünf Schüsse trafen ihr Ziel. Sie zogen den tödlich Getroffenen aus der Kutsche, warfen ihn zu Boden und fügten ihm mit überaus „unmenschlicher Raserei“ („inhumana saevitia“) weitere Wunden zu. Den letzten Stoß gab ihm Georg Rem. Dabei rief er aus: „Ich muß ihm auch noch eins geben.“ Dann hauchte der Grundherr, der seine Untertanen jahrelang gequält und übervorteilt hatte, sein Leben aus.⁶⁸

Im Obduktionsbericht wurden fünf schwere Verletzungen durch Gewehrkugeln festgestellt. Weitere Wunden kamen hinzu: In der rechten Seite des Halses, zwischen der ersten und

66 GDAL, Nr. 1377, o. fol., Brief von Obervogt Kibele des Reichsklosters Salem an den Pfarrer von Ratzpeter, 4.3.1801.

67 Ebd., Verzichtserklärung von Magdalena und Waldburga Bauer, 20.5.1801.

68 OL, Kancelláriai Levélár [Archiv der Ungarischen Hofkanzlei], Magyar Királyi Kancellária [Königlich-Ungarische Hofkanzlei] (MKK), Acta generalia, A 39, 1816/392, Schreiben des Vorsitzenden der Königlichen Tafel, Georg Graf Mailáth von Székely, an die Ungarische Hofkanzlei, dass die durch das Komitatsgericht und die Königliche Tafel zur Todesstrafe verurteilten Franz Stolz, Joseph Ferger, Johannes Tillinger, Nikolaus Schultz und Georg Rehm um Begnadigung bitten, 20.12.1815, 2–12a, mit beiliegender Bitte um Begnadigung, 13, 13a; ebd., A 39, 1816/2713, Gutachten der Ungarischen Hofkanzlei zur Begnadigung der fünf Hauptäter, undatiert sowie Vorschlag der Ungarischen Hofkanzlei an Seine Majestät, 1–14a, 19.1.1816 und 22.2.1816. Die Geschichte des Mordes ist umfassend wissenschaftlich bearbeitet: Karl-Peter Krauss, *Mord an der Donau. Leopold von Márffy und die deutschen Untertanen in Tscheb (1802–1812). Eine Mikrogeschichte der Gewalt*, Berlin/Boston 2018.

zweiten sowie der zweiten und dritten Rippe, im Magen, in der rechten Schulter, eine Hiebwunde in der Stirn, Stichwunden an der Hand und im Schlüsselbein. Es war ein Massaker.⁶⁹

Erst knapp zwei Jahre später wurden die Täter gefasst. Die Mauer des Schweigens im Dorf war gebrochen. Die Haupttäter wurden zum grausamen Tod am Rad verurteilt.⁷⁰ Doch Kaiser und König Franz I. (1768–1835) griff ein.⁷¹ Auf dem Gnadenweg wurde ihnen die Todesstrafe erlassen, nicht jedoch ihrem Anführer Josef Ferger, der am 7. Mai 1816 am Tatort geköpft wurde. In der Erinnerungskultur, im kollektiven Gedächtnis des Dorfes blieb der Attentäter lange lebendig. Doch hier geht es um seine Frau. Mit Hilfe von unvollständigen Gerichtsakten gelingt allerdings nur eine fragmentarische Annäherung an das Leben der Ehefrau des hingerichteten Attentäters Josef Ferger. Erst die Analyse genealogischer Daten ergibt einen bescheidenen Einblick in ihre Verehelichungen und die wechselnden Familienkonstellationen.

Bei der Hinrichtung ihres Mannes war Maria Anna Wunderlich 29 Jahre alt. Sie war 1787 in Gajdobra, einem Nachbarort von Tscheb, geboren worden. Die Familie Wunderlich stammte ursprünglich aus Rohrbach (franz. Rohrbach-lès-Bitche) in Lothringen. 1803 hatte Maria Anna Wunderlich Joseph Ferger im Alter von 15 oder 16 Jahren geheiratet.⁷² Am Tag des Todes von Joseph Ferger blieb die jetzt verwitwete Maria Anna Wunderlich mit ihren damals noch drei kleinen Kindern, Michael (geb. 20.9.1805), Gertrud (geb. 29.10.1807) und Johann Baptist (geb. 15.1.1813) zurück. Zehn Wochen nach der Hinrichtung ihres Mannes heiratete sie den neun Jahre jüngeren Johann Eisemann (1796–1821). Diese Heirat war wohl nicht zuletzt das Ergebnis einer wirtschaftlich induzierten Heiratsstrategie. Während Josef Ferger im Gefängnis geschmachtet hatte, war die Frau auf sich allein gestellt gewesen und musste sich um ihre Kinder kümmern. Doch der zweite Ehemann von Maria Anna Wunderlich hatte keine gute Partie gemacht. Der Besitz war völlig überschuldet.⁷³ Zudem war diese Ehe nicht die letzte der schwer geprüften Frau. Denn Johann Eisemann starb schon am 14. Februar 1821 mit 25 Jahren.

Die Witwe musste erneut eine Ehe eingehen. Sie war 38 Jahre alt, als sie am 3. Mai 1825 den 43-jährigen Witwer Peter Milbli (1782–1829) aus Bukin heiratete. In erster Ehe war er mit Barbara, geb. Fickert, verehelicht gewesen. Diese hatte elf Kinder zur Welt gebracht, wovon zum Zeitpunkt der Hochzeit Milblis mit Maria Anna 1825 noch sieben Kinder am Leben waren. Und sie selbst bekam von ihrem dritten Ehemann wiederum zwei Kinder, wovon das erste allerdings nur knapp zwei Jahre alt wurde und das zweite Kind nach dem Tod ihres Mannes als Säugling starb. Damit lebten in dem Haushalt wohl Geschwister und Halbgeschwister aus drei verschiedenen Beziehungskonstellationen. Es waren die wahrscheinlich damals noch lebenden Kinder aus der Ehe mit Johann Eisemann,⁷⁴ dann die Kinder, die sie

69 OL, MKK, Acta generalia, A 39, 1816/2713, Gutachten der Ungarischen Hofkanzlei zur Begnadigung der fünf Haupttäter, 5, undatiert.

70 Ebd., A 39, 1816/392, 6a, Schreiben des Vorsitzenden der Königlichen Tafel, Georg Graf Mailáth von Székely an die Ungarische Hofkanzlei, 19.1.1816.

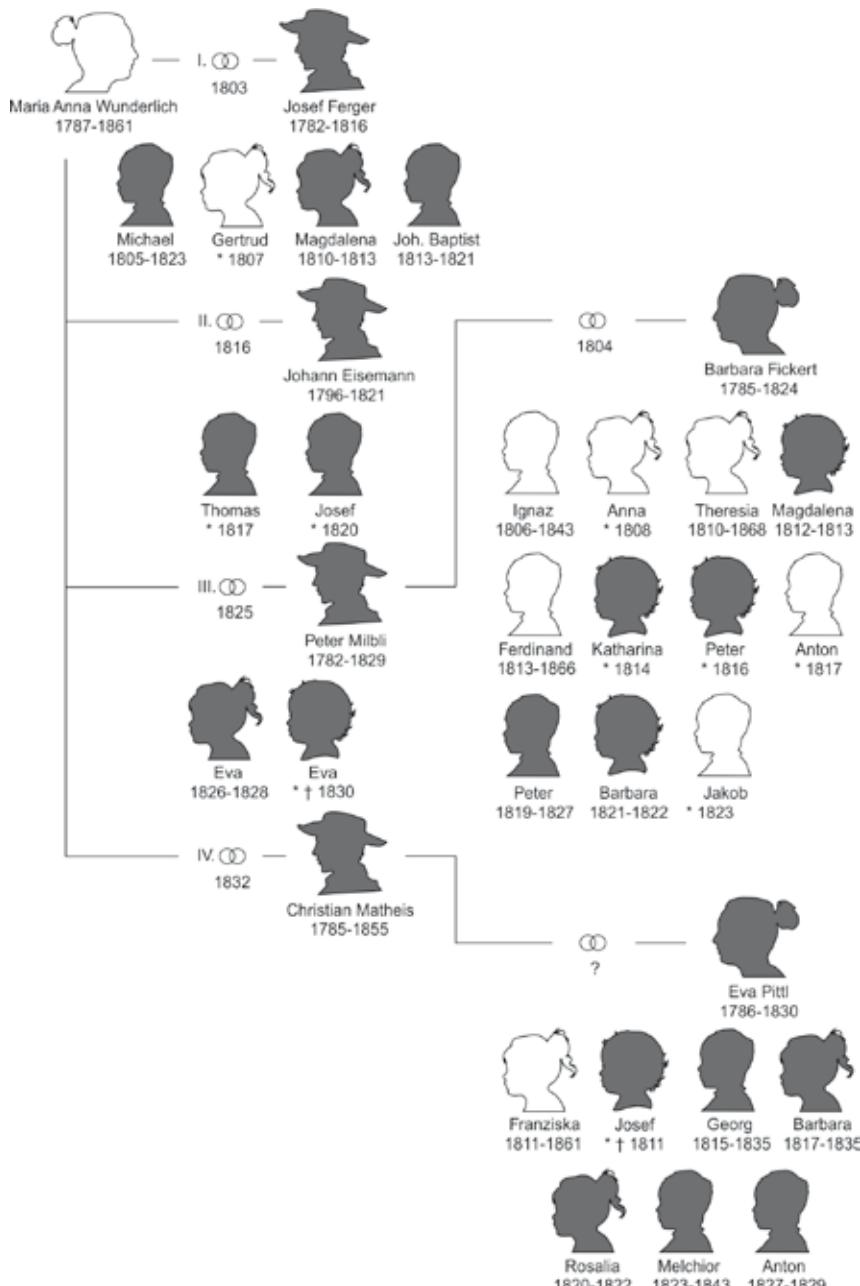
71 Ebd., A 39, 1814/13690, 2, Anweisung von Franz I. an den Hofkanzler der Königlich-Ungarischen Hofkanzlei, Graf Erdödy, dass im Komitat gegenüber den Mördern von Márffy gemäß den Gesetzen vorgegangen werde.

72 Diese und die folgenden genealogischen Daten sind entnommen: Anton Reimann, Ortssippenbuch Gajdobra-Neugajdobra in der Batschka, Frankfurt/Main 1975; Josef Seitz/Stefan Ferger, Familienbuch Tscheb an der Donau, Reutlingen 2002; Jakob Schuy, Ortssippenbuch Bukin in der Batschka, 2 Bde., Lappersdorf 1999.

73 AV, F 2, BBŽ, kut. 707, o. fol., Protokollauszug der Sitzung des Herrenstuhls vom 17.5.1827 mit einem Protokollauszug der Sitzung vom 16.1.1821.

74 Von diesen Kindern liegt nur das Geburtsdatum vor.

Abbildung 9: Das Familiensystem von Maria Anna Wunderlich aus Tscheb. Die schwarz hinterlegten Scherenschnitte symbolisieren den Tod vor Wunderlich oder vor der Heirat.



Quelle: Anton Reimann, Ortssippenbuch Gajdobra-Neugajdobra in der Batschka, Frankfurt/Main 1975; Josef Seitz/Stefan Ferger, Familienbuch Tscheb an der Donau, Reutlingen 2002; Jakob Schuy, Ortssippenbuch Bukin in der Batschka, Lappersdorf 1999; eigene Darstellung.

zusammen mit Peter Milbli hatte, sowie schließlich jene Kinder, die Milbli mit in die Ehe gebracht hatte.

Als Maria Anna ihre dritte Ehe einging, lebte noch ein Kind von Maria Anna aus ihrer ersten Ehe mit Joseph Ferger. Die anderen drei Kinder aus dieser Beziehung waren bereits verstorben. Das überlebende Mädchen namens Gertrud war am 29. Oktober 1807 geboren worden, wurde jedoch nicht mehr Mitglied des komplexen Stieffamilienhaushalts, denn sie hatte bereits am 18. Januar 1825 im Alter von 17 Jahren den ebenfalls 17 Jahre alten Valentin Peregrinus Beck geheiratet und wohl einen eigenen Hausstand gegründet.

Auch die dritte Ehe von Maria Anna, geb. Wunderlich, wurde durch den baldigen Tod von Peter Milbli beendet, der am 18. Dezember 1829 im Alter von 47 Jahren starb. Schließlich heiratete sie am 31. Januar 1832 als vierten Ehemann den Witwer Christian Matheis (1785–1855) aus Bukin, der aus Karawukowa (ung. Bácsordas, serb. Karavukovo) stammte. Aus seiner ersten Ehe mit Eva, geborene Pittl, stammten sieben Kinder, wovon indessen nur das älteste das Heiratsalter erreicht hatte. Zum Zeitpunkt der Eheschließung lebten aber immerhin noch vier Kinder aus dieser ersten Ehe von Matheis. Damit kamen wohl noch weitere Kinder in das Familiensystem der Witwe. Große seelische Verletzungen und Traumatisierungen aller Kinder und der Mutter durch den Verlust von Familienangehörigen, die wechselnden Familiensysteme und Bezugspersonen sind anzunehmen. Zudem musste Maria Anna den gewaltsamen Tod ihres ersten Mannes verkraften. Doch selbst ihren vierten und letzten Gatten hat sie bis zu ihrem eigenen Tod am 13. Februar 1861 noch um etwas mehr als fünf Jahre überlebt. Im Sterberegister von Bukin wurde festgehalten: „Maria Wunderlich, Witwe des Christian Matheis“ („Maria Vunderlich vidua Christiani Matheis“). Ihren Lebensabend hatte sie wohl in Bukin verbracht, dem Herkunftsstadt ihres ersten Mannes Ferger und dem Wohnort ihres letzten Mannes Matheis.

Jakob Frick und der zerbrochene Sehnsuchtsraum

Johann Jakob Frick wurde am 24. August 1746 in Erpfingen⁷⁵ auf der Schwäbischen Alb geboren. Der evangelische Ort gehörte zum Herzogtum Württemberg. Seine Eltern waren der Bauer Ludwig Frick sowie Anna Maria, geborene Göbel.⁷⁶ Als seine Mutter am 29. Oktober 1763 im Alter von 56 Jahren starb, war er 16 Jahre alt. Schon im Alter von 18 Jahren heiratete Johann Jakob Frick Anna Barbara Schweickardt. Das im Mai 1766 erstellte Zubringensinventar gibt einen Einblick in die keineswegs schlechten Vermögensverhältnisse des jungen Paares. Der gesamte Besitz von Frick an Immobilien und „Fahrnis“, worunter Vieh, Werkzeuge, Kleider, Geschirr, Betten, Stoffe und anderes bewegliches Vermögen fallen, wurde mit beachtlichen 1.132 Gulden und 36 Kreuzern veranschlagt. Der Besitz seiner Frau wurde mit 723 Gulden und 23 Kreuzern taxiert.⁷⁷

Gegen Ende des Jahres 1785 betrieb Frick seine Auswanderung. Er wollte sich mit seiner Familie im Königreich Ungarn niederlassen. Am 10. Dezember 1785 bestätigte ihm der Land-

⁷⁵ Heute Sonnenbühl-Erplingen, Landkreis Reutlingen, Baden-Württemberg.

⁷⁶ Diese und die weiteren genealogischen Daten der Familie des Johann Jakob Frick sind dem Kirchenbuch Erpfingen, Taufregister, Mischbuch, 1739–1849, <https://www.archion.de/> (16.11.2020), entnommen.

⁷⁷ Gemeindearchiv Erpfingen (GA Erpf), B 281, Inventuren und Teilungen, fol. 402–411.

vogt Franz Anton von Plank⁷⁸ in der vorderösterreichischen Herrschaft Ober- und Niederhohenberg, dass er den Auswanderungskonsens erhalten würde, wenn er nachweisen würde, dass er und sein Verwandter namens Johann Peter Frick „wohlverhaltene Bauersleute seyen“, und einen Auswanderungskonsens ihres Landesherrn, womit der Herzog von Württemberg gemeint war, vorlegen würde. Auch ihnen wurden die vorteilhaften Ansiedlungsbedingungen der josephinischen Kolonisation in Aussicht gestellt, ein „eigenes Haus und Bauerngut, wie auch, nach Erforderniß, ein Paar Ochsen oder zwey Pferde samt einer Kuhe und den zur Wirtschaftspflege benötigten Wagen, Pflug und Eggen, unentgeldlich zugetheilt“ zu bekommen.⁷⁹

Der Landvogt erstellte zudem eine Liste aller Auswanderungswilligen, die sich bei ihm am 10. November 1785 in Sigmaringen gemeldet hatten. Daraus geht hervor, dass Jakob Frick ein Vermögen in Höhe von 1.000 Gulden mit sich führen werde. Frick gab auch an, drei Söhne und drei Töchter nach Ungarn mitzunehmen.⁸⁰ Schon am 14. Januar 1786 wurde ihm vom herzoglich-württembergischen Oberamtmann zu Urach die „gnädigste Erlaubnis“ des Landesherrn erteilt, auswandern zu dürfen. Allerdings war als Zielgebiet jetzt Preußisch-Polen angegeben. Offensichtlich war die Kunde von der „ungarischen Krankheit“ bis nach Erpfingen gedrungen, weshalb sich Frick, wie viele andere Auswanderer auch, lieber in Polen als im Königreich Ungarn niederlassen wollte.

Frick hatte mit seiner Frau Anna Barbara insgesamt neun Kinder. Aber am 2. Juli 1781 war sie im Alter von 40 Jahren bei der Entbindung eines Kindes abends zwischen 21.00 und 22.00 Uhr gestorben. Auch das Neugeborene hatte nicht überlebt. Ein halbes Jahr später heiratete er am 30. Januar 1782 die aus Meidelstetten⁸¹ stammende Anna Maria Werner, die zum Zeitpunkt der Hochzeit 44 Jahre alt war. Mit ihr hatte er noch zwei weitere Söhne. Es war der 1782 geborene Johann Ludwig und der 1785 geborene Tobias.

Vor seiner Abreise erstellte sein Schwager am 19. Juni 1786 noch ein Schriftstück, in dem die Erbregelung für die vier Kinder aus seiner ersten Ehe festgehalten war. Sie sollten jene 500 Gulden erben, die Frick in Erpfingen zurückließ. Es handelte sich um Geld aus dem Verkauf seines Hauses und von Gütern, wobei die Käufer den Preis in Raten abzahlten und jährlich fünf Prozent Zinszahlungen leisten mussten. Der Schwager Friedrich Betz hatte dies als Vormund der vier Kinder der ersten Frau von Frick in dem Brief eingangs so erläutert:

„[...] weil er ein gutes Vermögen mit nach Kaisers Bohlen mit der Hilfe Gottes bringen thut, so hab ich ihm erinret, daß der Mensch sterblich und dem Tod underworfen, so mecht er den zu ehrst vor seine Kinder [sorgen], die schohn fünf Jahr die rechte Muter durch einen schnellen Tod verloren.“

Am Ende des Briefes wünschte Friedrich Betz seinen Verwandten noch alles Gute und fasste dies in die Worte: „Fürchtet Gott, ehret den Kaiser und lebet in Fried und Einigkeit

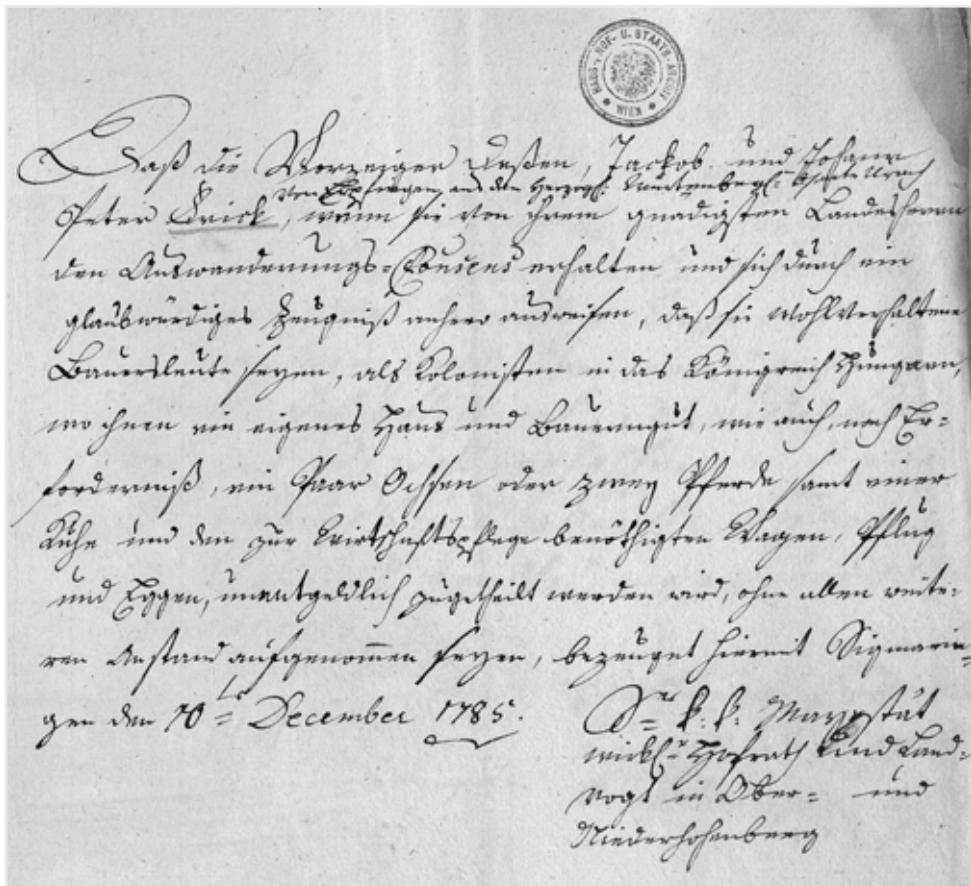
78 Von Plank war von 1778 bis 1787 Landvogt in dieser Herrschaft, vorher k. k. Amtsrat in Schlesien (1767–1771).

79 ÖSTA, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Diplomatie und Außenpolitik vor 1848, Staatenabteilungen Polen III 14, Ansiedlung in Galizien und Ungarn, fol. 133, Bestätigung, dass Jakob und Johann Peter Frick aus Erpfingen als Kolonisten angenommen werden bei Vorlage eines Auswanderungskonsens und Zeugnisses, 10.12.1785.

80 OL, MKL, E 125 Impopulationalia, 1785/1786 (Mikrofilm 22235), fol. 288–291, Verzeichnis einiger in das Königreich Hungarn zu ziehen verlangender Familien, 10.11.1785.

81 Heute Hohenstein-Meidelstetten, Landkreis Reutlingen, Baden-Württemberg.

Abbildung 10: Bestätigung, dass Jakob und Johann Peter Frick aus Erpfingen als Kolonisten angenommen werden, wenn sie einen Auswanderungskonsens vorlegen und sich durch ein glaubwürdiges Zeugnis ausweisen, 10. Dezember 1785



Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Diplomatie und Außenpolitik vor 1848, Staatenabteilungen Polen III 14, Ansiedlung in Galizien und Ungarn, fol. 133.

und erziehet eure Kinder in der Ermahnung deß dreieinigen Gottes. So könd ihr versichert fordreißen.“⁸²

Dann kam der Zeitpunkt für das Ehepaar Anna Maria und Jakob Frick, in dem es kein Zurück mehr gab: Am 22. und 23. Juni 1786 erfolgte durch Eintrag in das Kaufbuch der rechtsverbindliche Verkauf des gesamten Besitzes von Frick.⁸³ Danach reiste die Familie ab und schiffte sich in Ulm auf der Donau ein. Denn schon am 11. Juli 1786 wurde Jakob Frick

⁸² OL, MKL, E 125 Impopulationalia, 1787 (Mikrofilm 22256), fol. 94–98, Gehorsamster Bericht der königlich Temeser Kameraladministration, 19.5.1787 sowie Abschrift des Schreibens vom 19.6.1786.

⁸³ GA Erpf, B 211, Kaufbuch 1767–1796, fol. 228–235. Einige Verkäufe wurden erst am 28.6.1786 eingetragen.

mit seiner Familie in Wien registriert.⁸⁴ Sein Vermögen ließ er in der Ungarischen Hofkanzlei mit 1.400 Gulden eintragen.⁸⁵ Allerdings lagen von dieser Summe noch 500 Gulden bei Käufern in Erpfingen.⁸⁶

Noch vor seiner Registrierung in Wien hatte sich der ungarische Hofkanzler Karl Graf Pálffy (1735–1816) am 6. Juli 1786 an die Königlich Ungarische Statthalterei gewandt und die Anweisung gegeben, sich des Jakob Frick „als einen sehr tüchtigen und mit ziemlicher Baarschaft versehenen Mann besonders“ anzunehmen. Auch trug er der Statthalterei auf, dafür Sorge zu tragen, dass Frick und seine Familie „behörig untergebracht“ werde.⁸⁷

Wie sich erst später herausstellte, kam es auf der Reise zu einem unschönen Zwischenfall, der sogar den ungarischen Hofkanzler Pálffy beschäftigte. Offensichtlich hatte Frick einem allein reisenden Mädchen namens Anna-Maria Gauger, das auf dem Weg zu seinen nach Galizien ausgewanderten Eltern war, Kleidungsstücke „vorenthalten“. Er sollte dahingehend vernommen werden, was ihn zu dieser Maßnahme veranlasst habe. Falls der Vorwurf stimme, habe er einen Schätzwert von 20 Gulden für die Kleider zu entrichten.⁸⁸

Doch es kam anders. Unmittelbar nach seiner Ankunft in dem evangelischen Kolonistendorf Liebling im Banat verstarb Jakob Frick am 1. September 1786, nur etwas mehr als zwei Monate nach seinem Aufbruch in Erpfingen. Zwei Tage später verschied seine zweite Frau Anna Maria. Von den sechs Kindern überlebten nur die 1771 geborene Maria Barbara und die 1779 geborene Christina aus erster Ehe. Das ältere Mädchen war zum Zeitpunkt des Todes ihrer Eltern 15 Jahre, das jüngere war gerade sieben Jahre alt. Nun waren die Kinder in einem fremden Land, ohne das vertraute verwandtschaftliche Netzwerk und die sozialen Bindungen. Sie mussten bei anderen Familien untergebracht werden. Am 4. Dezember sandte das Rentamt von Tschakowa (ung. Csák, rum. Ciakova) das Verlassenschaftsprotokoll des verstorbenen Jakob Frick bei der Statthalterei ein.⁸⁹

Die ältere Tochter Maria Barbara heiratete bereits am 1. Mai 1787 mit noch 15 Jahren und gebar im Laufe ihrer Ehe mit Georg Nikolaus Schärf (1764–1823) elf Kinder. Sie starb schließlich am 16. Oktober 1854 mit knapp 83 Jahren. Die jüngere Tochter heiratete erst spät den Witwer Daniel Johann Hellering am 22. Februar 1824.⁹⁰

Wie aus einem Bericht der Kameraladministration Temeswar an die königlich-ungarische Statthalterei vom 19. Mai 1787 hervorgeht, hatte Jakob Frick 1.233 Gulden und vier Kreuzer hinterlassen. Davon lagen jedoch die besagten 500 Gulden noch im Herkunftsor

84 Wilhelm/Kallbrunner, Quellen, 291.

85 Die Daten sind einer von Zoltán Csapó angefertigten Liste aller Protokolle über das Ansiedlungsgeschäft entnommen, die auf Akten des OL, MKK, Acta generalia, A 39 verweisen.

86 OL, MKL, E 125 Impopulationalia, 1787 (Mikrofilm 22257), Schriftverkehr zwischen der Kameraladministration Temeswar und der königlich-ungarischen Statthalterei, fol. 497 f., Mai/Juni 1787.

87 Ebd., 1785/1786 (Mikrofilm 22249), o. fol., Schreiben des ungarischen Hofkanzlers Karl Graf Pálffy an die königlich-ungarische Statthalterei, 6.7.1786.

88 Ebd., 1785/1786 (Mikrofilm 22250), o. fol. Schreiben von Hofkanzler Karl Graf Pálffy an die Statthalterei, 29.7.1786.

89 Ebd., 1785/1786 (Mikrofilm 22251), fol. 6, Punkt 19, 128, Sitzungsprotokoll der königlich Temeser Kameraladministration vom 16.12.1786.

90 Johann Möhler, Ortssippenbuch Liebling im Banat, Pfullingen 1979. Die Daten der ersten Jahre im Familienbuch sind nicht durchgängig korrekt.

Erpfingen.⁹¹ Die Kameraladministration bat darum, dieses Erbe nach Ungarn zu transferieren, damit die beiden überlebenden Mädchen nach Erlangung der Volljährigkeit in den Genuss des Erbes kommen könnten. Die inzwischen verheiratete Anna Barbara reichte im August 1787 ein Gesuch ein, in dem sie darum bat, sie für volljährig zu erklären, damit ihr das zustehende Erbteil ausgezahlt werden könne.⁹² Aus dem Schriftwechsel zwischen den Regierungsstellen geht hervor, dass zur Erhebung des Erbes zuallererst ein obrigkeitliches Zeugnis ausgestellt werden müsse, aus dem ersichtlich sei, dass die erb berechtigten Kinder von Jakob Frick aus erster Ehe noch am Leben seien, da ihre inzwischen ebenfalls verstorbene Stiefmutter kein Erbrecht habe. Außerdem müssten die Erben den auf drei Jahre festgelegten Zahlungstermin abwarten.⁹³

Die weiteren Bemühungen der Ungarischen Hofkanzlei, der königlich-ungarischen Statthalterei sowie der Kameraladministration Temeswar führten dazu, dass das württembergische Oberamt Urach, wozu Erpfingen gehörte, eine Verfügung mit der Aussicht erließ, den beiden noch lebenden Töchtern von Jakob Frick nach Erhalt einer Lebensbestätigung ihr restliches Erbe im Jahre 1790 zu transferieren.⁹⁴ Ein etwas tieferer, wenngleich doch bescheidener Einblick in das Ausmaß der familiären Katastrophe der Familie von Jakob Frick war nur durch die Heranziehung genealogischer Daten möglich.

Die Auswanderung und der Mord: Johann Georg Letsch

Johann Georg Letsch kam am 26. Dezember 1807 in Ostdorf⁹⁵, im Königreich Württemberg, als sechstes Kind des Bauern Ludwig Letsch und der Eva, geborene Mayer, zur Welt. Das Ehepaar hatte acht Kinder. Allerdings starb das erstgeborene Kind, die am 2. März 1794 geborene Anna Barbara, nach nur 16 Tagen. Johann Georg Letsch wuchs in den ersten Lebensjahren mit sechs Geschwistern auf. Kurz nach seinem dritten Geburtstag starb sein Vater am 26. Januar 1811. Nun stand seine Mutter mit sieben Kindern und einer Landwirtschaft alleine da. Das älteste Mädchen Eva Rosina war zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre alt. Das jüngste Kind namens Anna Barbara war noch keine zwei Jahre alt.⁹⁶

Zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes heiratete die inzwischen 40-jährige Eva Letsch erneut. Es war der erst 22 Jahre alte Johann Michael Kiefer. Sie hatte nun einen 18 Jahre jüngeren Ehemann, der sich durch die Eheschließung mit der älteren Frau eine sichere Existenz eingehandelt zu haben schien. Denn sein Vater war Tagelöhner und sein Beruf wurde im Kirchenbuch mit „Bader“ angegeben. Er gehörte damit zu der landarmen und einkom-

91 OL, MKL, E 125 Impopulationalia, 1787 (Mikrofilm 22256), fol. 94–98, Bericht der königlich Temeser Kameraladministration, 19.5.1787; ebd., 1787 (Mikrofilm 22257), fol. 314 f., Schreiben des ungarischen Hofkanzlers Karl Graf Pálffy an die königlich-ungarische Statthalterei, 25.10.1787.

92 Ebd., 1787 (Mikrofilm 22253), o. fol., Punkt 16, Sitzungsprotokoll der königlich Temeser Kameraladministration vom 25.8.1787.

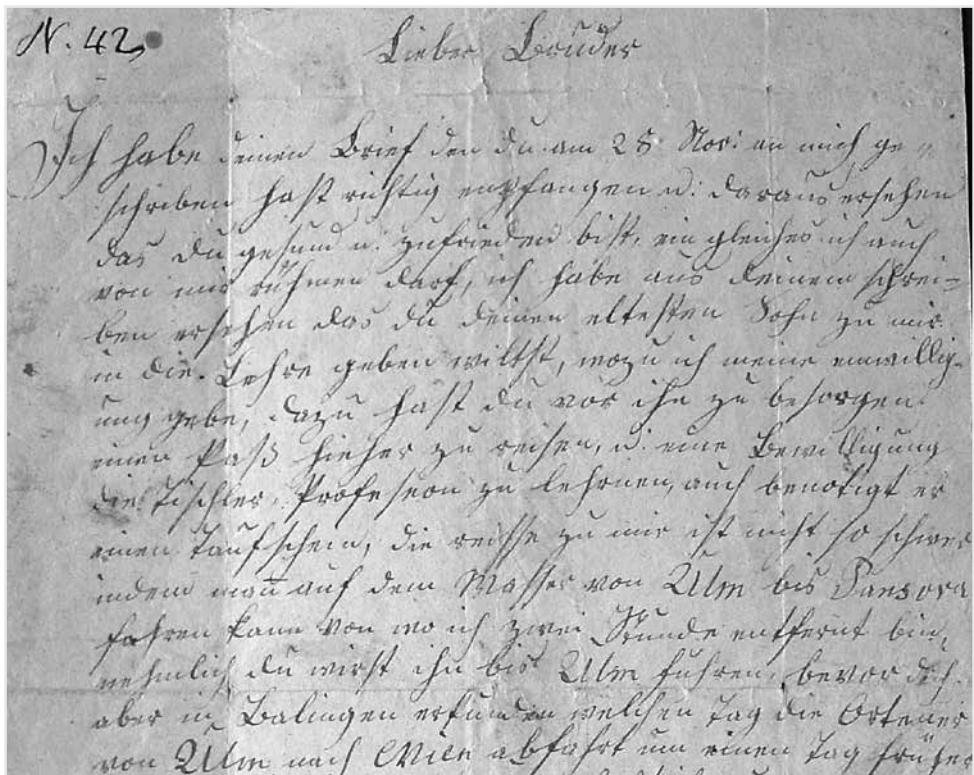
93 Ebd., 1787 (Mikrofilm 22257), fol. 314 f., Schreiben des ungarischen Hofkanzlers Karl Graf Pálffy an die königlich-ungarische Statthalterei, 25.10.1787.

94 Ebd., 1787 (Mikrofilm 22257), fol. 497, Schreiben der Statthalterei an die Kameraladministration Temeswar, 17.6.1788.

95 Heute Stadt Balingen, Zollernalbkreis, Baden-Württemberg.

96 Diese und die weiteren genealogischen Daten der Familie des Johann Georg Letsch sind den Kirchenbüchern von Ostdorf und Leidringen entnommen (<https://www.archion.de/>, 16.11.2020).

Abbildung 11: Brief von Johann Georg Letsch aus Dolowa an seinen Bruder Ludwig in Ostdorf, 5. März 1848



Quelle: Stadtarchiv Balingen, Gemeinearchiv Ostdorf o. fol., Pflegschaftsrechnung von Johann Georg Letsch.

mensschwachen dörflichen Unterschicht. Die sozial und altersmäßig ungleiche Heirat barg Konfliktpotential in sich. Dies ergibt sich jedenfalls aus dem Fortgang des Lebens von Johann Georg Letsch.

Letsch war schon früh auf die Wanderschaft gegangen. Seine Wanderungen als Tischlergeselle hatten ihn dabei nach Ungarn geführt. Als er nach mehreren Jahren wieder zurückkehrte, brachte er am 21. Dezember 1837 ersparte Kleider und Gold mit. Am 29. Dezember 1837 ließ er sich das von seinem Pfleger Johann Georg Wörnle verwaltete Geld in Höhe von 127 Gulden auszahlen. Allerdings ließ er unter dessen Verwaltung noch Obligationen zurück.⁹⁷ Erneut zog er los und ging wieder nach Ungarn, denn ihn hielt zuhause nichts mehr fest, da seine Mutter seit drei Jahren nicht mehr lebte. Ende des Jahres 1838 meldete er sich aus Pancsova (ung. Pancsova, serb. Pančevo) in der Banater Militärgrenze. Dort logierte er im Gasthof Schwarzer Adler. Er war aber zuversichtlich, im nächsten Frühjahr eine Meis-

97 Stadtarchiv Balingen (StABL), Gemeinearchiv (GA) Ostdorf o. fol., Pflegschaftsrechnung von Johann Georg Letsch mit Beilagen, hier: Vierte und letzte Pflegerechnung, 25.9.1835–23.12.1837. Die Akten sind nicht foliert und chronologisch geordnet.

terstelle antreten zu können und teilte seinen Geschwistern mit, dass geplant sei, im Raum Belgrad einige deutsche Ortschaften anzulegen, wobei auch evangelische Siedler willkommen seien. Damit wandte er sich besonders an seine „unglückliche“ Schwester Anna Maria, die im 14 Kilometer von Ostdorf entfernten Leidringen wohnte und offensichtlich beabsichtigte, nach Amerika auszuwandern. Hier könne sie sich mit ihrem „wenigen Vermögen“ eine neue Existenz aufbauen, denn gutes Land und Holz für den Hausbau bekäme man umsonst.⁹⁸

Tatsächlich meldete sich Johann Georg Letsch im Februar 1840 als Tischlermeister aus dem Ort Dolowa (ung. Dolova, serb. Dolovo). Er befände sich wohl und würde drei Gesellen und einen Lehrling in seiner Werkstatt beschäftigen. Seine erste Begeisterung schien aber verflogen, denn er mahnte inzwischen zur Vorsicht hinsichtlich eines Nachzugs seiner Geschwister, auch weil die Reise für eine Familie sehr beschwerlich sei. Um in seinen Betrieb zu investieren, bat er jetzt wiederholt um sein Vermögen.⁹⁹ Dieses erhielt er über das Bankhaus Stahl und Federer in Stuttgart sowie über Bankhäuser in Wien und Semlin (ung. Zimony, serb. Zemun) am 27. Juni 1840 in Höhe von 1.200 Gulden in Pantschowa ausgezahlt.¹⁰⁰ Seine Werkstatt lief inzwischen so gut, dass er seinen Vormund („Pflegevater“) am 7. Juli 1840 darum bat, ihm noch weitere Gesellen zu schicken, da es an solchen im Banat sehr mangeln würde. Die Reise auf der Donau könnten sie sich sogar durch Arbeit auf dem Schiff verdienen.¹⁰¹

Doch der Brief wirft zugleich lange Schatten auf die familiäre Konstellation in seiner alten Heimat und erklärt, weshalb Johann Georg Letsch auf Wanderschaft gegangen war. Sein ganzer Zorn richtete sich gegen seinen Stiefvater, der nur vier Jahre älter war als seine 1795 geborene älteste Schwester namens Eva Rosina, die schon im Jahre 1833 gestorben war. So schrieb er an seinen Pfleger:

„An meinen sogenannten Stiefvater habe ich keinen besonderen Gruß, er der Ursach ist, das eine Vamilie in der Welt verstreut ist. O! ich fühl es, was vor ein kommerliches Leben meine liebe Schwester Anna Maria mit ihrer Vamilie hat; es werden ihr manche Thrienen fliessen, wann sie an ihren Geburtsort dinkt, allwo sie im Greisse ihrer Freindinnin glücklich leben konnte, wann nämlich der Obgedachte sich nicht in unser Hauß geschlichen hätte. Auch verbietet ich ihm, das er mich weder seinen Stiefsohn noch seinen Ungarn nennen soll, denn ich habe keine Gemeinschaft mit einem Saumagen, übrigens soll er fahren so hart er kann, es soll ihm zur Gesundheit dienen. Wegen meiner soll er auch daran gr[epieren?] [...]¹⁰² Zwar thut es mir leid, das ich so eigensinnig bin und mit solchen Unmenschin nicht umgehen mag, denn hätte ich das thun können, so hätte ich ihn sicher mit in dieses Land gelokt, und so hät er sich in einem halben Jahr die Gurgel abgesoffen und were ich und die Meinigen wönigstens von einem unnüzen Brodfresser befreit worden.“¹⁰³

98 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seine Familie, 26.12.1838.

99 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Pflegvater, Februar 1840 (das genaue Datum ist weggerissen).

100 Ebd., Quittung, Pantschowa, 27.6.1840.

101 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Pflegvater, 7.7.1840.

102 Unleserliche Abkürzung eines weiteren Schimpfwortes.

103 StABL, GA Ostdorf o. fol., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Pflegvater, 7.7.1840.

Letsch machte den Stiefvater für den Verlust von Familie und Heimat verantwortlich. Dass dieser Johann Michael Kiefer kein guter und sparsamer Bauer war, lässt sich erahnen, denn nach seinem Tod am 23. März 1848 hinterließ er keinen einzigen Kreuzer an Bargeld.¹⁰⁴

Am 4. August 1844 berichtete Johann Georg Letsch, dass er Ende 1843 die ebenfalls evangelische, 16-jährige Juliana Bader geheiratet habe. Er war zu diesem Zeitpunkt knapp 36 Jahre alt und zwanzig Jahre älter als seine junge Frau. Inzwischen hatte er einen Hausplatz von 40 mal 20 Klafter (ca. 135 mal 67,7 Meter) erworben und ein Haus gebaut, für insgesamt 1.100 Gulden. Sein Erfolg weckte bei seinem älteren Bruder Ludwig den Wunsch, sein Heil ebenfalls in der Auswanderung zu suchen.¹⁰⁵

Doch die anfängliche Euphorie bei Johann Georg Letsch war einer zunehmenden Skepsis und Distanziertheit hinsichtlich seiner persönlichen Lage in der Militärgrenze gewichen. So warnte er seinen Bruder Ludwig am 1. Juni 1846 davor, auszuwandern und begründete dies so:

„Du würdest mich und das Land verfluchen und einen Theil deines Vermögens als Lehrgeld aufopfern [...]. Nur solcher Vamilie im Bauerstand, die in ihrer Heimath höchst unklglich leben und niemanden keine Vorwürfe machen können, wie übel es ihnen auch gehen mag, würde ich anraten, in dieses Land zu ziehen. Hier gibt es zwar guten Grund, und nicht gar theier, das man mit 1.000 Gulden ein schönes Bauerngut mit ungefähr vierzig Morgen¹⁰⁶ kaufen kann. Davon bezahlt man zwanzig Gulden jehrlich, Zehnten gibt man keinen, aber Frondienst gibt es genug und das Übelste [ist], das der Bauer wie ein Soldat dem Stok unterworfen ist.¹⁰⁷ Überlege es gut!“¹⁰⁸

Am 5. März 1848 schilderte Letsch den Reiseweg zu ihm. Denn sein Bruder Ludwig hatte erwogen, seinen ältesten Sohn bei Johann Georg Letsch in die Lehre gehen zu lassen.

Ende März 1849 wurde die Ehe von Johann Georg und Juliana Letsch mit einer Tochter gesegnet, die den Namen Karoline erhielt. Schon 1846 hatte Letsch seinem Bruder berichtet, dass seine Frau „an Christi Himmelfahrt zum ersten Mal mit einem Megdlein entbunden, welches aber sogleich gestorben ist“.¹⁰⁹

Doch das Leben der jungen Familie nahm einen ungewöhnlich dramatischen Verlauf. In den Revolutionswirren 1849 geriet die deutsche Bevölkerung dieses Raums zwischen alle Fronten. Die Aufstände im Königreich Ungarn mündeten in einen Unabhängigkeitskrieg gegen die habsburgischen Herrscher. Dabei agierte Josip Jelačić (1801–1859), der Ban von Kroatien, das zu den Ländern der Heiligen Ungarischen Stephanskronen gehörte, schließlich auf der Seite der Habsburger. Er wurde besonders von der kroatischen, serbischen, slowakischen und rumänischen Bevölkerung unterstützt, die sich gegen die wachsende Magyarisierung wandte. In der zunehmend aufgeheizten Stimmung und bei wechselndem Kriegsglück gab es zahlreiche Übergriffe gegenüber der Bevölkerung. In der von Serben dominierten

104 Ebd., Vierte und letzte Pflegrechnung, 25.9.1835–23.12.1837.

105 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seine Familie, 4.8.1844.

106 40 württembergische Morgen entsprechen knapp 13 Hektar. Da in Württemberg Realteilung angewandt wurde, waren dort Bauernwirtschaften mit dieser Größe selten.

107 Das heißt, dass die Prügelstrafe bei Vergehen angewandt wurde.

108 StABL, GA Ostdorf o. fol., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Bruder Ludwig, 1.6.1846.

109 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Bruder Ludwig, 5.3.1848.

Banater Militärgrenze etwa 40 Kilometer östlich von Belgrad war die geringe deutsche Bevölkerung mancherlei Drangsalierungen weitgehend schutzlos ausgeliefert. Die Kriegsparteien warfen ihr mangelnde Loyalität vor.

Anfang 1850 traf bei Ludwig Letsch ein Brief des Vormundes von Juliana Letsch ein, der nur noch als Fragment in Teilen lesbar ist.¹¹⁰ Dennoch lassen sich in diesem Schreiben die dramatischen letzten Augenblicke des Lebens von Johann Georg Letsch rekonstruieren. Die am 22. März 1853 ausgestellte Todesbescheinigung dokumentiert dann, dass Letsch am 7. Mai 1849 abends zwischen 20.00 und 21.00 Uhr von zwei serbischen Grenzern ermordet worden war.¹¹¹ Die näheren Umstände seines Todes erläutert der erwähnte Brief von 1850: Letsch hatte sich geweigert, sich wie die anderen deutschen Familien bewaffnet in einem Wirtshaus zu verschanzen. Schon auf seinem Heimweg hatten ihm zwei serbische Grenzsoldaten gesagt, dass sie heute noch einen Deutschen erschießen wollten. Im Brief wird dies so dargestellt:

„Der Johann Letsch, eier Bruder [...] er wurde Opf[er...] [der] Revolucion, seine Wittwe mit einem Mädchen von 10 Monath beweinen ihren unglücklichen, verblichenen Vatter. Sein Ende war folgendes: Das schreckliche Wüthen der Völker in unserer Gegend wird eich wohl auch bekannt seyn. Ich würde eich gerne einen kleinen Umriß von dem Morden, und Würgen, was sich bey uns zugetragen hat, machen, aber es ist hir kein Plaz dazu, es ist mir sehr leid, daß ich eich die Schanddaten und die Niederträchtigkeit jetzt nicht schildern kann und darf. [...] Kaum war die Nacht angebrochen, so wurde schon an der Thir des Johann gepocht, er wurde aufgefordert zu öffnen; als er die Thir öffnete, schoßen gleich 2 auf ihn und durchschößen seine Brust und er sank tod zu Erde, so nahm unser guter Johann ein – Ende. Seine[r] junge[n] 23jährig[n] Frau und ihrem Kind und meine[r] Tochter die bey ihr war, wurde das Leben geschenkt, mußten es aber mit ihrem beweglichen Vermogen bezahlen, weil sie ausgeraubt wurden. Die in das Wirzhaus Geflüchtigten wurden auch angegriffen, [die Angreifer] wurden aber mit Kugeln zurik gewißen.“¹¹²

Als Letsch erschossen wurde, war seine Tochter sechs Wochen alt. Wie die junge Witwe in einem Brief aus dem Jahre 1857 mitteilte, verharrte sie nach dem Mord an ihrem Mann zwei Tage ängstlich bei Nachbarn.¹¹³ Dann sandte ihr der evangelische Pfarrer von Mramorak am 9. Mai 1849 eine Kutsche und nahm Juliana mit ihrem Töchterchen bei sich auf. Von dort aus ging sie zu ihrer Familie nach Franzfeld (ung. Ferenczhalom, serb. Kačarevo) und blieb dort zwölf Wochen lang. Erst dann kehrte sie nach Hause zurück und stellte für den Handwerksbetrieb ihres ermordeten Mannes einen Werkführer ein. Doch dieser übervorteilte die schwer geprüfte Frau. Schließlich sandte ihr ein Vetter namens Schütz, der zugleich ihr Vormund war, einen anderen Handwerker namens Johann Brodt, der die Tischlerwerkstatt leiten sollte. Dieser Mann wurde dann auch ihr zweiter Ehemann; mit ihm hatte sie weitere drei Kinder. Zudem war sie zum Zeitpunkt ihrer brieflichen Nachricht in Erwartung eines

110 Ebd., Brief an Ludwig Letsch, Januar 1850. Datum und Absender fehlen, da ein Teil des Briefes an der Faltung abgerissen ist.

111 Ebd., Todesbescheinigung für Johann Georg Letsch, ausgestellt durch Pfarrer Philipp Polz aus Mramorak (ung. Homokos), 22.3.1853.

112 Ebd., Brief an Ludwig Letsch, Januar 1850.

113 Ebd., Brief an Ludwig Letsch, 12.7.1857.

vierten Kindes. Dabei versäumte sie nicht zu berichten, dass es ihrer erbberechtigten Tochter Karoline gut gehe und dass sie dem Vater sehr ähnlich sehe, denn sie erwartete noch eine kleine Erbschaft ihres verstorbenen Mannes.¹¹⁴

Dieser Brief enthielt auch weitere Informationen über den Mord an Johann Georg Letsch. Er sei an dem betreffenden Abend unruhig im Hause auf- und abgegangen. Die ausgesprochene Drohung der serbischen Grenzer hatte ihn aufgewühlt. Als er dann zwei Männer im Hof sprechen hörte, habe er gefürchtet, dass ihm seine Küh gestohlen würden. So habe er die Holzaxt genommen, die Küchentür zur Hälfte geöffnet und habe „wer ist da?“ geschrien. In sein Rufen hinein sei dann ein Schuss gekracht. Ihr Mann habe die Küchentür noch schließen können und sei noch einige Male im Zimmer hin- und hergegangen, bevor er gestorben sei.

In einem vorherigen Schreiben vom 12. Februar 1857 hatte sie ihren Schwager Ludwig Letsch erneut nach dem Rest der Erbschaft für ihre Tochter Karoline gefragt. Um diese zu erlangen, hatte sie 1853 eine Lebensbestätigung ihrer Tochter versandt.¹¹⁵ Ihr Brief vermittelt auch, dass Juliana mit ihrer zweiten Ehe nicht das große Glück gezogen zu haben schien, denn sie bat ihren Schwager, seinen Antwortbrief nicht an ihren Mann zu adressieren, damit dieser „nichts gewahr“ werde. Vielmehr solle das Schreiben an den Maurergesellen Joseph Menz in Dolowa geschickt werden.¹¹⁶

Doch aus der Pflegschaftsrechnung geht hervor, dass Ludwig Letsch nicht gewillt war, dem Erbanspruch seiner Schwägerin nachzukommen, denn der Schultheiß habe ihm versichert, dass Johann Georg Letsch weder förmlich ausgewandert sei, noch läge ein Bürgerrechtsverzicht oder eine Erlaubnis vor, sich im Ausland verheiraten zu dürfen. Aber das Gerichtsnotariat Balingen kam zu einem anderen Ergebnis.¹¹⁷ So wurden gemäß Vermerk vom 12. Februar 1861 nach Abzug kleinerer Gebühren 179 Gulden an das Serbisch Banater Grenzregiment zur Auszahlung an die Witwe übermittelt.

Conclusiones

Die Annäherung an die Lebenswelten von Akteurinnen und Akteuren bleibt ein zentrales Postulat historisch-anthropologischer Arbeiten. Wie aber können Alltagswirklichkeiten von Migranten, des „gemeinen Mannes“, erst recht der „gemeinen Frau“ wenigstens fragmentarisch erfasst werden? Noch dazu in einer Gesellschaft der Konsolidierung, Transformation und Adaption an fremde Normen- und Wertesysteme? Dieser Zugang zum *homo migrans* fällt nicht leicht. Lückenhafte, räumlich über verschiedene Länder und zahlreiche Archive zerstreute, nicht selten wenig aussagekräftige Quellen unterschiedlicher Provenienz und Sprachen erschweren dies.

Die historisch-anthropologische Annäherung an einzelne Kolonisten erfolgte im Wissen, dass aufgrund der Quellenlage Vieles unausgesprochen im Dunkeln bleiben muss. Gerade deshalb boten sich für eine solche Untersuchung unterschiedliche Aktengattungen an, die

114 Ebd.

115 Ebd., Lebensbestätigung für Karoline (Caroline) Letsch, ausgestellt durch Pfarrer Philipp Polz aus Mramorak, 22.3.1853.

116 Ebd., Brief von Juliana Brodt, verwitwete Letsch, an Ludwig Letsch, 12.2.1857.

117 Ebd., Notiz in der Pflegschaftsrechnung, o. fol., 12.2.1861.

sich ergänzen. Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit, aber auch andere gerichtliche Akten beleuchten fast immer nur kleine Zeitfenster im Leben der Akteurinnen und Akteure. Diese müssen zudem quellenkritisch hinterfragt werden. Die familiären Konstellationen sind aus solchen Akten in der Regel nicht ersichtlich. Daher bieten sich komplementäre genealogische Quellen, Kirchenregister und Familienbücher, an. Diese genealogischen Ressourcen erweitern die Informationsbasis, machen Familiensysteme bis zu einem gewissen Grad transparent und geben Hinweise für Überlebensstrategien. Erst die sich gegenseitig kumulierenden Informationsstränge entreißen Lebensabschnitte der Akteurinnen und Akteure dem Verborgenen. Dadurch wird quantitativen Quellen über Migrationen auf der Makroebene Leben eingehaucht. Dabei sind die Fallbeispiele nur begrenzt repräsentativ, weil spektakuläre Fälle eher Akten produzierten und weil die Überlieferung unterschiedlicher Quellengattungen über eine Person oft zufällig ist. Die herangezogenen Quellen lassen auch die Hoffnungen, die Aufbruchsstimmung, den Willen zur Neuorientierung der Siedler durchschimmern, um mitunter wenig erbaulichen sozioökonomischen oder familiären Konstellationen zu entfliehen. Sie illustrieren den zähen Willen zum Erfolg, aber ebenso das Zerbrechen einer unrealistisch anmutenden „Paradies-Metaphorik“. Immer dient(e) jedoch das anvisierte „leichtere“ Leben in den Ansiedlungsgebieten der Rechtfertigung für den Entschluss zum Aufbruch – ein Narrativ und Erklärungsmuster, das geradezu charakteristisch bei Migrationsvorgängen ist.

Obwohl einzelne Akteurinnen und Akteure im Mittelpunkt stehen, bedurfte es der Einbettung der Fallbeispiele in den historisch-sozioökonomischen Kontext sowie in die historisch-demographischen Rahmenbedingungen der Ansiedlungszeit. In allen herangezogenen Fallbeispielen konnte der oftdürre Informationstorso der gerichtlichen Akten über einzelne Personen durch genealogische Ressourcen erweitert werden. Dabei stechen die oftkomplexen Stieffamiliensysteme in der Ansiedlungszeit fast aller Protagonisten ins Auge. Die baldige Wiederverheiratung der Verwitweten war ein wirtschaftliches und rechtliches Postulat, um die Bauernwirtschaft halten und weiterführen zu können. Im Falle von Johann Georg Letsch erläutern erst die genealogischen Akten hinlänglich, weshalb er seiner Heimat den Rücken gekehrt hat. Dies, obwohl aus seiner Feder und von seiner ersten Frau Briefe in die alte Heimat aus einem Zeitraum von knapp 20 Jahren vorliegen. Und das Leid der Witwe des Attentäters Josef Ferger, Maria Anna, geb. Wunderlich, wird erst durch das Informationspotential der genealogischen Quellen einigermaßen fassbar. Ebenso jenes von Jakob Frick und seiner Familie, von der nur zwei Mädchen im Zielgebiet im Banat überlebten. Sie stehen für tausende von Migranten, deren imaginierten Sehnsuchtsräume aufgrund der demographischen Krise der ersten Jahre in den Ansiedlungsgebieten zerbrochen sind. Insgesamt vermitteln die Akteurinnen und Akteure ein Postulat der Mikrogeschichte, nämlich im Kleinen das Große zu suchen, indem das Migrationsgeschehen „von unten“ beleuchtet wird.

Genealogy and Family Culture

The Example of Illiteracy in Charleville Families (1740–1859)

Abstract: This article aims to explain how reconstructing genealogies and analysing generations are necessary to understand family cultures. For this purpose, it examines the inability to sign in some families over several generations from 1740 to 1859 in Charleville (today Charleville-Mézières in north-east France), an industrial town specialized in metallurgy, where the great majority of the population was able to sign during this period. The genealogical reconstruction of two families from a similar social background over three generations allows us to consider the social, economic, and familial factors that may have been at work in the reproduction of the inability to sign. Both male and female branches are taken into account to understand family dynamics. Beside this qualitative analysis, the observation and measurement of transmissions from genealogies require a reflection on the methodology for a quantitative analysis, in particular on the search for a threshold that permits to comprehend family transmissions as a real family culture.

Keywords: family culture, genealogy, family history, transmissions, illiteracy, Charleville

Introduction

Louis Henry and Michel Fleury have introduced genealogy as a method and a tool used in family history and demography in the 1950s and 1960s. The 1984 and 2000 issues of the *Annales de Démographie Historique* have brought to light how “quantitative genealogy”, that is analysing a numerous sample of genealogies, was a *fruitful* method not only in family history but also in social history.¹ In his article in the 1984 issue, Alain Becchia emphasized that the analysis of generations is the only way to properly understand family specificity in terms of the transmission of behaviours: “The succession of generations reveals conventional behaviours, innovative or attached to the past specific to this or that lineage.”²

We have chosen this methodology to study familial habits in Charleville, a small town in the department of Ardennes in north-east France, between 1740 and 1860. The city was

DOI: 10.25365/rhy-2021-10



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

Cécile Alexandre, Centre Roland-Mousnier, Sorbonne Université, 1 rue Victor Cousin, 75 005 Paris, France, alexandre.cecile@icloud.com.

- 1 Adeline Daumard, Les générations sociales: un des fondements de l'histoire sociale comparative et quantitative, in: *Annales de démographie historique* 1984, 9–24; Guy Brunet/Alain Bideau, *Démographique historique et généalogie*, in: *Annales de Démographie Historique* 2000/2, 101–110.
- 2 Alain Becchia, Étude des comportements démographiques et des mutations sociales à travers la reconstitution de lignées, in: *Annales de Démographie Historique* 1984, 25–44, 27.

founded in 1606 by Charles de Gonzague, Duke of Nevers, and integrated into the Kingdom of France in 1708. Charleville's population is estimated at 4,000 at the beginning of the eighteenth century, 8,000 in 1789 and 12,000 in 1873. The city is located at the border to Belgium and was specialized in weapon manufacturing (guns and rifles) with the royal manufacture, founded in 1675. It was also a trade centre for the Meuse valley and the Ardennes. In the nineteenth century, the town was mainly industrial. Factory workers and craftsmen made up a large part of the population, but there was also a great number of merchants: in 1790, it is estimated that 10% of household heads were merchants, 16.5% worked in metallurgy, 13.5% in the textile industry, 11.5% were day labourers and 8.5% worked in food production and trade.³ In the first half of the nineteenth century, Charleville faced an economic crisis: the weapon manufactory was closed in 1836. However, with the opening of the Ardennes canal in 1842 and the railway to Paris in 1858, merchants and new metallurgy, glass- and brush-maker factories settled in the town.⁴ Metallurgy workers accounted for the major part of the population, as was the case for many other Ardennes cities. Although we do not have exact figures for Charleville, we know them for Mézières, the directly neighbouring city: in 1847, metallurgy workers accounted for 72.7% of all workers.⁵ Some of them must have been working in some of the many nail factories in Charleville.⁶ It is fair to assume that the figures were similar in Charleville.

Charleville is an exceptional site for historical fieldwork because population censuses have been conducted here beginning at the end of the seventeenth century, which is unique for France. The aim of this research is to specify the notion of family culture, which can be defined as a set of values and practices transmitted more or less deliberately within a family over generations, without evidence of mechanical transmission according to the social group or geographic area to which the family belonged. The family is understood here as a group consisting of the father, the mother, and the children, but also grand-parents, uncles, aunts, and cousins who are blood related or linked by marriage. This study will illustrate a specific family culture by using the example of illiterate Charleville families over several generations. Reconstructing families and analysing their influences and dynamics, in this case in the context of an urban population, raises some methodological issues.

Family culture: the emergence of the notion in historiography

Many social scientists, in particular historians and sociologists, have studied familial transmissions and genealogy. Family cultures, as defined above, can be observed through the prac-

3 François-Joseph Ruggiu, "Quand ils ne partent pas..." Les grands garçons dans les ménages de Charleville au XVIII^e siècle, in: Isidro Dubert/Vincent Gourdon (eds.), *Inmigración, trabajo y servicio doméstico en la Europa urbana, siglos XVIII–XX*, Madrid 2017, 155–173.

4 Fabrice Boudjaaba/Vincent Gourdon, Quitter Charleville dans les années 1860–1870, in: *Histoire & Mesure* 28/2 (2013), 89–128.

5 René Colinet, Les hommes et les usines dans la métallurgie ardennaise des années 1840 à nos jours, in: *Revue Historique des Ardennes* 22 (1987), 23–40, 24.

6 For example, in 1848, the Charleville entrepreneur A. Lechanteur employed 840 nail makers, Ch. F. Lagard 1,140; in addition, there were several other manufacturers. Colinet, *Les hommes et les usines*, 25. There is a thesis in preparation about nineteenth-century Charleville by Jérémie Dupuy (Sorbonne Université).

ties of individuals. They differ from familial organizations, which Jean-Louis Flandrin has examined, because the latter (called “lignage” and “maisons”) rely on the social and juridical organization of society;⁷ they are not choices, so they do not vary from one family to another. Many historians have studied particular practices of families with the same social and geographical background. For example, Claire Châtelain, who has analysed the history of families of high-ranking officers during sixteenth- and seventeenth-century France, shows that some families, such as the Berulles, had certain strategies to preserve their social status, for example by urging brothers and cousins for help and support.⁸ Family history and memory practices seem important to forging a family identity. In fact, Mathieu Marraud has investigated the personal papers of a French merchant family from the seventeenth and eighteenth centuries, which reveal a great awareness of familial identity.⁹ In the late eighteenth century, a branch of the family, the Juddé-Marsolliers, relied on the family genealogy to assert their right to inherit. One member, Jacques Juddé, a former notary, “was the custodian of a written family chronicle, so kept, but also of oral memory, cultivated by his own parents or grand-parents, by longstanding relationships with his cousins”.¹⁰

Family cultures can also be observed in choices made over several generations. In demographic history, Alain Becchia has shown that some lineages of winemakers in Issy-lès-Paris displayed specific demographic behaviours over several generations between 1750 and 1850.¹¹ The Bouilles had two to six children per couple in the first and second generation. One woman born in this family married a man from the Carbonnet family, and the couple had eleven children. The Carbonnet family was characterized by a large number of children (two to ten children) per couple over two generations, which led the author to conclude that “it therefore seems fair to assume that here the husband imposed the demographic tradition of his own family”.¹²

More examples of familial traditions can be found in studies about migration. In fact, Paul-André Rosental reconstructed 97 genealogies among twelve departments in nineteenth-century France.¹³ He coined the notion of “centrage”, which roughly translates to “centring”: it refers to the tendency of the members of one family to choose their marriage witnesses either among their own kinship or among the same few individuals (then they are called “auto-centered”) or from outside of this circle (the “exo-centered” families). It appears that migrant families were more often “exo-centred”. Intergenerational choices can also be seen in consanguineous marriages in central Italy between Rimini and Marche from the fifteenth to the nineteenth century. Michaël Gasperoni has pointed out that among three families in the Monte Colombo parish, the Giovanetto, Grazioso, and Ugolini families, the number of

7 Jean Louis Flandrin, *Familles. Parenté, maison, sexualité dans l'ancienne société*, Paris 1976, 80.

8 Claire Châtelain, *Chronique d'une ascension sociale: exercice de la parenté chez de grands officiers, XVIe-XVIIe siècles*, Paris 2009.

9 Mathieu Marraud, *De la ville à l'État. La bourgeoisie parisienne XVIIe–XVIIIe siècles*, Paris 2009, 23–103.

10 Marraud, *De la ville à l'État*, 28.

11 Alain Becchia, *L'extension du malthusianisme dans une commune de banlieue. Enquête sur les lignages d'Issy-lès-Paris de 1750 à 1850 environ*, doctoral thesis directed by Jean Ganiage, University of Paris IV, 1978, Cited from Becchia, *Étude des comportements démographiques*, 25–44.

12 Becchia, *Étude des comportements démographiques*, 36.

13 Paul-André Rosental, *Les Sentiers invisibles. Espaces, familles et migrations dans la France du XIXe siècle*, Paris 1999, 150 and 156.

marriages between blood relations multiplied between 1750 and 1850.¹⁴ Their exemption applications accounted for a third of all such requests in the parish. Marriages between cousins also reveal specific behaviours and practices of some families in the Bagnes Valley in the Swiss Alps between 1700 and 1900, as Sandro Guzzi-Heeb has shown.¹⁵ From genealogies and network analysis, he concludes that families such the Bessards or the Bessons shared radical political opinions and had more illegitimate children than the rest of the population. Sexual behaviour and political views were part of family cultures: they were values transmitted from generation to generation.

“In this sense the micro-analysis method allows us to interpret variables too often neglected in social and political analysis. Behaviours towards Catholic morality, the other sex and the transmission of social and moral values in kinship have become significant and influential variables”.¹⁶

Aline Johner has also studied sexual behaviours and its links to religion and political opinions in first half of the nineteenth century in the canton of Vaud: she sees sex and births outside marriage recurring in some families as “consequences of a family culture”.¹⁷ All these historical studies identify the family and family traditions as one of the main (if not the main) factors to explain the choices of individuals, rather than economic and social factors.

Sociological studies can also shed some light on the question of how to understand family cultures. The concept has been first formulated in sociology in 1970: the American sociologist Reuben Hill has studied familial transmissions in Minnesota and Puerto Rico. He followed three generations of almost 2,500 Puerto Rican families from five rural and urban communities between 1900 and 1950, in the context of major social and economic transformations.¹⁸ Hill used the concept of “family culture” to describe the transmission of familial planning, such as buying a house, a car, or having children. These decisions often persist as the generation goes by, but sometimes they do not, and this calls for an explanation. Sociologists often tackled issues similar to those highlighted by historians, such as the question of individual destinies and familial memory. Many sociologists wondered why individuals and families

14 Michaël Gasperoni, Reconsidering Matrimonial Practices and Endogamy in the Early Modern period. The Case of Central Italy (San Marino, Romagna and Marche), in: Dionigi Albera/Luigi Lorenzetti/Jon Matthieu (eds.), Reframing the History of Family and Kinship: From the Alps towards Europe, Berne 2016, 203–231.

15 Sandro Guzzi-Heeb, Passions alpines, sexualité et pouvoirs dans les montagnes suisses (1700–1900), Rennes 2014.

16 Guzzi-Heeb, Passions alpines, 207.

17 Aline Johner, Sexualité, identités religieuses et politiques: concurrence sociale et comportements sexuels dans une commune rurale vaudoise de la fin de l'Ancien Régime à 1848, doctoral thesis, University of Lausanne, 2020, 188.

18 Reuben Hill, Family Developement in Three Generations, Cambridge, MA/London 1970, 536–551. Reuben Hill employs the expression of “family culture” in the presentation of his methodology: “With this device we could hold constant the family culture over time and note differences in family line by family line in each of the dimensions of family structure and functioning under study” (op. cit. 542). See also: Reuben Hill, Patterns of Decision-Making and the Accumulation of Family Assets, in: Nelson Foote (ed.), Household Decision Making, New York 1961, 51–88; Reuben Hill, Decision Making and Family Life Cycle, in: Ethel Shanas/Gordon F. Streib (eds.), Social Structure and the Family: Generational Relations. Symposium on the Family, Intergenerational Relationships and Social Structure, Englewood Cliffs, NJ 1965, 113–139; Reuben Hill/René König, Families in East and West. Socialisation Process and Kinship Ties, Paris 1970.

from different backgrounds, but also those who shared the same social status, had different life trajectories. Familial legacy is a major point to understand how children are educated and, in particular, why some of them may fail at school. The French sociologist Bernard Lahire has examined the performance of CE1¹⁹ students among 26 families. He concludes that the familial culture of reading and writing is crucial for the ability of children to learn these skills in school. Moreover, parents' moral education and disciplining allow children to learn how to behave in the classroom.²⁰ Thus, for Lahire, family culture consists of the parents' literacy and their rules; and this differs from one family to another at an equivalent cultural level. This was also at the core of Pierre Bourdieu's considerations: according to his theory, parents transmit cultural heritage and habitus to their children.²¹ This habitus refers to our way of being in the world, consciously or unconsciously, forged by norms but appropriated in practice.²² This explains why practices may vary within a given society, while they still conform to the rules of this society. By transmitting a certain habitus, such as the behaviour in class and the attention given to homework and school in general, the family provides the child with the tools that enable them to benefit from education.

A solid family identity and family history influence the choices and values of a child. Memory is an important factor because it allows transmission. Anne Muxel, a French sociologist, identifies this "reference-memory", which provides an individual with a frame of reference, as the foundation of the family.²³

Family cultures, understood as a set of values and practices, and even as the feeling of identity and belonging to a family, explain how children can reproduce behaviours from their parents. They significantly influence their future. But this does not mean that family cultures are fixed or that they completely determine an individual's life. Anne Muxel has demonstrated that the influence of family cultures is by no means predetermined and can be redefined by the individual.²⁴ Therefore, family cultures are fragile: they are by nature prone to evolve, depending on the context and individual needs.

Thus, sociology and history – albeit using different terminologies – have highlighted the way in which family cultures were relevant and effective in explaining different individual and family trajectories in the same social environment. Far from being fixed and immutable, these family reference frames are adaptable and offer a range of possible behaviours and choices. Literacy or illiteracy can be understood as an indicator of family culture: it reveals family behaviour towards the use of writing and towards school. This inclination, transmitted across several generations, can explain why some families stay illiterate for a long time, sometimes longer than other families from the same social background. While not being completely disconnected from social and economic factors, the practice of writing and learning to write varies from one family to another.

19 CE1 is the second year of primary school in France; the pupils are about seven or eight years old.

20 Bernard Lahire, *Tableaux de famille. Heurts et malheurs scolaires en milieux populaires*, Paris 1995, 80–93.

21 Pierre Bourdieu, *Reproduction Culturelle et reproduction sociale*, in: *Social Science Information* 10/2 (1971), 45–79.

22 Pierre Bourdieu, *Habitus, code et codification*, in: *Actes de la Recherche en Sciences Sociales* 64 (1986), 40–44, 40.

23 Anne Muxel, *L'individu et la mémoire familiale*, Paris 2002, 17–18.

24 Ibid., 196.

Unlike sociologists, historians face the difficulty that oral sources do not exist for the eighteenth and nineteenth centuries. Furthermore, the written sources, such as marriage registers used in the following example, do not reflect the full extent of family situations and exchanges.

Illiteracy as an original familial transmission in Charleville

It is interesting to consider the ability to sign marriage certificates as part of family culture. Literacy has often been linked to familial transmissions and mutual influences between parents and children. Historical studies often take the ability to sign the marriage register as an indicator, because this source allows us to observe a whole community over a long period of time. Marriage certificates are chosen for this study because signatures or the mention that a person was not able to sign were always present in the acts in Charleville between 1740 and 1860. For practical reasons, here, “literate” (or “illiterate”) qualifies a person who could (or could not) sign at his/her first wedding. Historians consider signatures as a medium indicator of literacy because signatures only prove a certain type of writing and because people may have learned to write later in their life.²⁵ The Maggiolo study of 1877 has been the first one in France to analyse this at a national level. This survey is named after the rector of the Académie of Nancy, who initiated this project on primary education and literacy in France from the ancient regime. Almost 16,000 schoolteachers made several enquiries throughout the country at the beginning of the Third Republic. Five periods (1686–1690, 1786–1790, 1816–1820, 1866, 1872–1876) were analysed by using marriage registers, and the indicator chosen was the ability of the spouses to sign their surname.²⁶ The results of these investigations were published in the *Statistics of Primary Education* and are considered by historians to be a reliable source.²⁷ Jean-Pierre Pélissier and Danièle Rébaudo also relied on the signing of marriage certificates in the “3,000 Families Survey” to measure illiteracy in France between 1803 and 1902.²⁸ They noted that there was a “very strong influence of familial environment on the ability to sign”. Between 1803 and 1900, the signature rates of men and women were higher than those of their fathers: in 1803, around 45 per cent of the total male population were able to sign; among men whose fathers could sign it was 75 per cent. Writing about their students’ memoirs on illiteracy of the population of 241 parishes between the eighteenth and

25 Gérard and Jeannette Larouche have shown that reconstructing life courses (such as baptism acts or burial records) gives a better understanding when based on different sources. Gérard Bouchard/Jeanette Larouche, Nouvelle mesure de l’alphabétisation à l’aide de la reconstitution automatique des familles, in: *Histoire Sociale/Social History* 22 (1989), 91–119. See also: Roger S. Schofield, The Measurement of Literacy in Pre-Industrial England, in: Jack Goody (ed.), *Literacy in Traditional Societies*, Cambridge 1968, 311–325, 320–323; François Furet/Wladimir Sachs, La croissance de l’alphabétisation en France, XVIIIe–XIXe siècle, in: *Annales E.S.C.* 29/3 (1974), 714–737.

26 The limitation of the survey is that the population chosen was more often from towns than villages. See François Furet/Jacques Ozouf, *Lire et écrire. L’alphabétisation des Français de Calvin à Jules Ferry*, 2 vols., Paris 1977, vol. 1, 13–20.

27 Michel Fleury/Pierre Valmary, Les progrès de l’instruction élémentaire de Louis XIV à Napoléon III, d’après l’enquête de Louis Maggiolo (1877–1879), in: *Population* 12 (1957), 71–92, 89; Jacques Houdaille, Les signatures au mariage de 1740 à 1829, in: *Population* 32/1 (1977), 65–90, 88.

28 Jean-Pierre Pélissier/Danièle Rebaudo, Une approche de l’illettrisme en France, in: *Histoire & Mesure* 19/1–2 (2004), 161–202.

nineteenth centuries, Joseph Ruwet and Yves Wellesman have made similar observations for Belgium.²⁹ They too identified a connection between the familial environment and its consequence on illiteracy. Illiteracy of the father or mother is qualified as a “hereditary” cultural handicap³⁰. For example, in Bruges, 73% of boys and 91% of girls who had an illiterate father were also unable to sign.³¹ When the mother was illiterate, the same was true for 67% of boys and 85% of girls. Several social historians have pointed out that literacy and education is related to familial dynamics. Véronique Nahoum, an anthropologist who analysed marriage signatures in the Champagne region, where Charleville is located, sees education as a process that not only affected children in school but also parents, siblings, and even friends: “Children can, in turn, instruct their parents and friends: this basic training – signing one’s own name – may be passed on to those who are too old to go to school”³².

Literacy is a process where every member of the family can influence one another throughout their whole lives. Family is involved in this education; for Harvey J. Graff learning to write is due to familial factors:

“Moreover, as an agent of education and a link in the chain which results in attendance or non-attendance at school, the family and its condition play further important roles in the transmission of literacy and the value and uses of those skills.”³³

This is similar to what Bernard Lahire has written about familial influences on writing and reading. Researchers have also examined the importance of familial contexts and family dynamics on literacy. Writing about marriage certificates in nineteenth-century Netherlands, Adrianus M. Van der Woude has argued that illiteracy could have been a stigma affecting the choice of a partner.³⁴ However, concerning the French families of the “3,000 Families Survey”, Jean-Pierre Pélliéssier and Danièle Rébaudo observed that at the end of the nineteenth century marriages of literate men with illiterate women were more numerous.³⁵ David Vincent comes to a similar conclusion: after describing family as a “cultural unit”, he affirms that

“detailed studies of the actual patterns of signatures and marks in English and Belgian marriages suggests that the new family units were far from consistent in their combination of skills. [...] Lower down the social scale, the brides of artisans were at the beginning of the nineteenth century less literate than their new husbands, and

29 Joseph Ruwet/Yves Wellesmans (dir.), *L’analphabetisme en Belgique (XVIIIe–XIXe siècle): travaux d’étudiants*, The Library of the University of Louvain, 1978, 103–108.

30 Ibid., 106.

31 Ibid., 104.

32 Véronique Nahoum, *En Champagne: signatures au mariage XVIIe–XVIIIe siècles*, in: Furet/Ozouf, *Lire et écrire*, vol. 2, 187–216.

33 Harvey J. Graff, *Literacy in History. An Interdisciplinary Research Bibliography*, New York 1981, 271, cited from Adrianus M. Van der Woude, *L’Histoire de l’alphabétisation comme histoire de la famille*, in: Jean-Pierre Bardet/François Lebrun/René Le Mée (dir.), *Mesurer et comprendre: Mélanges offerts à Dupâquier*, Paris 1993, 541–561, 544.

34 Van Der Woude, *L’Histoire de l’alphabétisation*, 541–561.

35 Pélliéssier/Rebaudo, *Une approche de l’illettrisme en France*, 161–202.

amongst the farm labourers and unskilled urban workers, all kinds of patterns of signatures and marks were possible, and it remained so for much of the century.³⁶

Thus, the familial context in general seems more relevant to literacy than spouse homogeneity.

These results of social historiography on family cultures and education confirm that families provide a framework for behaviours and values that allow children to benefit from education at school. This can be transmitted from one generation to another, more or less consciously, for example by neglecting school attendance (or prioritising *de facto* child's work) and by the inability of illiterate parents to practice writing at home and in everyday life. Helping children with their homework is more difficult for illiterate parents, thus parents' inability to sign is also a kind of handicap for their children's education. For practical purposes, we use the expression "transmitting the inability to sign" or "transmitting illiteracy" to make it short.

In order to understand why some families in Charleville were special in terms of their inability to sign over the course of several generations, it is necessary to present some context information on literacy in France and in the region of Charleville during the eighteenth and nineteenth centuries. People in northern and northeastern France signed more often during these two centuries than in the rest of the country.³⁷ From the mid-eighteenth century, the department of Ardennes was the most literate region in France, particularly the Vence valley where Charleville is located, with an average of 65% of men and 29% of women able to sign around 1750.³⁸ This rate increased rapidly: at the end of the eighteenth century, 82% of men and 44% of women could sign. According to the Maggiolo survey, in 1816–1820, around 90 to 100% of men and 50 to 60% of women could sign; in 1866, the percentage was estimated at around 100% for both groups.³⁹ In comparison: in Seine-et-Oise (department west of Paris; Paris excluded) around 70 to 80% of men and 60 to 70% of women had the ability to sign in 1816–1820.⁴⁰

To compare the figures for Charleville with those of the Vence valley, a sample of families is used to illustrate the percentage of men and women able to sign, between 1740 and 1859. This sample of 217 families has been selected from all marriages formed between 1740 and 1779, with at least one spouse having a name starting with the letters B, G, M, N, P, R or T. Then, from 1780 to 1859, only marriages of the children of these couples were selected, by following the lines of boys as well as those of girls.⁴¹ In so doing, 217 families who had at least two generations married in Charleville between 1740 and 1859 were reconstructed. As the 1740–1779 marriage databases were compiled differently than the rest of the period, the

36 David Vincent, *The Rise of Mass Literacy. Reading and Writing in Modern Europe*, Cambridge 2000, 15; see also for England David Vincent, *Literacy and Popular Culture*, 22–24, and for Belgium Ruwet/Wellemans, *L'analphabétisme en Belgique (XVIIIe–XIXe siècles)*, 106–108.

37 François Lebrun/Marc Vernard/Jean Quéniaart (dir.), *Histoire générale de l'enseignement et de l'éducation en France*, vol. 2: *De Gutenberg aux Lumières: 1480–1789*, Paris 1981, 303–315 and 456–476.

38 Nahoum, *En Champagne: signatures au mariage*, 211. See also: Dominique Julia, *L'enseignement primaire dans le diocèse de Reims à la fin de l'Ancien Régime*, in: *Annales Historiques de la Révolution Française* 42 (1970), 233–296; Furet/Sachs, *La croissance de l'alphanétisation en France*, 714–737.

39 Furet/Ozouf, *Lire et écrire*, 61–62.

40 The limit of the survey is that the population chosen was more often from towns than villages. *Ibid.*

41 Between 1740 and 1779, some families already had two generations married in Charleville.

literacy calculation tables are presented accordingly (Tables 1 and 2 for men, Tables 3 and 4 for women). Looking at all spouses of this database – that is 2,827 husbands and 2,827 wives⁴² – shows that literacy rates in Charleville were quite high from the 1740s onwards: 69% of husbands and 53% of wives were able to sign their name. Between 1850 and 1859, those figures increased to 93% and 82% respectively.

This increase can be explained, at least in part, by a new public policy of child instruction in the nineteenth century.⁴³ In 1816, municipalities were obliged to have a state school. In 1833, the Guizot laws, named after the Minister of Instruction, stipulated a state school for boys, which was partially extended to girl schools in 1836. It was only in 1850, by Falloux's law, that municipalities were compelled to have at least one state girl school. It also allowed them to propose free education. At that time, the state particularly encouraged the establishment of confessional schools to increase the number of schools in total.⁴⁴ In Charleville, many Catholic schools for both boys and girls were established from the eighteenth century onwards: boys could attend class in the school of Frères de la Doctrine Chrétienne from 1766 to the end of the nineteenth century, albeit it was closed during the French Revolution.⁴⁵ Girls could learn to write and read with the Soeurs Carmélites from 1633 onwards; this school was also closed during the revolutionary period and replaced in 1837 by the Institution Saint Remi. There was also the Filles séculières de la Providence, founded in 1694, which disappeared temporarily during the Revolution and reopened in 1802. In 1835, it was united with the Dames du Sacré Cœur. From 1851, another confessional school, the Soeurs de Saint Vincent de Paul, educated poor girls. In 1831, a state school was founded in Charleville; it provided Charleville and the Ardennes department with many teachers during the nineteenth century.⁴⁶ It goes without saying that this contributed to a large part of the population being literate. The school laws gradually reduced the number of children aged between six to twelve working in factories.

Children's factory work has probably been a major obstacle to school attendance. Indeed, children often worked in factories with their parents. Although we do not have exact figures for Charleville, we know that in general fewer children worked in metallurgy and glassmaker factories (8 to 12%) than in textile factories, with 18.3% in the cotton industry, according to an inquiry conducted in 1839–1845 on the industrial labour force in France.⁴⁷ René Colinet estimated that around 1,000 children in Mézières were metallurgy workers, which accounted

42 We included all marriages of these decades, regardless whether individuals got married once or multiple times.

43 François Furet and Jacques Ozouf estimated that at least 20 per cent of literacy acquisition processes were not directly linked to schools. It depended also on other factors such as natural geography and access to school, economic resources of the city, existence of local languages, and "psycho-sociological" factors. Furet/Ozouf, *Lire et écrire*, 305–306. Françoise Mayeur also pointed out that children learned at the workplace of their parents; they imitated them or received elementary education at the factory's school, if such schools existed. Françoise Mayeur, *Histoire générale de l'enseignement et de l'éducation en France*, vol. 3: *De la Révolution à l'École républicaine, 1789–1930*, Paris 2004 (1st ed. 1981), 250–258.

44 Mayeur, *Histoire générale de l'enseignement*, 332–333.

45 Marie-France Barbe, *Les congrégations religieuses à Charleville et Mézières depuis le XVIIe jusqu'au début du XXe siècle*, in: *Revue Historique Ardennaise* 38 (2006), 67–94.

46 Raymond Stevenin/Joëlle Fourreaux, *Les débuts de l'école normale d'instituteurs des Ardennes*, in: *Revue Historique Ardennaise* 34 (2001), 219–253.

47 Colin Heywood, *Childhood in XIXth Century France. Work, Health and Education among the "Classes populaires"*, Cambridge 1988, 104.

for 10% of all metallurgy workers in 1847.⁴⁸ Children in factories received a wage, but employers were not obliged to provide tuition or even instruction on professional skills.⁴⁹ Many other children aged 10 to 12 were apprenticed, often with their father or another worker. An 1848 major inquiry on labour in France found that most children were learning from their parents, even when no formal contract existed.⁵⁰ Contracts were often concluded before a notary: the master (a blacksmith or a nail maker, for example) was bound to teach the child professional skills for three years, as demonstrated by René Colinet for another Ardennes city (Nouzonville) in 1862.⁵¹ These contracts usually did not mention writing and reading skills. It is possible, though, that some children attended school before starting an apprenticeship.

Table 1: Number and percentage of men able to sign at their wedding in Charleville genealogical corpus (1740–1779)

	Could not sign		Could sign		Absent or uncertain		Total n
	n	%	n	%	n	%	
1740–1749	108	31	245	69	0	0	353
1750–1759	63	22	221	77	2	1	286
1760–1769	81	24	261	76	1	0	343
1770–1779	89	22	299	77	1	0	389

Table 2: Number and percentage of men able to sign at their wedding in Charleville genealogical corpus (1780–1859)

	Could not sign		Could sign		Absent or uncertain		Total n
	n	%	n	%	n	%	
1780–1789	24	13	147	83	6	3	177
1790–	30	15	167	81	8	4	205
22/09/1800							
23/09/1800– 1809	43	22	149	76	4	2	196
1810–1819	44	23	148	76	2	1	194
1820–1829	39	21	146	79	0	0	185
1830–1839	26	13	178	87	0	0	204
1840–1849	13	9	130	91	0	0	143
1850–1859	11	7	141	93	0	0	152

48 Colinet, *Les hommes et les usines*, 24.

49 Heywood, *Childhood in XIXth Century France*, 199.

50 Ibid., 200. This has been observed in several villages and small towns, and it is fair to assume that this also applies to Charleville, a medium-sized town.

51 Colinet, *Les hommes et les usines*, 26; René Colinet, *Un site industriel: Nouzonville. Une dynastie industrielle de la métallurgie ardennaise: les Thomé*, mémoire de maîtrise sous la direction de Pierre Barral, Université de Nancy, 1979.

Table 3: Number and percentage of women able to sign at their wedding in Charleville genealogical corpus (1740–1779)

	Could not sign		Could sign		Absent or uncertain		Total
	n	%	n	%	n	%	n
1740–1749	167	47	186	53	0	0	353
1750–1759	126	44	160	56	0	0	286
1760–1769	130	38	212	62	1	0	343
1770–1779	147	38	237	61	5	1	389

Table 4: Number and percentage of women able to sign at their wedding in Charleville genealogical corpus (1780–1859)

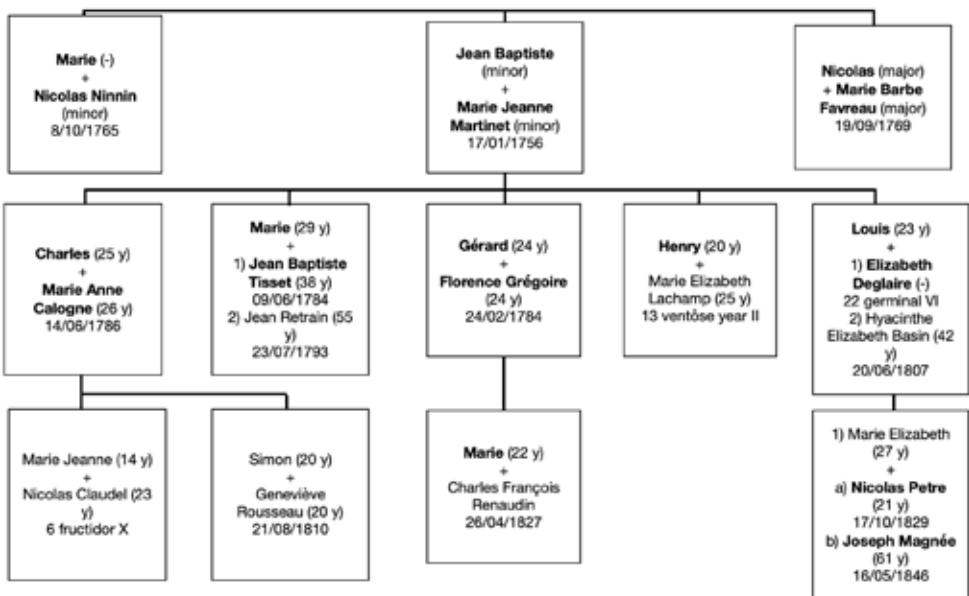
	Could not sign		Could sign		Absent or uncertain		Total
	n	%	n	%	n	%	n
1780–1789	42	24	129	73	6	3	177
1790– 22/09/1800	44	21	142	69	19	9	205
23/09/1800– 1809	55	28	136	69	5	3	196
1810–1819	61	31	131	68	2	1	194
1820–1829	44	24	141	76	0	0	185
1830–1839	52	25	152	75	0	0	204
1840–1849	33	23	110	77	0	0	143
1850–1859	26	17	125	82	1	1	152

Note to Table 2 and 4: The republican calendar, which began its first year on 22 September 1792, was in effect until 1 January 1806. The decades 1790–1800 and 1800–1809 are delimited by the beginning of the year IX on 23 September 1800.

Given that the population literacy increased significantly in Charleville between 1740 and 1859, two of the 217 reconstructed families are particularly remarkable because their members did not sign marriage certificates over several generations. Both families had a relatively poor social background. The first one, the Migeot family, counted three generations of married couples in Charleville between 1756 and 1829 (Figure 1). Jean-Baptiste did not sign at his wedding in 1756, and neither did his wife, Marie Jeanne Martinet, nor his father, who was listed as a witness to his son's wedding. His brother, Nicolas, and his sister, Marie, and their spouses did not sign marriage certificates either. There is no mention of their profession. In the second generation, when Jean-Baptiste's children got married, they did not sign either: Charles in 1786, Gérard in 1784, Marie in 1784 and in 1793, Henry in year II of the Republic (March 1794), Louis in year VI (April 1798) and in 1806. Among their seven husbands and wives, four did not sign. In the third generation, four grandchildren got married: Marie Elisabeth signed her first marriage certificate in 1829 but not her second in 1846. Her husbands did not sign. Marie Jeanne and Simon, her cousins, and their husband and wife signed in 1809 and in 1810, but another cousin, Marie, did not in 1827 (whereas her husband did). This shows a change in the third generation during the 1820s. However, it is important to

Figure 1: Migeot family

In Bold : people unable to sign



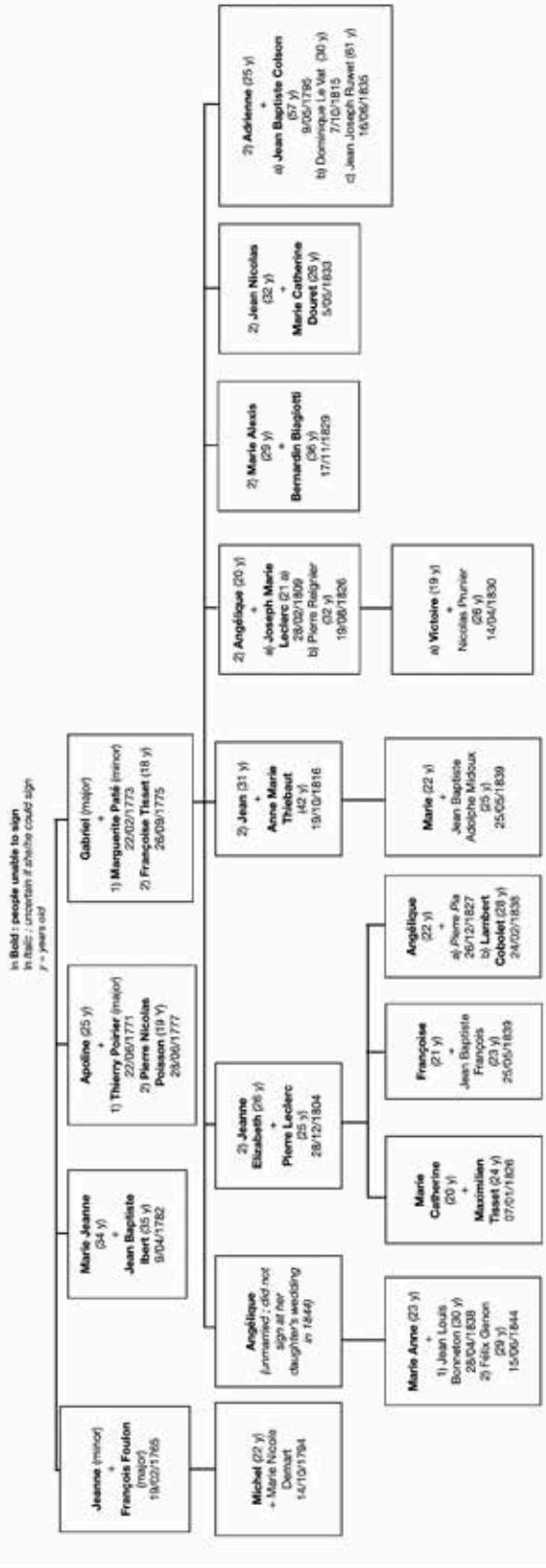
Source: Own illustration.

note that we have three ‘mixed’ couples: Marie, who was unable to sign, married to Charles François who could; and Marie Elisabeth, who also could sign, but who got married to men, Nicolas Petre and Joseph Magnée, who could not.

Many Migeots were day labourers or nailers. Of the first generation, Jean-Baptiste was a niler. We do not know the profession of his brother Nicolas. This family worked in metallurgy and craft: Charles and Gérard were nailers, Henry was a gunsmith. His son-in-law Jean-Baptiste Tisset, however, was a butcher. Gérard became a tanner. His daughter Marie was a seamstress. Some of the men, such as Jean-Baptiste, Henry and Charles, were temporary day labourers. Charles’ son, Simon, was a shoemaker. In the third generation, only one, Marie-Elisabeth, was a day labourer. The third-generation sons-in-law were masons, cavaliers, and wood turners. Most of them lived in the main streets with several shops – Rue du Moulin and Rue Saint Charles, – which both led to the Place Ducale, the town’s main square; and Rue Saint André, near the weapon factory.

The second family are the Parliers: between 1765 and 1844, three generations got married and did not sign. The first generation consisted of four siblings, Jeanne, Gabriel, Apoline, and Marie Jeanne, who could not sign, and neither could their spouses (Figure 2). In the second generation, Jeanne’s son, Michel, could not sign either, but he married Marie Nicole, who could. Gabriel’s children (four daughters and two sons) could not sign, as their spouses, except for two of the three husbands that were married in 1815 and 1835 to one daughter, Adrienne. Another daughter of Gabriel was also not able to sign, but we know this from the wedding of her own daughter, Marie Anne, as she was a “natural child”, born out of wedlock.

Figure 2: Parlier family



Source: Own illustration.

Including this last child, there were six children in the third generation between 1826 and 1844 and none of them could sign. Among the eight spouses of this last generation (eight because Marie Anne and Angélique got married twice), six of them could sign.

The family shows a transmission of the gunsmith profession from the first to the second generation and across the first generation (two sons). One girl also married a gunsmith. In the last generation, there was no gunsmith: children and sons-in-law were day labourers, copper smelters, or founders, blacksmiths, and coopers. This can be explained by the closure of the Charleville manufacture in 1836. However, descendants of the family worked in metallurgy, which is not that different from the production of firearms. But there is also a roofer and a marble worker among the sons-in-law of the third generation. Women were often seamstresses or day labourers, such as Adrienne. One woman, Angélique, had a child out of wedlock. Some of them also lived on Rue du Moulin, between the Place Ducale and the mill on the Meuse river, but most lived in several other neighbourhoods.

After having presented these two families, it is necessary to analyse if transmissions of illiteracy can be qualified as family culture. Reconstructing genealogies and determining family cultures are difficult tasks because of several methodological issues, which have to be kept in mind.

Methodological issues in determining family cultures

To begin with, it is important to determine exactly what qualifies as family culture. As defined above, family culture is a set of values and practices transmitted in a family across several generations. It can include a specific behaviour, which leads to certain choices in education. But a certain transmission is not enough to constitute a family culture: it is necessary to find the right threshold. We hypothesize that a familial transmission is a repeated practice between at least two individuals from the same family line of the same generation or two generations, who may have known each other during their lifetime. If this transmission has affected a large number of blood relatives or allies for at least two generations, then it can be defined as a family culture. The difference lies in the proportion of people in the line who have the same practice and experience the same duration of the transmission. Thus, we hypothesize that illiteracy is a family culture owing to an inability to sign for more than two generations and for the majority of family members; this inability signifies a resistance towards school and the use of writing.

Second, reconstructing descending genealogies of a population located in one place could potentially lead to a bias of analysis. In fact, constituting our sample of the Charleville population from marriage certificates has some consequences: it is only possible to measure literacy of married people, and we may not have included all branches of the family. Some individuals got married and moved to other towns, but they still might have been in close contact to the family branches in Charleville. This is indicated by the fact that some witnesses to a marriage were members of the family and were reported to live elsewhere. Moreover, some families got out of sight over time: in 1859, only 95 families, or 44% of our sample, had a descendant who got married in Charleville. A little less than 60% of the families disappeared from the town. Finally, the method of reconstructing genealogies over a long period of time may influence the comprehension of family culture: transmissions may be different when a family lives in

a place for a long time, or they differ in proportion to the members living there. Regarding to the two families of our sample, most spouses were from Charleville. In the Migeot family, only three marriages out of fifteen were with someone from elsewhere. The same is true of the Parlier family: seven people were not born in Charleville (five men and two women) at seven marriages out of a total of 24 weddings. Thus, it is possible that a couple's residence has more influence than the family who lives in the same place. Comparative studies on mobile families are necessary to provide conclusive results in this respect.

In order to prove that the two families presented transmitted the inability to sign as a family culture, two different statistical approaches are possible. The first is based on simple statistics on all family members to find a significant threshold. The second provides an analysis by generation to better understand changes over time. The challenge is to translate the habit of a family from the genealogy into a calculation that is representative.

For this purpose, we calculated signature rates for each family (Table 5). Rather than men and women, allies and blood relatives were distinguished to see whether the transmission is consanguineous. It appears that the difference is not very clear: the number of illiterate people is more or less equal.

Table 5: Number and percentage of allies and blood relatives able and unable to sign the marriage register of two families (Migeot and Parlier) in Charleville sample (1740–1859)

Family	Number of blood relatives able to sign	Number of allies able to sign	Total able to sign (% of all members)	Number of blood relatives unable to sign	Number of allies unable to sign	Total unable to sign (% of all members)	Absent or uncertain (% of all members)	Total of members
Migeot	3	6	9 (33%)	9	9	18 (66%)	0 (0%)	27
Parlier	0	8	8 (19%)	18	15	33 (79%)	1 (2%)	42

For the two families, all generations and members taken together, the percentage of people unable to sign is above 50%. For the Parliers, it even reached 79%, with all blood relatives being characterized by illiteracy. We can choose 50% as threshold, but we can also take as a reference the average rates for all men and women of our sample during the period from 1740 to 1859 in Charleville (Table 6).

Table 6: Number and percentage of men and women able and unable to sign at their wedding in Charleville sample (1740–1859)

	Sign		Did not sign		Absent or uncertain		Total n
	n	%	n	%	n	%	
Men	2232	79	571	20	24	1	2827
Women	1861	66	927	33	39	1	2827
Total	4093	72	1498	26	63	1	5654

It seems that those families differ from the average by extraordinary rates of illiteracy. This confirms the first impression. However, these general figures do not show how the inability to

sign was distributed among the generations and how time affected the transmission. To refine the calculation, the distribution of the inability to sign has been differentiated by generations. For example, the Parlier family (Table 7) shows a total transmission for three generations if we only include blood relatives.

Table 7: Number and percentage of people unable to sign among all blood relatives of different generations of the Parlier family

	Generation 1	Generation 2	Generation 3
Number of illiterate persons among blood relatives	4 / 4	8 / 8	6 / 6
Percentage of illiterate persons	100%	100%	100%

When allies are taken into account, the profile is a bit different (Table 8). More and more people could sign as the generations passed. (The signature of only one husband has been set aside as inconclusive.)

Table 8: Number and percentage of people unable to sign among all members (blood relatives and allies) of different generations of the Parlier family

	Generation 1	Generation 2	Generation 3
Number of illiterate persons among all members of the family	10 / 10	14 / 18	8 / 13*
Percentage of illiterate persons	100%	77%	62%

* The signature of one husband is uncertain and thus set aside

This calculation is useful to put more emphasis on the transmission that passes across multiple generations. When people could not sign over three generations (for example, from the grand-parent to the grand-child), the transmission is stronger than if it only exists over two. It also gives an indication of how quickly the inability was disappearing. The limitation of this analysis is that this distribution does not indicate which relationships determined the transmissions. It is fair to assume that exchanges between parents and children are more crucial than those between children and uncles and aunts or the cousins, but this cannot be proved based on this approach alone. Another problem is that with each generation the influence of the spouse's family on the children increases. Nevertheless, simple proportion statistics can highlight familial trends and repetition over generations.

To complete this analysis, we can include other information provided by marriage certificates. The age of the groom and bride at the first marriage, mentioned in the figures for each family, varies significantly. This information does not reveal much about social status or a connection to literacy. In the eighteenth century, only the mention of "major" or "minor" is provided: during the ancient regime in France, the age of majority was 30 for a man and 25 for a woman. The exact age is given more frequently from 1780 onwards. In the examples, the last generation of the Parliers seems to be of lower age at marriage (between 19 and 23 years-old) than the first generation; the same is true for the Migeots, but there is a significant gap between two girls who got married at 14 and 27 respectively. This information does not

Table 9: Inability to sign in family lines descending from a couple where the husband was a gunsmith in the Charleville sample (1780–1859)

Surname	Generation 1		Generation 2		Generation 3		Generation 4		Total unable to sign			
	Hus- band signed	Wife signed	Children and spouses unable to sign		Children and spouses unable to sign		Children and spouses unable to sign					
			n	%	n	%	n	%				
Petre	no	no	7/8	88	3/14	21	-	-	12/24	50		
Noel	yes	yes	1/2	50	-	-	-	-	1/4	25		
Brezol	yes	yes	2/10	20	0/12	0	0/2	0	2/26	8		
Pinard	yes	yes	8/10	80	4/21	19	-	-	12/33	36		
Pinard	yes	yes	-	-	-	-	-	-	0/2	0		
Pinard	yes	yes	0/4	0	0/6	0	-	-	0/12	0		
Desnoyers (Pinard)	yes	yes	1/2	50	-	-	-	-	1/4	25		
Pierret	yes	yes	0/2	0	0/4	0	0/2	0	0/10	0		
Nannan	no	no	-	-	-	-	-	-	2/2	100		
Barnabé (Reo)	no	no	-	-	-	-	-	-	2/2	100		
Damuzaux (Billy)	yes	yes	0/6	0	0/4	0	-	-	0/12	0		
Bocquillon	yes	yes	-	-	-	-	-	-	0/2	0		
Moniere (Motte)	yes	yes	-	-	-	-	-	-	0/2	0		
Total	3/13	3/13	19/44	43	7/61	11	0/4	0	32/135	24		

suffice to understand why generations kept being illiterate. We may also consider the hypothesis that the Migeot and Parlier families belonged to the poorest stratum of society and that illiteracy was a sign of social decline and a handicap hard to overcome. It could have been in fact an additional factor, closely linked to a family dynamic. But, on the other hand, we can see that eventually many individuals married a literate spouse and that these two families did not marry each other. This may be a sign that there was no major stigma attached to illiteracy, which would have completely cut them from the rest of society. It is also significant that many parishes set up schools to tackle this specific problem in poor families. Thus, resources were available, but some families seem to have chosen not to make use of them.

Finally, as shown above, there are social and professional commonalities between the families: they were mostly day labourers, metallurgists, and artisans. One may question the influence of the professional factor and predominance of a particular culture associated with their profession, such as oral culture, which would be more valued than writing culture. Indeed, this could have been the case in manufactories: oral transmissions were a part of working-class culture.⁵² It is, however, difficult to find relevant sources to prove this for Charleville,

52 Singing culture, for example, is well known in Roubaix textile factories between 1850 and 1914; see Laurent Marty, *Chanter pour survivre. Culture ouvrière, travail et techniques dans le textile à Roubaix, 1850–1914*, Lille 1982; Pierre Pierrard, *Les chansons populaires de Lille sous le Second Empire*, La Tour d'Aigues 1998.

Table 10: Inability to sign in family lines descending from a couple where the husband was a nailer in the Charleville sample (1780–1859)

Surname	Generation 1		Generation 2		Generation 3		Generation 4		Total unable to sign	
	Hus- band signed	Wife signed	Children and spouses unable to sign		Children and spouses unable to sign		Children and spouses unable to sign			
			n	%	n	%	n	%		
Migeot	no	no	9/12	75	3/9	30	-	-	14/23 61	
Pierson (Beguin)	yes	yes	-	-	-	-	-	-	0/2 0	
Douay (Pia)	no	no	3/6	50	0/2	0	-	-	4/10 40	
Naniot	yes	no	2/2	100	3/4	75	-	-	6/8 75	
Tisset (Poirier)	no	no	-	-	-	-	-	-	2/2 100	
Peret	yes	yes	-	-	-	-	-	-	0/2 0	
Varloteau (Mabille)	yes	no	2/8	25	0/4	0	-	-	3/14 21	
Dolne (Pinard)	yes	no	6/9	67	11/22	50	-	-	18/33 54	
Desserre (Mabille)	yes	no	-	-	-	-	-	-	1/2 50	
Total	3/9	7/9	22/37	59	17/41	41	-	-	48/96 50	

particularly in metallurgy. Oral transmission was certainly also a main learning tool during apprenticeship. As it was often the form of transmission between father and son, having an illiterate father did not help learn how to write and read, if these skills were not acquired at school. Other families in Charleville with many members being metallurgists did not share the same profile of illiteracy. To verify this, it is possible to analyse couples between 1780 and 1789 (when occupational data were first mentioned) with husbands being nail makers (Table 9) or gunsmiths (Table 10).⁵³ Husbands were not always descendants of the founding couples of the years 1740–1779: this is why the wife's maiden name is given in parenthesis in these cases. Then, after establishing whether husband and wife could sign, the analysis examines their children and spouses of subsequent generations. Some couples did not have any children who got married in Charleville; others had up to four generations.

As shown in Table 9, when the husband was a gunsmith, most of the couples and their family line could sign. The Pinard family was very large and had many lines: this is why we have three very distinct lines (four including the Desnoyers). Three couples out of thirteen could not sign, with an exact symmetry between man and woman. Only two family lines had members unable to sign over two generations (Petres and one Pinard). In these cases, one couple of the first generation could sign and the other could not. So, we cannot constitute a clear-cut link between illiteracy and the profession of gunsmith.

As Table 10 shows, the same holds true of couples where the husband was a nail maker. Most husbands could sign, while the majority of their wives could not. Five family lines

53 There was no husband who was a day labourer, nor any husband whose father was a day labourer, in our sample before 1799–1809, and only three husbands who were day labourers even during this decade.

had descendants in Charleville. Among them, only the Migeots were unable to sign in the majority. Looking at the second generation of all families, 59% of them were unable to sign. However, there is a bias in these figures: only the couples where one of the spouses was illiterate had descendants in Charleville. Thus, illiteracy of subsequent generations could be linked to other factors: the inability of the first generation mother (or mother-in-law for the allies), rather than the father's profession. Whenever the descendants could not sign, the mother was also unable to do so, while in some cases the father could sign (the Naniots, the Varloteaus, and the Dolnes). In the third generation, only two family lines out of five had a majority of members unable to sign.

These two aggregated calculations show that, with the available data, it is not possible to establish a clear causal link between the father's profession (nailer or gunsmith) and the descendants' ability to sign.

In conclusion, the assumption that occupation and social background can explain familial transmissions does not hold. In Charleville, there were families with the same social background who became literate earlier in the century. The Parliers and the Migeots may show similarities in social status, but this does not sufficiently explain why the majority of members of these families were unable to sign over several generations, compared to other families and to the general context of a society in which the majority of people were able to sign marriage registers. Illiteracy is passed on to most of relatives over more than two generations despite successive alliances and the potential influence of the spouse's family. This can be partially explained by social and economic factors, but also by a specific family practice: a probable resistance towards school and an underuse of writing in everyday life.

Thus, illiteracy can be described as a "family culture". This case study has also highlighted the difficulties in studying transmissions within genealogy. Statistics can show trends, but in order to understand family cultures they must be supplemented by a microanalysis of family history, with indicators such as professional occupations.

Conclusion

This study could be further developed but some conclusions already stand out. In social sciences, several studies have shown how transmissions and familial strategies were important to understand family trajectories, and even that familial factors can explain individuals' choices and behaviours beyond socio-economic, religious, or other cultural determinations. The aim of this project was to prove that the notion of "family culture" is relevant in history by examining Charleville families in the eighteenth and nineteenth centuries. Using the example of illiteracy in two families over at least three generations between 1740 and 1859 produces interesting insights: illiteracy in these cases is highly visible given that literacy in this region reached very high levels in the early nineteenth century. The sources used for this analysis are marriage certificates. As they derive from the same event, they have the advantage of being consistent over the two centuries so that signatures of family members are comparable (even if some of them got married several times). The long-standing persistence of the inability to sign over generations shows a significant trend. This transmission cannot be explained by mere social and economic factors such as marital age and profession. In conclusion, since illiteracy affected most of family members, regardless of their gender, and for more than two

generations, it can be inferred that it corresponded to a family culture. It was maintained in every generation, even if the children were in contact with other families. This opens up interesting and new insights into the organization of genealogies and the network of family influences, which could differ from one family to another.

Following this study, we are planning a statistical approach of literacy at another scale: we are going to analyse, in the entire sample, the variance of a familial habit by various criteria, such as the literacy of the father and the mother, or the number of generations living in the town. We will then explore other avenues of analysis, taking another implication of family history into account: transmissions and family cultures are not only subjects of interest for historians. Genealogy is also a hobby of many people today. The question of who we are and where we came from, the question of one's identity and history are more popular than ever before. Historians may have some concerns about this development, given the ambivalence between scholarly observations and conclusions and the familial memory or the emotional investment of individuals in their family. Illiteracy and family culture can be sensitive historical topics.

Genealogie(n), Sozialwissenschaften und Digital Humanities

Zu drei genealogischen Datenbanken jüdischer und christlicher Populationen Mittelitaliens in der Neuzeit

Abstract: This article presents a research approach that combines genealogy, social sciences and digital humanities. Initiated in the early 2000s, the project concerns itself with the systematic collection and analysis of two central Italian population groups: Jews and Christians, based on a methodological and epistemological reflection on sources and quantitative methods in historiography and ethnology. Starting from the experiences of this project, the article discusses fundamental questions: why and how can we reconstruct an entire population? Which problems occur in the process, both in terms of the sources and the tools developed by researchers and genealogists? Finally, what is the future of databases that we develop?

Keywords: genealogy, kinship, populations, digital humanities, databases

In den größeren Entwicklungsrahmen der medialen Revolution des Internetzeitalters eingebettet, sind insbesondere seit der Jahrtausendwende die Digital Humanities in den Geistes- und Sozialwissenschaften ein nicht mehr wegzudenkender Teil der Forschungslandschaft geworden. Seit einer bekannten, 2004 erschienenen grundlegenden Veröffentlichung¹ haben sich die Historiker*innen nach und nach die notwendigen digitalen Werkzeuge angeeignet, mit denen ein steigender Bedarf an Fortbildungen und Fachpersonal einherging – wenngleich der Ausbau entsprechender Strukturen noch viel zu wünschen übrig lässt.

Die sogenannten „Amateurgenealog*innen“ haben sich früh auf den Gebrauch digitaler Werkzeuge spezialisiert, ja professionalisiert, um so genealogische und demographische Daten von bisweilen beachtlichem Umfang zu erfassen und zu verarbeiten. Dabei kamen ihnen zwei Umstände besonders zugute: der allgemeine Aufschwung genealogischer Vereine und die mormonische *Genealogical Society of Utah*.² Letztere ist sogar Urheber eines Standardaustauschformats für genealogische Daten, GEDCOM (*Genealogical Data Communication*), das von zahlreichen Genealogieprogrammen übernommen wurde, welche sich in

DOI: 10.25365/rhy-2021-11



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

Michaël Gasperoni, CNRS/Centre Roland Mousnier, Sorbonne Université, 1, rue Victor Cousin, 75230 Paris cedex 05, Frankreich, michael.gasperoni@cnrs.fr

- 1 Susan Schreibman/Ray Siemens/John Unsworth (Hg.), *A Companion to Digital Humanities*, Malden 2004.
- 2 Zu Aufschwung und Praxis der Laiengenealogie in Frankreich vgl. vor allem Jean-Louis Beaucarnot, *La généalogie*, Paris 2005; Marie-Odile Mergnat (Hg.), *La généalogie: une passion française*, Paris 2003; Sandra Fontanaud, *La généalogie, ou la quête identitaire*, in: Olivier Lazzarotti/Pierre-Jacques Olagnier (Hg.), *L'identité entre ineffable et effroyable*, Paris 2011, 157–162.

den vergangenen zwei Jahrzehnten stetig verbesserten. Neben diesen Programmen wurden sehr früh digitale Werkzeuge zur Eingabe von Pfarrei- und Personenstandsregistern oder notariellen Akten entwickelt – bisweilen sogar von den Laiengenealog*innen selbst, wenn sie denn informatisch bewandert oder sogar professionell ausgebildet waren. Diese Instrumente erweisen sich in einigen Fällen als äußerst leistungsstark und nützlich für die professionelle (historische) Forschung.³ Der Welt der Laiengenealog*innen kam in dieser Entwicklung also durchaus eine Vorreiterrolle zu, ja sie war auf den Feldern der Genealogie und Geschichte der Familie in vielem den Berufgelehrten weit voraus, etwa im Hinblick auf Interoperabilität und Datenaustausch.

Die universitären Disziplinen, die sich der Erforschung von Familie und Verwandtschaft angenommen hatten, allen voran Anthropologie und historische Demographie, begannen ihre eigenen Hilfsmittel zu entwickeln. Diese Unterfangen verliefen allerdings oft unkoordiniert und mündeten, ganz im Gegensatz zu den Bemühungen der passionierten Amateure, kaum in standardisierten Formaten für Austausch und Auswertung genealogischer Daten.⁴ Als Erbe einer langen Tradition, die durch Louis Henry und Michel Fleury⁵ begründet worden war, bewegte sich die historische Demographie lange Zeit in einem „methodologischen Rahmen der Karteikarten, der sich auf die Auswertung anonymisierter Daten beschränkte und der infolgedessen die Fragen der Allianzen [Fragen der Verknüpfungen der Individuen im Korpus durch Ehen] vernachlässigte.“⁶ Aus der Summe der Lokal- und Regionalstudien sollte ein genaueres und zugleich umfassenderes Bild der Vielfalt demographischer Verhaltensweisen gewonnen werden. Der Einzug der Anthropologie der Verwandtschaft in die Geschichtswissenschaft seit den 1970er Jahren – in Frankreich unter tatkräftigem Zutun der Agrarhistoriker*innen – markierte zweifelsohne einen Wendepunkt in diesem Bereich der Historiographie. Die methodologische Erneuerung, welche mit der Hinwendung zur Erforschung individueller Lebenswege, ja der Individuen überhaupt, einherging – man denke an die Rehabilitierung des Genres der Biographie –, und die Netzwerkanalyse stellten seit den 1980er und 1990er Jahren weitere wichtige Neuerungen dar, insbesondere für diejenigen, die sich mit Familie und Verwandtschaft befassten.⁷ Die erneute Hinwendung zu prosopographischen Zugängen (im Besonderen auf Grundlage relationaler Datenbanken) bereitete

3 Es ließe sich auf die Beispiele der Programme Saisie Acte (<http://www.saisieacte.fr>, 30.11.2021) und Nimègue (<https://www.cegfc.net/www/nimegue/nimegue/index.html>, 30.11.2021) verweisen.

4 Für eine Synthese zum Thema vgl. bes. Klaus Hamberger/Michael Houseman/Cyril Grange, La parenté radio-graphiée. Un nouveau logiciel pour l’analyse des réseaux matrimoniaux, in: *L’Homme* 191/3 (2009), 107–137.

5 Michel Fleury/Louis Henry, Des registres paroissiaux à l’histoire de la population. Manuel de dépouillement et d’exploitation de l’état civil ancien, Paris 1956.

6 Guido Alfani u.a., La mesure du lien familial: développement et diversification d’un champ de recherches, in: *Annales de Démographie Historique* 129/1 (2015), 277–320, 278 (Übersetzung des Autors).

7 Neben der Synthese von Alfani u.a., La mesure du lien familial, vgl. auch das thematische Dossier in *Annales de Démographie Historique*: *Histoire de la famille et analyse de réseaux* 109/1 (2005), darin besonders den Beitrag von Claire Lemercier, Analyse de réseaux et histoire de la famille: une rencontre encore à venir?, 7–31, sowie Vincent Gourdon, Demografia storica e storia (quantitativa) della famiglia: un dialogo complicato lungo mezzo secolo, in: Alessio Fornasin/Michaël Gasperoni (Hg.), *Dalla fonte al database: per una storia economica e sociale delle popolazioni del passato*, San Marino 2019, 17–40. Mit der Cambridge School zeigte sich auch die britische Forschung seit den 1960er Jahren als besonders aktiv und innovativ im Bereich der Geschichte der Familie und der historischen Demographie. Vgl. bes. Peter Laslett, *The World We Have Lost*, London 1965; Lawrence Stone, *The Family, Sex and Marriage in England 1500–1800*, New York 1977.

schließlich einen Weg zur Verknüpfung der Erforschung von Individuen und Gruppen.⁸ Mit diesen wissenschaftstheoretischen Wendepunkten ging eine Vervielfältigung von auf die historische Familie gerichteten Forschungsinteressen einher, die sich oft mit den Interessen der Laien überschnitten, zum Beispiel im Bereich der Studien zu Tauf- und Familiennamen, zu den Heiratspraktiken, der Patenschaft, der Sphäre des Privaten, sozialer wie geographischer Migration und Mobilität, Berufen und individuellen und kollektiven Vorstellungen von Verwandtschaft.

In den 2000er Jahren mündete schließlich ein mit Anthropolog*innen und Historiker*innen besetztes Forschungsprojekt in der Entwicklung eines Programms zur Analyse von Verwandtschaftsnetzwerken namens PUCK (*Program for the Use and Computation of Kinship Data*). Diese Software, die Dateien im GEDCOM-Format zu importieren vermag, dient nicht allein der Schaffung und Verwaltung genealogischer Datensätze, sondern ermöglicht es vor allem, deren Qualität zu bemessen (z.B. die Frage von Bias). Damit können Datenstrukturen analysiert werden, im Besonderen mithilfe einer statistischen Auswertung der Gesamtheit der in den betreffenden Datenbanken verzeichneten ehelichen und verwandtschaftlichen Verbindungen.⁹ Durch Kartierungssoftware kann die räumliche Dimension nunmehr gänzlich in die Analyse demographischer Verhaltensweisen integriert werden.¹⁰

An Tools zur Erforschung von Populationen und ihrer Genealogie mangelt es also keineswegs. Dies gilt für die Welt passionierter Laien wie für diejenige der professionellen historischen und demographischen Familienforschung gleichermaßen. All diese Forschungen haben mittlerweile zahlreiche, auch genealogische, Datenbanken hervorgebracht, die online auf weithin bekannten Portalen verfügbar sind, wie etwa *Geneanet*¹¹, oder auf solchen, die in Fachkreisen der Geistes- und Sozialwissenschaften genutzt werden, wie *Kinsources*¹². Was aber enthalten diese Datenbanken im Einzelnen und welchem Zweck dienen sie? Welche Analysen können die Historiker*innen auf ihrer Grundlage durchführen? Für einen Einblick in Entstehungsbedingungen und methodologische Vorüberlegungen genealogischer Datenbanken (Quellenbasis, Informatikhilfsmittel) und ihre konkreten Anwendungsmöglichkeiten für die historische Forschung werde ich im Folgenden Datenbanken vorstellen, die ich zwischen 2000 und 2019 erstellt habe und drei Populationen Mittelitaliens gewidmet sind.

-
- 8 Zum wiedererwachten Interesse der Geistes- und Sozialwissenschaften an der Prosopographie: Claire Lemercier/Emmanuelle Picard, Quelle approche prosopographique?, in: Laurent Rollet/Philippe Nabonnand (Hg.), *Les uns et les autres: biographies et prosopographies en histoire des sciences*, Nancy 2012, 605–630; Pierre-Marie Delpu, La prosopographie, une ressource pour l'histoire sociale, in: *Hypotheses* 18/1 (2015), 263–274.
- 9 Zu dem von Klaus Hamberger entwickelten Programm PUCK, vgl. bes. Hamberger u.a., La parenté radiographiée, und das ihm gewidmete thematische Dossier in *Annales de Démographie Historique: Les réseaux de parenté, refonder l'analyse* 116/2 (2008).
- 10 So etwa das Tool Demo-hist, das am Centre Roland Mousnier (Paris) von Benoît Pandolfi und Sylvain Rassat entwickelt wurde: Benoît Pandolfi/Sylvain Rassat, Centraliser et gérer les données plus simplement: Demo-Hist, un modèle de conception de base de données, in: Fornasin/Gasperoni (Hg.), *Dalla fonte al database*, 165–204.
- 11 <https://en.geneanet.org> (26.11.2021).
- 12 <https://www.kinsources.net> (26.11.2021).

Überlegungen zur systematischen Rekonstruktion einer Population

Zu Beginn der 2000er Jahre unternahm ich eine systematische Rekonstruktion und Untersuchung der Population der in Mittelitalien gelegenen Republik San Marino. Zu diesem Zweck mobilisierte ich vor allem die klassischen Quellen der historischen Demographie: Pfarreiregister, Notariatsarchive, Personenstandsregister und Gerichtsakten. Dabei tat sich eine Reihe von Problemen praktischer wie methodologischer Natur auf, die sich im Laufe der Zeit vom Hindernis zu einem eigenen Forschungsgegenstand entwickelt hat.

Die erste dieser Schwierigkeiten betraf die Quellen: Die italienischen Pfarrarchive sind im Allgemeinen überaus reichhaltig und vielfältig. So finden sich dort neben Tauf-, Firm-, Ehe- und Sterberegistern und Registern von Bruderschaften vor allem die bekannten *Status animarum*, eine seit 1614 anlässlich des Ostersegens durchgeführte Art Zensus, der es ermöglicht, die Entwicklung einer Population Jahr für Jahr über Jahrhunderte hinweg zu verfolgen. Die Überlieferungslage ist jedoch sehr heterogen und bisweilen durch die Wechselfälle der Geschichte beträchtlich dezimiert (Brände, Verluste, Bestandszerstörungen durch den Zweiten Weltkrieg etc.). Die Registerüberlieferung San Marinos und der angrenzenden Diözesen hat nun erkennbar unter den Materialverlusten des Zweiten Weltkriegs, aber auch unter der Aufgabe einiger Pfarreien und Entwendungen gelitten. Diese Lücken konnten durch den Rückgriff auf Notariatsarchive gefüllt werden (Testamente, Mitgiften, Besitzverzeichnisse, Güterabtretungen etc.). Diese wurden für den Zeitraum von 1450 bis 1820 zunächst für San Marino und schließlich für Montefeltro systematisch ausgewertet, was nicht nur eine Vervollständigung der Genealogien ermöglichte, sondern zugleich die Integration qualitativer Daten zu Erbe, materieller Kultur oder Repräsentationen und Praktiken der Verwandtschaft erlaubte.¹³

Die grundlegende Schwierigkeit aber, die sich schließlich zu einem eigenen Forschungsfeld entwickeln sollte, betraf die Praxis der Namensgebung: In Mittelitalien besaß tatsächlich ein Großteil der Population zu Beginn (wenn nicht sogar zu Ende) des 18. Jahrhunderts noch keinen Familiennamen. Diese Abwesenheit erschwert natürlich die genealogische Rekonstruktion, wurden doch dem Vornamen eines Individuums nach mittelalterlicher Manier zumeist schlicht der väterliche Vorname und bisweilen auch der Vorname des Großvaters väterlicherseits angefügt. Zur patronymischen Namensgebung tritt ein weiteres, die systematisch kognatische Rekonstruktion der Genealogien erschwerendes Phänomen hinzu: In Tauf- und Sterbereregistern werden Familiennamen (sofern es sie gibt) und Vornamen der Väter von Frauen nur sehr selten aufgeführt.¹⁴ Die Frage der Frauen und der über Frauen verlaufenden verwandtschaftlichen Beziehungen ist in mehrfacher Hinsicht von grundlegender Bedeutung: Sie ist gleichermaßen Indikator der Vorstellungswelten der Zeitgenossen – auch im Spiegel der von ihnen produzierten und von uns genutzten Quellen – wie auch Grundlage

13 Erste Ergebnisse dieser Forschungen finden sich, ebenso wie eine CD-ROM mit diversen Datenbanken, in Michaël Gasperoni, Popolazione, famiglie e parentela nella Repubblica di San Marino in epoca moderna, San Marino 2009.

14 Michaël Gasperoni, Le „nom fragile“: mobilité onomastique, sociale et géographique entre Marches et Romagne (Italie centrale) à l'époque moderne, in: L'Atelier du Centre de recherches historiques 19 Bis (2018), DOI:10.4000/arch.8618.

der Tendenz der Forscher*innen (Fachleute wie Amateure) die Patriline oder männliche Genealogien zu bevorzugen, sind doch auch sie Erben dieses agnatisch überformten mittelalterlichen und modernen Systems von Verwandtschaftsvorstellungen.¹⁵

So ist die Rekonstruktion der kognatischen Genealogie bisweilen besonders mühselig und die Erstellung der Genealogien der Gesamtheit der Familien erfordert die systematische Kombination verschiedener Quellen. Dazu gehören unter anderem die Entwicklung verschiedener Datenbanken zur Identifikation der Individuen und die Löschung von Dubletten. Trotz der Verbesserung und Erleichterung der Arbeit durch digitale Hilfsmittel können sich in die kleinteilige Arbeit Fehler einschleichen. Im Fall der vorliegenden Datenbank geschieht dies bisweilen noch heute, nahezu zwei Jahrzehnte nach ihrer Begründung! Die Abwesenheit eines fixen anthroponymischen Systems übt einen nicht unerheblichen Einfluss auf Struktur und ‚Qualität‘ des genealogischen Korpus aus. Wenn zahlreiche Individuen – und folglich Heiratsverbindungen – nicht oder nur unzulänglich bekannt sind oder sich nicht an der korrekten Position im Verwandtschaftsnetzwerk befinden, führt dies zwangsläufig zu statistischen Bias bei der Auswertung mit einem Programm wie PUCK. Diese methodologischen Schwierigkeiten sind eng mit der Frage der Verfügbarkeit der Quellen und des ‚Aktionsradius‘ des Forschers verbunden: Wie weit muss man bei der Rekonstruktion einer Population gehen, um die Grenzen eines Untersuchungsfelds abzustecken? Den methodologischen Fragen gebührt eine zentrale Rolle in der auf genealogische Datenbanken gestützten Forschung, denn die Arbeit an – insbesondere großen – genealogischen Beständen erfordert in der Tat ihre intensive Reflexion, um so gut als möglich die von den Quellen selbst oder von fehlerhafter Dateneingabe herrührenden statistischen Bias erkennen und bei der Analyse gebührend berücksichtigen zu können (Fehler in der Interpretation der Quellen, der Kodierung etc.).¹⁶

Diese Datenbanken sind schließlich nicht nur von unterschiedlicher ‚Qualität‘, sondern haben sich im Laufe der Jahre verändert. Mit dem Fortschreiten der Quellenauswertung und Datenerfassung, der Entwicklung der an sie herangetragenen Fragen und Forschungsinteressen und zuletzt den technischen Entwicklungen im Bereich der Software zur Erfassung und Analyse der Daten mussten verschiedene Anpassungen vorgenommen werden. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Datenbank *RomUrb* gründete anfänglich auf Pfarreiregistern zum Studium von Praktiken der Namensgebung (Weitergabe von Namen und Vornamen), des Heiratsverhaltens, der Migration und der sozio-ökonomischen Stratifikation, nicht jedoch der „geistlichen Verwandtschaft“: Tauf- und Firmalizenzen sowie Trauzeugen wurden erst nach und nach hinzugefügt, was eine Vereinheitlichung der Datenbank – mit allen damit einhergehenden Problemen (zeitlicher Aufwand der Datenerfassung, Kontrollen) – notwendig machte.

-
- 15 Hierzu sei verwiesen auf das diesen Fragen gewidmete thematische Dossier der Zeitschrift *Genre & Histoire* und seine Einleitung: Michaël Gasperoni/Jasmin Hauck (Dir.), *Genre et dispenses matrimoniales: représentations et pratiques juridiques et généalogiques au Moyen Âge et à l'époque moderne*, in: *Genre & Histoire. La revue de l'association Mnemosyne* 21 (2018), <https://journals.openedition.org/genrehistoire/3005> (30.11.2021).
- 16 Vgl. bes. Laurent Barry/Michaël Gasperoni, *L'oubli des origines. Amnésie et information généalogiques en histoire et en ethnologie*, in: *Annales de démographie historique* 116/2 (2008), 53–104; Michaël Gasperoni, *Reconsidering Matrimonial Practices and Endogamy in the Early Modern Period. The Case of Central Italy (San Marino, Romagna and Marche)*, in: Dionigi Albera u.a. (Hg.), *Reframing the History of Family and Kinship: From the Alps Towards Europe*, New York 2016, 203–232; ders., „*Fare nobiltà*“: le strategie matrimoniali dell'aristocrazia sammarinese, in: *Marca/Marche. Rivista di storia regionale* 9 (2017), 155–165.

Die systematische Rekonstruktion von Populationen mithilfe von Datenbanken und unter Auswertung einer Vielfalt von Quellen birgt freilich nicht nur Probleme, sondern auch großes Potential. So sind diese Korpora nicht nur genealogische Datenbanken, die in mehr oder minder anonymer Form die Geschichte tausender oder hunderttausender Individuen nachzeichnen. Sie ermöglichen es zunächst Genealogie, Geschichte der Verwandtschaft, historische Demographie, Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu verknüpfen. Sie vermögen also ein präzises Profil der demographischen Verhaltensweisen einer ganzen Population (für sämtliche soziale Kategorien also) zu zeichnen, indem etwa die Geburtenrate, das Heiratsalter von Männern und Frauen, der Altersunterschied zwischen den Eheleuten und zwischen deren Kindern, die Kindersterblichkeit, die Zeit, die zwischen der Aufsetzung eines Testaments und dem Verscheiden des Erblassers oder der Aufsetzung eines Ehevertrags und der Heirat vergeht, ermittelt wird. Schließlich ermöglichen diese Datenbanken statistische Analysen der Ehepraktiken in der *longue durée*, wie des Grads familiärer Endogamie, der Befolgung der Regeln des Inzestverbots oder der ‚Heiratsstrategien‘. Dank der Verwendung verschiedenster Archivquellen, seien sie demographischer (wie Pfarreiregister), personenstandsbezogener, rechtlicher oder sozio-ökonomischer Natur (wie Notariatsakte), können geographische Mobilität und Migration oder sozio-ökonomische Entwicklungen der Individuen und familiären Gruppen aufs Genauste nachverfolgt werden. Kurzum, quantitative und qualitative Zugänge, Mikro- und Makroperspektive können in individuellen und/oder kollektiven Biographien verknüpft werden, was unsere Kenntnis der demographischen und sozio-ökonomischen Verhaltensweisen historischer Populationen, des Rahmens ihres konkreten und materiellen Lebens – in Raum und Zeit – entscheidend bereichern kann.

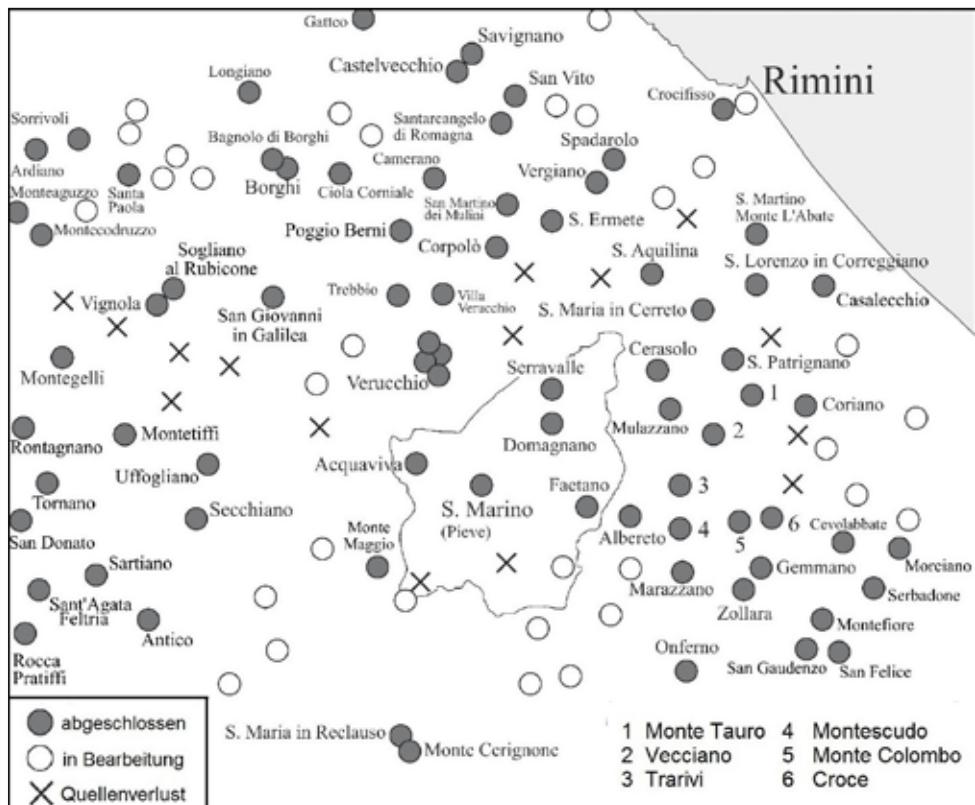
Die Datenbanken

Die genealogischen Datenbanken, die ich in den vergangenen zwanzig Jahren erstellt habe, werden sukzessive auf der Homepage des *Centre Roland Mousnier* zugänglich gemacht. Sie ermöglichen es nicht nur, den Lebenswegen und Biographien tausender jüdischer und christlicher Familien Mittelitaliens zu folgen, sondern zugleich deren demographische Verhaltensweisen in ihrer ganzen Breite zu untersuchen. Auf ihrer Grundlage lässt sich also unter Herausarbeitung der Gemeinsamkeiten zwischen katholischen und jüdischen Populationen sowie ihrer Besonderheiten eine vergleichende Wirtschafts- und Sozialgeschichte historischer Bevölkerungsgruppen desselben geographischen Raums schreiben.

RomUrb – Eine Datenbank der Populationen der neuzeitlichen Legationen Romagna und Urbino (1450–1900)

Die erste der genealogischen Datenbanken wurde 1999 begonnen und war ursprünglich der in Mittelitalien gelegenen, nur wenige Kilometer von Rimini entfernten kleinen Republik von San Marino gewidmet. Im Jahr 2008 umfasste sie 21.868 Individuen und 5.973 Ehen. Seither hat sich der geographische Referenzrahmen wesentlich erweitert und umschließt nunmehr auch die in den ehemaligen Legationen Romagna und Urbino gelegenen Nachbardiözesen Montefeltro, Rimini, Cesena und Sarsina sowie städtische Eliten und den Adel von Pesaro

Abbildung 1: Systematische Auswertung der Pfarreiregister für die Datenbank *RomUrb* (2001–2019)



Quelle: Eigene Darstellung.

und Urbino, die aufs Engste mit denjenigen Riminis und der südlichen Romagna verbunden waren. Im Februar 2020 beinhaltete die Datenbank 119.023 Individuen und 47.729 Ehen, die sich auf 24 Generationen verteilten. Sie erhielt inzwischen die Neubezeichnung *RomUrb* und wird kontinuierlich erweitert. Wie in vielen genealogischen Datenbanken lässt sich ein gewisses Ungleichgewicht der Informationen betreffend Frauen und Männer konstatieren, sowohl im Hinblick auf die Verteilung der verzeichneten Individuen auf die beiden Geschlechter (67.268 Männer gegenüber 63.720 Frauen) als auch im Hinblick auf unsere daraus resultierende Kenntnis der Genealogien. Wir sind in der Tat erheblich besser über die agnatischen als über die uterinen Vorfahren informiert.¹⁷

Das Korpus speist sich aus der systematischen Auswertung von gut 80 ländlichen und städtischen Pfarrarchiven (Taufen, Firmungen, Ehen, Begräbnisse, *Status animarum*) und den Notariatsarchiven mehrerer Ortschaften (San Marino, Rimini, Pesaro, Urbino, Sant'Agata Feltria und San Leo). Der systematische Rückgriff auf notarielle Akte ermöglichte es, einige Lücken in den Pfarrarchiven zu füllen und das ökonomische und soziale Verhalten der Famili-

¹⁷ Vgl. zu dieser Frage im Besonderen Barry/Gasperoni, *L'oubli des origines*.

lien, die soziale Mobilität und Reproduktion, den intergenerationellen Transfer von Mobilien und Immobilien oder die Bedingungen räumlicher Mobilität zu untersuchen.

In Italien sind die Pfarrarchive, von wenigen Ausnahmen abgesehen, noch immer in den Pfarreien aufbewahrt. Der Zugang zu den Archiven und das Sammeln der Daten kann daher langwierig und mühsam sein. Die in der kleinen Stadt Pennabilli gelegenen Diözesanarchive des Montefeltro, deren Bestände derzeit neu geordnet werden, sind erst seit einigen wenigen Jahren öffentlich zugänglich. Wenngleich zahlreiche Archivbestände noch immer nicht inventarisiert und zugänglich sind, verlangt ihr Reichtum doch Bewunderung ab: Dort finden sich unter anderem weit zurückreichende *Status animarum* für die Gesamtheit der Pfarreien, mussten doch die Pfarrer eine Kopie dieser kleinen Bevölkerungszählungen der Diözese zukommen lassen und eine weitere in ihren eigenen Archiven aufbewahren, außerdem Register zahlreicher Pfarreien, Ehedispense und Gerichtsakten. Die Diözesanarchive von Urbino und Pesaro wurden vor allem dazu genutzt, die Datenbank um die Genealogien der prominentesten Familien zu erweitern. Die gewonnenen Daten dienten als Ergänzung zu meist von Gelehrten des 18. Jahrhunderts verfassten und in den städtischen Bibliotheken (Gambalunga in Rimini, Oliveriana in Pesaro) aufbewahrten handschriftlichen Aufzeichnungen, mit deren Hilfe zahlreiche aufsteigende Linien bis auf ihre Ursprünge zurückverfolgt werden können. Diese Gelehrten, die sehr häufig Vertreter der städtischen Elite waren und als Notare oder Archivare tätig waren, stützten sich für Erstellung und Nachweis dieser Genealogien zumeist auf notarielle Quellen, wodurch ihre Arbeiten einen besonderen Wert für die heutige Forschung gewinnen.

Die Diözese Cesena bewahrt und zentralisiert einen der bedeutendsten Bestände mittelitalienischer Pfarreiregister. In der von Kriegsschäden besonders hart getroffenen Diözese Rimini sind die Bestände sehr heterogen. Die Neuordnung der Pfarreistrukturen in napoleonischer Zeit stellt eine beträchtliche Hürde für die Überlieferung und Konservierung der Archivbestände der Kirchen dar, für die ich derzeit ein umfassendes Inventar erarbeite.

Eine der Eigenheiten der Datenbank *RomUrb* ist die erfasste Dichte der Ehenetzwerke. Die quantitative Erforschung der betreffenden zehntausenden Familien, die nicht selten über alle sozialen Kategorien (Aristokratie, Landbevölkerung, Handwerker, Fischer etc.) hinweg verschwägert waren, vermittelt einen Eindruck von der Bedeutung sozialer Mobilität im Italien der Neuzeit. Wer den Vorfahren der Adelsfamilien, selbst der angesehensten und prominentesten unter ihnen, nachspürt, gerät angesichts der Vielfalt ihrer sozialen und geographischen Ursprünge und der bisweilen beachtlichen Rasanz ihres sozialen Aufstiegs in der Tat ins Staunen. Andererseits können sich selbst die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts oft verarmten Bauernfamilien rühmen, unter ihren Vorfahren Mitglieder der berühmtesten Dynastien zu haben.

Dass diese genealogischen Datenbanken sehr unterschiedliche geographische Kontexte (Städte mit 8.000 Einwohnern, kleine ländliche Pfarreien, Gebirgsdörfer) und einen weit gefassten Zeitraum – gut vier Jahrhunderte – abdecken, ermöglicht zugleich eine Erforschung der Komplexität und der verschiedenen Ebenen individueller und kollektiver Lebenswege, Migrationspraktiken etc. An dieser Region, die im 18. Jahrhundert eine erhebliche Verarmung der Landbevölkerung erlebte, lässt sich bemessen, welch wertvolle Ressource Migration – für Herkunfts- wie Ankunftsorte gleichermaßen – darstellen konnte. Dem Migranten und seiner Familie ermöglichten Mobilität und Wohnortwechsel, die sehr häufig über die eheliche Verbindung mit einer Familie des Ankunftsorts realisiert wurden, den Zusammen-

halt der *terre* seiner Herkunftsfamilie. Anstelle einer Teilung des Erbes entschädigten nämlich die meist im elterlichen Haus gebliebenen Erstgeborenen den migrierenden jüngeren Bruder mittels einer Art Vorschuss auf das Erbe. Für die „Gastfamilie“, die dem Migranten eine Tochter „zur Ehe gab“, bedeutete diese Verbindung die Sicherstellung einer Kontinuität, die Befriedigung einer Art „Bedürfnis nach Ewigkeit“.¹⁸ Das eheliche Bündnis erfolgte nämlich unter der Bedingung, dass der Neuankömmling seine patronyme Identität aufgibt, um den Namen der neuen Familie ohne männlichen Erben anzunehmen.

In dieser Region stellten die Migrationspraktiken bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts häufig eine Lösung für zwei widersprüchliche Formen sozialer Fragilität dar: diejenige des Migranten und seiner Familie auf der einen und diejenige der ihn empfangenden Gemeinschaft auf der anderen Seite. In der Vereinigung ihrer komplementär fragilen Existzenen durch eine eheliche Verbindung stellten sie eine Art Kontinuität sicher.¹⁹

Die Rekonstruktion einer ganzen Population ermöglicht zugleich das Studium der innerstädtischen Mobilität, deren Messung sich weitaus schwieriger gestaltet. Nicht nur die Mobilität in die Stadt, sondern auch diejenige innerhalb der Stadt war stark ausgeprägt und erfasste sämtliche sozialen und beruflichen Kategorien, von Tagelöhnern über Handwerker bis hin zu bürgerlichen oder adeligen Familien, deren Mitglieder – oft Notare, Gouverneure, Richter oder Kanzler – häufig wegen Ämtern oder Eheschließungen den Wohnort wechselten. Das zwölf Pfarreien umfassende Rimini stellt in dieser Hinsicht ein besonders aufschlussreiches Untersuchungsfeld dar. Die für das 16. bis 19. Jahrhundert erhaltenen *Status animarum* zeigen eine sehr ausgeprägte innerstädtische Mobilität, von der die gesamte Population erfasst wurde und die diachron zu untersuchen wäre.

Jüdische Populationen Nordmittelitaliens (1500–1870)

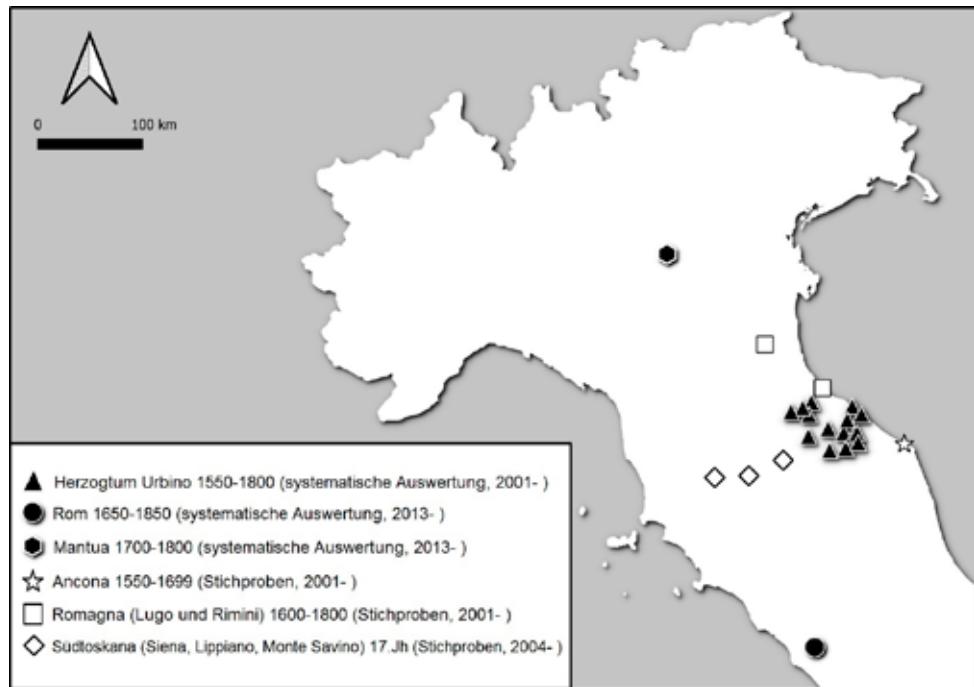
Genealogische Bestände und Datenbanken der jüdischen Populationen Zentralitaliens (der ehemaligen Legation von Urbino einerseits und der Stadt Rom andererseits) wurden von mir von 2001 bis 2019 in zahlreichen Aufenthalten in den Archiven Mittelitaliens erarbeitet. Derzeit umfassen die beiden wichtigsten Datenbanken die Population des Ghettos von Rom (1600–1750) mit einer Gesamtheit von 7.470 Individuen und 3.061 Ehen sowie die jüdische Population der Marken (1500–1870) mit 9.043 Individuen und 3.984 Ehen. Wie *RomUrb* gründen auch diese genealogischen Korpora auf der systematischen Sichtung der Notariats- und Gemeindearchive verschiedener Orte (Abbildung 2): Pesaro (1500–1820), Urbino (1500–1820), Senigallia (1500–1800), San Marino (1450–1677), Ancona (1500–1699), Rimini (1550–1615), Lugo (1650–1720) und Siena (1650–1700).²⁰

18 Maria Antonietta Visceglia, *Il bisogno di eternità: i comportamenti aristocratici a Napoli in età moderna*, Neapel 1988.

19 Gasperoni, Le „nom fragile“.

20 Diese Forschungen wurden im Rahmen meiner Dissertation und während meiner Zeit als Postdoktorand unternommen und durch einen grant des *International Institute for Jewish Genealogy and Paul Jacobi Center* (2016–2017) unterstützt. Vgl. den Arbeitsbericht und die genealogische Datenbank zur Population des römischen Ghettos unter: <https://www.ijig.org/research/gasperoni-report/> (30.11.2021).

Abbildung 2: Auswertung der Quellen zur Erstellung der Datenbanken zu den jüdischen Populationen Italiens 2001–2019



Quelle: Eigene Darstellung.

Wie *RomUrb* blieben auch die jüdischen Datensätze nicht ohne Makel. Das Fehlen von mit Pfarrbüchern vergleichbaren Personenstandsregistern für die jüdische Bevölkerung und die daraus resultierende Notwendigkeit, diese Datenbanken in weiten Teilen auf Grundlage qualitativer Quellen aus Notariatsarchiven zu erstellen, haben einen signifikanten Einfluss auf ihre ‚Qualität‘. So tritt bei diesem Korpus das Ungleichgewicht zwischen Männern und Frauen sowie zwischen agnatischer und uteriner Verwandtschaft in Bezug auf die genealogischen Informationen sogar verstärkt auf.

Durch umfassende Auswertung einer Vielzahl an Quellen(typen) konnten mit den genealogischen Informationen verknüpfte Datenbanken erstellt werden, die der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der jüdischen Populationen zugutekommen. Zwei dieser Datenbanken, zu den Mitgiften der jüdischen Frauen Roms (1.600 Mitgiften zwischen 1640 und 1750) und der Marken (1.450 Mitgiften zwischen 1540 und 1820), waren bereits Gegenstand mehrerer Veröffentlichungen und werden kontinuierlich erweitert.²¹ Die Entscheidung, den Fokus auf

²¹ Gasperoni, Popolazione, famiglie e parentela; ders., La communauté juive de la République de Saint-Marin, XVIe–XVIIe siècles, Paris 2011; ders., De la parenté à l'époque moderne: systèmes, réseaux, pratiques. Juifs et chrétiens en Italie centrale, Thèse de doctorat, École des hautes études en sciences sociales, Paris 2013; ders., Note sulla popolazione del ghetto di Roma in età moderna. Lineamenti e prospettive di ricerca, in: Angela Groppi (Hg.), Gli abitanti del ghetto di Roma. La Descriptio Hebreorum del 1733, Rom 2014, 63–109; ders., La misura della dote. Alcune riflessioni sulla storia della famiglia ebraica nello Stato della Chiesa in età moderna,

die jüdischen Mitgiften zu legen, ist einerseits in der Abwesenheit von demographischen Quellen für die jüdischen Populationen der Frühen Neuzeit begründet und andererseits in der wichtigen Rolle, die Mitgiften in der historiographischen Erneuerung der Studien zu den jüdischen Bevölkerungsgruppen Italiens zukam, im Besonderen seit den bahnbrechenden Arbeiten Luciano Allegras zu Turin.²² Tatsächlich blieben quantitative Studien zu Eheverträgen und Mitgiften (*constitutiones, quietationes, restitutiones dotis, instrumentorum dotalium, sponsalia usw.*) auch nach den Studien des Turiner Gelehrten rar, obwohl dieser Quellentyp einen nicht unwesentlichen Raum in den Notariatsarchiven einnimmt.²³ Schließlich erstelle ich derzeit als Ergänzung zu diesen Datenbanken ein digitales Korpus, das Testamente der Juden Roms und der Marken sowie die Privatbibliotheken jüdischer Familien Zentralitaliens umfasst. Es soll mit den genealogischen Datenbanken verknüpft werden.²⁴

Aus der Fülle an Quellen, die zur Erweiterung und Ergänzung genealogischer Datenbanken herangezogen werden können, sind die Bruderschaftsregister hervorzuheben, die in vielerlei Hinsicht eine Art jüdisches Personenstandsregister *avant la lettre* darstellen. In der Tat registrierten diese Bruderschaften vor allem Geburten (bisweilen auch nur Beschneidungen) und Sterbefälle der Ghettobewohner*innen. Die ältesten dieser Register datieren in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, ihre Mehrzahl wird gleichwohl erst vom ersten Drittels des 18. Jahrhunderts an geführt.²⁵ Schließlich können auch Grabinschriften ein wertvolles Hilfsmittel genealogischer Forschungen zu den jüdischen Populationen sein.²⁶

Die hier vorgestellten Datenbanken bildeten die Basis der ersten umfassenden statistischen Untersuchung der jüdischen Ehepraktiken. So konnten die verschiedenen innerhalb der kleinen ghettosierten jüdischen Gemeinschaften geschlossenen Ehen innerhalb der Blutsverwandtschaft und der angeheirateten Verwandten quantitativ ausgewertet werden. Dabei zeigte sich, dass das jüdische Verwandtschaftssystem dem endogamer Gesellschaften ähnelt, welche die sogenannte „arabische Ehe“ praktizieren. Unter den endogamen Ehen zwischen Blutsverwandten überwogen solche innerhalb der agnatischen Verwandtschaft. Dies dürfte

in: Laura Graziani Secchieri (Hg.), *Vicino al focolare e oltre. Spazi pubblici e privati, fisici e virtuali della donna ebrea in Italia (secc. XV-XX)*, Florenz 2015, 175–216; ders., *Les noms de familles juifs à Rome au XVIIIe siècle. Le ghetto entre onomastique et histoire sociale*, in: *Revue des études juives* 177/1–2 (2018), 135–172; ders., *Inheritance and Wealth Among Jewish Women in the Ghettos of North-Central Italy (17th–18th Centuries)*, in: *Mélanges de l’École française de Rome. Moyen Âge* 130/1 (2018), 183–197.

- 22 Luciano Allegra, *A Model of Jewish Devolution: Turin in the Eighteenth Century*, in: *Jewish History* 7/2 (1993), 29–58; ders., *Identità in bilico. Il ghetto ebraico di Torino nel Settecento*, Turin 1996.
- 23 Es sei nichtsdestoweniger auf einige Ausnahmen verwiesen: Luca Andreoni, *Doti e imprese ebraiche mercantili nel Medio Adriatico. Famiglie, capitali, litigi (XVII–XVIII secolo)*, in: Bice Migliau (Hg.), *I paradigmi della mobilità e delle relazioni: gli ebrei in Italia. In ricordo di Michele Luzzati*, Florenz 2017, 79–112; ders., „Una nazione in commercio“. *Ebrei di Ancona, traffici adriatici e pratiche mercantili in età moderna*, Mailand 2019.
- 24 Michaël Gasperoni/Davide Mano, *Les pratiques et les discours testamentaires des juifs de Rome au début du XVIIIe siècle: premières recherches sérielles*, in: Denis Crouzet/Alain Hugon (Hg.), *Un historien dans ses lendemains: Pierre Chaunu*, Caen 2021, 97–124.
- 25 Vgl. dazu Luca Andreoni, *Nascere in ghetto. Ebrei e natalità ad Ancona nel XVIII secolo*, in: *Popolazione e storia* 15/2 (2014), 9–36; Michaël Gasperoni, *The Sources for the Study of the Roman Jewish Family in the Modern Age*, in: Olga Melasecchi/Amedeo Spagnolotto (Hg.), *Antique Roman Ketubot. The Marriage Contracts of the Jewish Community of Rome*, Rom 2019, 43–54; Elena Lolli, *Il Libro dei morti della Comunità Ebraica di Lugo di Romagna per gli anni 1658–1825*, Florenz 2020.
- 26 Aus der Fülle an entsprechenden Arbeiten sei hier lediglich ein besonders reichhaltiges Beispiel für die Toskana genannt: Mauro Perani u.a. (Hg.), *La nazione ebrea di Monte San Savino e il suo Campaccio*, Florenz 2014.

sich nicht allein aus strategischen Gesichtspunkten erklären, die darauf abzielten, ein soziales Gleichgewicht zu erhalten und die Güterübertragung innerhalb der Familie zu steuern. Das Phänomen muss auch unter dem Gesichtspunkt der Vorstellung von Verwandtschaft, im Besonderen der uterinen, betrachtet werden, die als der entscheidende Träger familiärer Identität galt. Mein Interesse richtete sich also auf Mechanismen innerfamiliärer intergenerationaler Güterübertragung, symbolischer wie materieller Natur, auf der Grundlage einer systematischen Untersuchung der jüdischen Mitgift und Heiratsverbindungen der Frühen Neuzeit. Dabei knüpfte ich an Luciano Allegra an, der nachgewiesen hatte, dass das Erbe in der jüdischen Gesellschaft weitgehend über die Matrilinee verlief.

Zuletzt konnten diese Datenbanken für eine Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Stratifikation der jüdischen Ghettos und die Geschichte der jüdischen Familiennamen der Frühen Neuzeit genutzt werden. Ich habe mich dabei im Besonderen auf eine der wenigen Zählungen der jüdischen Population Roms – die von Angela Groppi entdeckte *Descriptio Hebreorum* von 1733 – gestützt, mit deren Hilfe ein demographisches Profil der 4.059 Individuen umfassenden Gemeinschaft gezeichnet werden kann.²⁷ Durch die systematische Auswertung demographischer Quellen, von Notariatsakten (Testamente, Nachlassverzeichnisse, Mitgiftverträge) und von Gemeindearchiven, konnten die familiären Strukturen und die wirtschaftlichen und sozialen Dynamiken des römischen Ghettos analysiert werden. Besonders wichtig waren die von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an aufgesetzten „Kapitel der Gemeinschaft“, die Rechtssätze der jüdischen Gemeinde. Hier ging es nicht zuletzt darum zu untersuchen, wie geringe Migration und Verarmung der Bevölkerung mit dem sozio-ökonomischen Kontext des Ghettos (die generelle Abwesenheit von Kaufleuten von Rang und das Verschwinden der Bankiers nach 1682) und seinen internen Regelungen zusammenhingen. Diese verboten es beispielsweise Männern von auswärts, eine Römerin zu heiraten und sie aus der Stadt zu führen, ohne eine beachtliche Steuer von 20 Prozent auf die Mitgift zu entrichten. Dies machte eine eheliche Reziprozität mit anderen jüdischen Gemeinden der italienischen Halbinsel unmöglich und führte zu einer gewissen Isolation des römischen Ghettos.

Heiratsmarkt und Mitgiften stellten für meine Untersuchung auf mehreren Ebenen ein unverzichtbares Analysewerkzeug dar, um einerseits das Vermögen der Familien auf lokaler Ebene und andererseits um das sozio-ökonomische Niveau der Gemeinschaften (Rom und Marken mit den Ghettos von Ancona, Pesaro, Senigallia und Urbino) zu eruieren. Dadurch konnte ich einen Überblick über die Möglichkeiten der Auswertung notarieller Quellen gewinnen und gleichzeitig analytische Typologien entwickeln, um der noch wenig erforschten Frage der sozialen Stratifikation in den Ghettos nachzugehen. Letztlich stellen diese Analysen die Anwendbarkeit des Konzepts „soziale Gruppe“ für die jüdischen Gesellschaften der Frühen Neuzeit infrage.

²⁷ Groppi (Hg.), *Gli abitanti del ghetto di Roma. Die historiographische Erforschung des jüdischen Ghettos Roms* erfuhr seit den Pionierarbeiten Attilio Milanos eine grundlegende Erneuerung. Aus der reichhaltigen Bibliographie sei hier nur auf folgende Werke verwiesen: Attilio Milano, *Il ghetto di Roma*, Rom 1988; Kenneth Stow, *Theater of Acculturation: The Roman Ghetto in the Sixteenth Century*, Seattle 2001; ders., *Jewish Life in Early Modern Rome: Challenge, Conversion, and Private Life*, Aldershot/Hampshire 2007. Auch Kenneth Stow stützte sich auf eine systematische Auswertung der jüdischen Notare Roms, wodurch ihm eine grundlegend neue Geschichte der jüdischen Familie im römischen Ghetto des 16. Jahrhunderts gelang: Ders., *The Jews in Rome*, 2 vols. (vol. 1: 1536–1551, vol. 2: 1551–1557), Leiden 1995/96.

In dieser Hinsicht erwies sich der Vergleich mit der christlichen Mehrheitsgesellschaft und der *RomUrb*-Datenbank als besonders aufschlussreich. Mir ging es darum, ausgehend von den verschiedenen Verwandtschaftssystemen, den grundlegenden Unterschied zwischen den Logiken sozialer Stratifikation in den christlichen und jüdischen Gesellschaften herauszustellen. Die christliche Mehrheitsgesellschaft prägte das Ideal einer strikten familiären Exogamie. Die christlichen Eheverbote der Verwandtschaft, die nicht allein Blutsverwandte betreffen, sondern ebenso Verschwägerte und geistliche Verwandte (durch Patenschaften), zählen zu den striktesten überhaupt. Sie koexistierten mit einem System der sozialen Reproduktion, das auf einer klaren Trennung zwischen den Gruppen beruht und dem Ideal einer festen sozialen Ordnung verpflichtet war. Eine gänzlich andere, geradezu gegensätzliche Situation lässt sich bei den Juden beobachten. Wenngleich auch in der jüdischen Gesellschaft eine Elite existierte, korrespondierte die Abwesenheit klar umrissener sozialer Gruppen mit einer Art Polarisierung der Heiratsstrategien: Während der Kreis der unter Eheverbot fallenden Personen wesentlich enger umgrenzt war – ein Jude kann seine Cousine, selbst seine Nichte heiraten – und die intrafamiliäre Endogamie folglich eine verbreitete Praxis darstellte, zeigte sich eine ausgeprägte soziale Exogamie innerhalb der jüdischen Gesellschaft Italiens. Der jüdische Heiratsmarkt war aus diesem Grund wesentlich homogener: Es gab sehr wenige sehr hohe Mitgiften, ebenso waren sehr geringe Mitgiftsummen auffallend rar. Sogar die höchsten unter ihnen erreichten niemals unerschwingliche Summen, wie dies in der christlichen Mehrheitsgesellschaft der Fall war. Dadurch wurden eheliche Verbindungen zwischen den führenden Familien der Ghettos und denjenigen der weniger vermögenden möglich, konnte doch eine Familie – in der Terminologie von Levi-Strauss – einem anderen Familienverband eine Frau „geben“ und ihrerseits eine Frau aus dieser Familie „erhalten“, ohne dass dem eine ökonomische, soziale oder kulturelle Barriere entgegengestanden wäre.²⁸

Allein Rom scheint aus dem Rahmen zu fallen. Die Mitgiften waren dort deutlich niedriger als in den anderen Gemeinden des Kirchenstaates. Das *jus chazakah* genannte ewige Mietrecht, das auf dem seit der Ghettoisierung für Juden geltenden Verbot gründete, Eigentümer ihrer Behausungen zu sein, stellte bei den jüdischen Familien Roms ein ubiquitäres Zahlungsmittel zur Konstitution der Mitgift dar, während es in anderen Ghettos in dieser Form erheblich seltener zu beobachten ist. Dieses ewige Mietrecht (*ius inquilinus*), das ich in einer vergleichenden Untersuchung der verschiedenen Ghettos Mittel- und Norditaliens analysiert habe, bildete ein zentrales rechtliches und symbolisches Verbindungsstück zwischen Minder- und Mehrheitsgesellschaft und bringt die Ambiguität des rechtlichen Status der Juden seit dem Mittelalter zum Vorschein.²⁹ Dieses Recht ist also ein grundlegendes heuristisches Werkzeug für das Studium der Komplexität der jüdischen Gesellschaften der Vergangenheit und der Beziehungen, die sie zu den Mehrheitsgesellschaften unterhielten.

28 Claude Lévi-Strauss, *Les Structures Élémentaires de la Parenté*, Berlin/Boston 2009 (1. Aufl. 1948).

29 Michaël Gasperoni, *Les ghettos juifs d'Italie à travers le jus chazakah: Un espace contraint mais négocié*, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 73/3 (2018), 559–590; ders., 1698: il primo „catasto“ del ghetto di Roma, in: *Proposte e ricerche. Economia e società nella storia dell’Italia centrale* 81 (2018), 73–86.

Schlussbetrachtung

Der Rückgriff auf Datenbanken, die in großem Umfang historische Populationen erfassen, hat – so sollte gezeigt werden – zahlreiche methodologische und epistemologische Implikationen. Entsprechende Studien erfordern den Einsatz erheblicher personeller und materieller Mittel für die zeitintensive Arbeit an den Quellen, ihrer Analyse und Eingabe in die Datenbanken. Diese müssen wiederum interoperabel angelegt sein, so dass sie für andere historische und geographische Kontexte genutzt werden können. Schließlich stellt sich mit Nachdruck die Frage ihrer Nachhaltigkeit: Wir kommen nicht umhin, uns die Frage zu stellen, wie sich künftige Generationen diese Arbeiten aneignen und mit ihnen arbeiten werden können. Dies setzt eine nachvollziehbare Methodik voraus, damit die Homogenität der durch die Forscher*innen erstellten und über viele Jahre angereicherten Daten erhalten bleibt. Es geht also um ein Erbe, das mit Bedacht hinterlassen sein will, sofern man sicherstellen möchte, dass diese Datenbanken möglichst auch in (einer technisch ungewissen) Zukunft genutzt werden können. Dazu gehört auch die Frage der Datenfusion und -integration. Nehmen wir das Beispiel des Korpus *RomUrb* und der jüdischen Datensätze, die denselben geographischen Raum (die südliche Romagna und die Marken), aber zwei verschiedene Populationen umfassen. Konversionen zum Christentum waren in der Frühen Neuzeit keine Seltenheit: Wenn eine jüdische Person im Korpus der jüdischen Gemeinden der Marken zum Christentum konvertierte und eine Person aus dem Korpus *RomUrb* ehelichte, was bisweilen geschah, könnten die beiden Datenbanken natürlich zusammengeführt werden, obwohl sie ursprünglich zwei getrennte Populationen umfassten. Ich selbst habe mich gleichwohl dagegen entschieden – aus dem schlichten Grund, dass dadurch tendenziell die Eigenheiten der Ehesysteme der beiden Populationen verwischt werden könnten. Tatsächlich würde beispielweise eine Analyse der ehelichen Verbindungen mit dem Programm PUCK die Heiratspraktiken der beiden Gruppen auf eine Stufe stellen, auch wenn man den beiden verschiedenen Eigenschaften (z.B. „jüdisch“ und „christlich“) zuordnen kann, die eine Partitionierung des Netzwerks und statistische Auswertungen ausgehend von diesen beiden Variablen ermöglichen würde. Diese Art von Problem wird in der einen oder anderen Form bei jedweder Datenbank auftauchen, wenn man in einem gewissen Umfang durchlässige „soziale Gruppen“ (Adlige, Handwerker, Landbevölkerung etc.) in den Blick nimmt. Dies wirft die grundlegende Frage nach den der Datenbank zugrunde liegenden Analysekategorien auf, die sich im Laufe einer Untersuchung durchaus entwickeln können. Es wurde gezeigt, wie sich auch die an die genealogischen Datensätze herangetragenen Fragen über die Jahre hinweg verändert und erweitert haben, und wie wir unsere Methoden zur Analyse und Erfassung der Daten entsprechend anpassen müssen. Die Eigenheit genealogischer Datenbanken besteht gerade darin, dass sie ständigem Wandel unterliegen und einen individuellen ‚Lebenslauf‘ haben.

Innovative räumliche und zeitliche Herangehensweisen sind in den letzten Jahren gerade dank der Entwicklung digitaler Hilfsmittel für unser Forschungsfeld aufgekommen. Diese kontinuierliche Entwicklung erfordert freilich nicht nur eine ebenso kontinuierliche Fortbildung der Forscher*innen, sondern zugleich eine grundlegende Reflexion über Interoperabilität und Nachhaltigkeit.

Genealogieinformatik und Mikrogeschichte

Gedbas4all als Personendatenstrategie des Vereins für Computergenealogie

Unser Beitrag nennt im Titel zwei erklärungsbedürftige Begriffe: Genealogieinformatik und Mikrogeschichte. Mit Genealogieinformatik meinen wir ein Teilgebiet der angewandten Informatik, das einen Beitrag zur Lösung von Problemen der Digital Humanities (DH) bereits geleistet hat und in Zukunft auch weiter leisten kann, auch wenn die DH sich bislang ohne viel konkrete Zusammenarbeit mit der Genealogieinformatik entwickelt haben. Mit Mikrogeschichte ist eine bestimmte Art von Studien gemeint, die im Feld der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte schon vor einigen Jahrzehnten die Forschungsgrundlage für – subjektiv gesagt – zwei wirklich bahnbrechende Entwicklungen erbracht haben, nämlich die vor allem im Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte erarbeiteten empirisch-datengestützten Studien zur Geschichte der Protoindustrialisierung einerseits, der Geschichte der Verwandtschaft und Familie andererseits. Das Gewicht dieser mittlerweile klassischen Studien lag darin, dass sie nicht allein die Auseinandersetzung mit Großtheorien von Max Weber bis Claude Lévi-Strauss aufgegriffen haben, sondern dass sie diese mit Blick auf konkrete Menschen in ihren Beziehungen und Lebensläufen geführt haben, anstatt bei der Analyse des jeweils zeitgenössischen Sprechens über diese Menschen stehenzubleiben. Eine solche Art historischen Arbeitens – David Sabean nennt sie eine „hard-core social history“¹ – hat Voraussetzungen. Zu diesen gehören nicht nur eine gewisse intellektuelle Kühnheit und Hartnäckigkeit sowie ein verlässlicher institutioneller Rahmen, sondern auch Datenmaterial und Datentechnik, und ganz besonders die Möglichkeit, tatsächlich mit wechselnden Perspektiven in diese Daten hineinzuschauen, um dort anderes zu finden, als die Theorie vorhersagt.

In Göttingen wurde – vor allem wieder von David Sabean – schon um 1978 das Bedürfnis artikuliert, dass einem beliebigen inhaltlichen Forschungsinteresse quer über Einzelquellen frei nachzugehen sein sollte, damit man – so ein damals genanntes Beispiel – nach den nichtehelichen Kindern in denjenigen Haushalten schauen könne, in deren Nachlass sich Hackfrüchte fanden.² Dass ein solcher Frage- und Arbeitsstil überhaupt möglich werden

DOI: 10.25365/rhy-2021-12



Jesper Zedlitz, Verein für Computergenealogie (Geschäftsstelle), Piccoloministraße 397a, 51067 Köln, Deutschland, jzedlitz@compgen.de; Georg Fertig, Institut für Geschichte, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Emil-Abderhalden-Straße 26–27, 06108 Halle (Saale), Deutschland, georg.fertig@geschichte.uni-halle.de

1 David Warren Sabean, *Kinship in Neckarhausen, 1700–1870*, Cambridge 1997, 5.

2 Manfred Thaller, Between the Chairs: An Interdisciplinary Career, in: *Historical Social Research*, Supplement 29 (2017), 7–109, 17–18, DOI: 10.12759/hsr.suppl.29.2017.7–109. Im Rückblick hat Thaller (ebd., 17) die Erwartungen, die 1978 in Göttingen an das damals neu zu entwickelnde Datenbanksystem gerichtet wurden, wie folgt charakterisiert: „[...] generally connect everything you can get hold of which mentions people identifiable within the system. And analyze it.“ Knappe Darstellung der wesentlichen Ziele, darunter prominent

sollte, war eines der wesentlichen Ziele des in den folgenden Jahren von Manfred Thaller entwickelten Datenbanksystems *Kleio*. *Kleios* Quellenorientierung ist oft so missverstanden worden, als gehe es hier um eine Einschränkung des Forschungsinteresses auf die Dokumentation dessen, was die Quelle sagt. Tatsächlich ging es im Gegenteil darum, die Datenanalyse nicht vorab durch Konventionen der Datenaufnahme auf bestimmte Pfade festzulegen, mit anderen Worten: darum, Repräsentation und Interpretation der Quelle möglichst sauber zu trennen. Unser Argument in Bezug auf den Beitrag der Genealogieinformatik zur Mikrogeschichte lautet also: Die populäre digitale Genealogie von heute kann sowohl das Datenmaterial als auch die Datentechnik für diese Art von Geschichte hervorbringen. Aus dieser Sicht antwortet das, was wir im Folgenden mit *Gedbas4all* vorstellen, letztlich wie *Kleio* auf die inhaltlich seinerzeit von David Sabean artikulierten Anstöße.

Dass Vorschläge hierzu nun gerade aus der Genealogie kommen, ist nicht völlig überraschend. Seit ihrer Entstehung befasst sich die Genealogie nicht nur mit dem Sammeln und Verbinden von Informationen über Menschen und ihre Biographien und Beziehungen in der Vergangenheit, sondern auch mit der Entwicklung von formalen Konventionen, wie diese Informationen festgehalten und ausgetauscht werden. Das galt schon vor der Digitalisierung etwa für Formate von Ahnentafeln und Ortsfamilienbüchern, für die Nummerierung von Verwandtschaftspositionen und für die Notation verschiedener Ereignisse. Mit der Digitalisierung hat sich dieser Typ von genealogischer Aktivität auf die Entwicklung von Datenbankstrukturen ausgeweitet, parallel und mit relativ wenigen Berührungs punkten zur Entwicklung personenbezogener Datenformate in der Historischen Demographie, der ethnologischen Verwandtschaftsforschung und der Digital History. Getragen wurde diese Entwicklung einerseits dadurch, dass ab 1985 durch die Genealogische Gesellschaft von Utah (heute: *FamilySearch*) mit *Gedcom* ein Industriestandard für historische Personen- und Familiendaten entwickelt wurde, und andererseits eine breite internationale Community nicht nur von Anwender*innen, sondern auch von Programmator*innen und Informatiker*innen in diesem Feld aktiv ist und an Weiterentwicklungen von und an Alternativen zu *Gedcom* arbeitet.

In diesem Beitrag wird das Datenbanksystem *Gedbas4all*, das von Jesper Zedlitz seit 2007 entwickelt wurde und mittlerweile vom Verein für Computergenealogie (CompGen) als Produktivsystem mit etlichen Millionen Datensätzen eingesetzt wird, vorgestellt. Wir werden dabei im ersten Kapitel zu skizzieren versuchen, in welches größere Feld an Ansätzen und etablierten Praktiken genealogische Entwicklungen von Datenbankstrukturen sich einfügen. Das ist besonders wichtig, weil dieses Feld durch zahlreiche Insellösungen charakterisiert ist. Im zweiten Kapitel wird in einem etwas technischeren Abschnitt *Gedbas4all* als Datenbanksystem vorgestellt. Im abschließenden Kapitel werden sowohl aus genealogieinformatischer als auch aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive Desiderate für die Weiterentwicklung und Weiternutzung des Systems benannt.

die *Record Linkage*, bei: Ders., Clio: Ein datenbankorientiertes System für die historischen Wissenschaften: Fortschreibungsbericht, in: Historical Social Research 12/1 (1987), 88–91.

Leserorientierung, Quellenorientierung und Forschungsorientierung

Ein großer Teil der Diskussion über die besten Wege, historische Forschungsdaten zu modellieren, spielt sich im Umfeld von Archiven und Bibliotheken ab – bzw. wird vor allem dort rezipiert. Unserer Auffassung nach kommt es hier auch und vor allem auf die Sichtweise der Forschenden an, über die verschiedene Expertengruppen³ unterschiedliche Vorstellungen haben. Vielleicht ist es überspitzt zu behaupten, dass Bibliothekarinnen und Bibliothekare von den Menschen her denken, die sich lesend in der Bibliothek befinden, Archivarinnen und Archivare dagegen vom Quellenbestand her und Genealogieinformatiker*innen von denjenigen Menschen her, die Personen- und Familiengeschichten schreiben. Aber tatsächlich sind Bibliotheken, Archive und familienhistorische Wissensbestände dreierlei.

Bibliotheken (zumindest die besseren) entstehen, wenn kundige Lektorinnen und Lektoren gezielt Medien erwerben; Archive entstehen durch das bestandsbildende Verschränken der Schriftgutübernahme aus Behörden mit – *horribile dictu* – der Kassation; historisches Familienwissen entsteht durch Praktiken des Aufschreibens. Unterschiedliche Arbeitsprozesse und Organisationsformen führen zu unterschiedlichen Datenmodellen. Datenorganisation in der Welt der Bibliotheken hat ihren Ausgangspunkt beim Katalog (oder auch bei der systematischen Freihandaufstellung und den aussagekräftigen Buchrücken) und ihren Erfolgs- und Endpunkt bei den Texte findenden Leser und Leserinnen – *serendipity*, das glückliche Finden dessen, wonach man gar nicht gesucht hatte, was einen aber viel weiter bringt als die erwartbaren Funde von eigentlich schon Bekanntem, stellt den idealen Fluchtpunkt guter Bibliotheksorganisation dar.⁴ In jedem Fall funktioniert eine Bibliothek so, dass sie unterscheidet zwischen Informationen, die für das Finden von Texten relevant sind, und solchen, die das nicht sind. Effizient ist eine Bibliothek organisiert, wenn ihre Medien viel genutzt werden; Bücher mit niedrigen Ausleihzahlen werden eher makuliert. Personen spielen – als Verfasser*innen oder anderweitige Verantwortliche – für die Erschließung von Ressourcen immer schon eine herausgehobene Rolle.

Archivnutzung nimmt dagegen ihren Ausgang beim Findbuch und bei der Lektüre der dort beschriebenen Bestandsgeschichte, jeweils bezogen auf die Überlieferung einer bestimmten organisatorischen Einheit (z.B. Behörde). In Findbüchern sind die Verzeichnungseinheiten (z.B. Akten) nach Laufzeiten und Inhalten charakterisiert, Letzteres in unterschiedlicher Ausführlichkeit. Archivnutzung trägt aus Archivsicht auch zur besseren Erschließung bei, etwa wenn die Akte anlässlich der Bestellung erstmals vom Archivar bzw. der Archivarin durchgesehen und paginiert wird. Optimal ist es, wenn das Bestellen und Ausheben zur erstmaligen Lektüre eines Dokuments seit Jahrhunderten führen. Archivnutzung hat über die Abgabe von Belegexemplaren Rückwirkungen auf das im Archiv vorhandene Wissen. Im Archiv spielen

-
- 3 Zu nennen wären natürlich auch andere GLAM-Institutionen, die in der historischen Forschung weniger genutzt werden, etwa Museen. Modellierungsentwürfe kommen mittlerweile auch ganz unabhängig von den Bedürfnissen empirisch-historischer Forschung aus einem Zweig der Digital Humanities, den man als nicht-anwendete oder theoretische Modellierungsforschung bezeichnen könnte.
- 4 Zum historischen Hintergrund des Begriffs bei Aby Warburg siehe Andreas Beyer, Aby Warburgs Serendipity, in: Merkur 75 (2021), 63–70; Hinweise zu diesem Thema verdanke ich (G.F.) den Berliner Bibliothekaren Ursula Müller-Schüßler und Peter Delin.

Beratungsgespräche zwischen Archivar*innen und Nutzenden eine größere Rolle als in der Bibliothek, sodass der Citizen-Science-Gedanke, Nutzer*innen in ihrer aktiven, schreibenden Rolle für die Bestandserschließung zu bestärken und zu kooptieren, hier stärker präsent ist als im Bibliothekswesen. Personenforschung ist ein zentrales Nutzerinteresse im Archiv, auch wenn im klassischen Findbuch wie auch in aktuellen Standards Personen als Gegenstand von Archivalien keine zentrale Rolle spielen.⁵

In der Genealogie geht es im Kern um Personen in ihren Lebenszusammenhängen, allgemein gesprochen: um Biographie und Prosopographie. Bei der Verarbeitung prosopographischer Daten abzubilden sind nicht nur (zeitlich veränderliche) Eigenschaften von Personen, sondern auch (zeitlich definierte) Ereignisse im Lebenslauf und insbesondere die Interaktion mehrerer Personen in Beziehungen. Dabei stellt sich zunächst die Frage, ob und für welche Personen es möglich ist, eindeutige Identifizierungen vorzunehmen. In der Bibliothekswelt wurden seit den 1980er Jahren Normdaten zu Personen (im Regelfall: Autor*innen) erfasst, die sich im deutschsprachigen Raum mittlerweile in der Gemeinsamen Normdatei (GND) finden. Urform eines GND-Personendatensatzes ist die Karteikarte im alphabetischen Katalog, sortiert nach Autor*innen, zum Zwecke der Benutzung durch die Leser*innen. Man kann aber Wissen nicht nur so organisieren, dass man von den Lesenden her denkt. Unterscheiden wir drei verschiedene Erkenntnis- und damit Erfassungsinteressen (wir benennen jeweils Beispiele aus der kleinen Stadt Gotha, in der die Datenlage recht gut ist):

Zum einen gibt es ein bibliothekarisches, von den Lesenden her gedachtes Interesse an bekannten, lesenswerten oder sonst wegen ihrer Werke interessanten Personen. Das sind Personen, die man typischerweise in Bibliotheks- oder Museumskatalogen mit Bezug auf ihre Werke und daher auch in Normdaten wie der GND findet, und zu deren Biographie meist einige Rahmeninformationen vorliegen. Ein Beispiel wäre etwa der Gothaer Maler Hans Winkler.⁶

Ein archivarisches, vom Quellenbestand her gedachtes Interesse bezieht sich auf weniger bekannte Personen, die nicht in Normdaten zu finden sind, die aber durch einen eindeutigen Quellenzusammenhang identifiziert sind. Eine im Archivwesen tätige Person, die diese Informationen hat, kann die Nutzenden zur richtigen Quelle leiten. Ein Gothaer Beispiel wäre etwa der 1883 geborene Karl Frank, zu dem es eine Akte im Evangelischen Kirchengemeindearchiv Gotha gibt; diese wurde in einem Forschungsprojekt („Gothaer Zettelkasten“) erfasst.⁷

Für die genealogische, ebenso aber die biographie- oder mikrohistorische Forschung typisch ist ein von heutigen Forschenden und Schreibenden her gedachtes Erfassungsinteresse. Dieses richtet sich auf Personen, deren Identität, Beziehungsraum und Biographie auf Basis mehrerer Quellen erst zusammengestellt werden sollen, wobei die Identität der Person und die Zusammengehörigkeit dieser Informationen nicht von vornherein (durch das Werk oder durch die archivische Erfassungseinheit) geklärt ist. In einem bei CompGen erfassten Gothaer Adressbuch sind um 1949 etwa gleich zwei „Rentner“ namens Karl Frank nachgewiesen, was vom Alter her ja ungefähr zu dem Karl Frank aus dem Kirchengemeindearchiv

5 Im Unterschied zur Rolle von Personen bei der Produktion und Bestandsbildung von Archivgut, die im EAC-CPF-Standard modelliert wird, <https://eac.staatsbibliothek-berlin.de/> (14.2.2022).

6 <https://d-nb.info/gnd/119407116> (14.2.2022).

7 <https://database.factgrid.de/wiki/Item:Q36392> (14.2.2022).

passen würde.⁸ Hans Winkler ist im selben Adressbuch als „Kunstmaler“ dagegen ziemlich eindeutig aufzufinden und wohnte demnach in der Eschlebener Straße 31,⁹ was die Möglichkeit eröffnet, auch danach zu fragen, mit wem er im selben Haus zusammenlebte (Antwort: ein Polsterer und zwei Lehrerinnen).

Die Identität von Personen, sprich: die Zusammengehörigkeit von prosopographischen Informationen stellt also ein Problem dar, das auf einer bestimmten Art von Forschungsinteresse beruht. Aus der Sicht von Datenbanksystemen bzw. ihren Ersteller*innen gibt es verschiedene Strategien, entsprechende Arbeitsprozesse zu organisieren. Klassischer Einstieg in den Arbeitsprozess in Bibliotheken ist der Gang zum Katalog und das Finden eines Textes, in dem ein Verfasser, eine Verfasserin oder eine anderweitig verantwortliche Person bestimmte Aussagen trifft. Bei den Archivnutzer*innen dagegen beginnt der Arbeitsprozess mit der Lektüre von Quellen und führt dazu, dass sie strukturierte Daten gewinnen, die mit Blick auf die untersuchten Probleme methodisch begründete eigene Aussagen ermöglichen. Schreibend, selbst forschend, Informationen aktiv zusammenstellend kann man in beiden Typen von Gedächtnisinstitutionen tätig werden. An welcher Stelle dieses Prozesses man Informationen datenförmig aufnimmt, kann aber sehr unterschiedlich organisiert sein. Extreme bilden etwa das Herausschreiben bestimmter interessierender Informationen in eine Datenmatrix, während der Rest in handschriftlichen Excerpten, Aktenkopien und dem Langzeitgedächtnis des Forschers verbleibt, oder umgekehrt die Transkription einer Quelle in einer Form, die letztlich den Qualitätsanforderungen an eine Edition genügt.

Etwas formaler gesagt, erscheinen zwei Strategien denkbar, die jeweils auch Konsequenzen dafür haben, welche Strukturen in der Datenbank modelliert werden – solche der Quelle (so, wie die Forschenden sie interpretieren) und solche der realen Welt (so, wie die Forschenden sie rekonstituieren). Quellenorientierung bedeutet: Man kann in der Datenbank nur die Informationen aus den Quellen erfassen, Aussagen über deren (realweltliche) Zusammengehörigkeit über Quellen hinweg jedoch den einzelnen Rezipient*innen überlassen. Die Datenbank enthält dann Aussagen, die – der Lektüre durch Forschende zufolge – mutmaßlich von der Person stammen, die die Quelle verfasst hat, nicht jedoch solche, die von den Forschenden selbst stammen. Realweltorientierung hingegen bedeutet: Man kann umgekehrt in der Datenbank Ergebnisse eigener Rückschlüsse über die Gegenstände der Quellenaussagen oder die reale Welt, in der die Quellen produziert wurden, festhalten und unter Umständen zur Begründung Quellenexzerpte oder -verweise in kommentierenden Feldern festhalten. Es ist allerdings auch möglich, beides zu kombinieren. Dann verwaltet man beide Arten von Informationen in derselben Datenbank und macht dabei transparent, ob es sich um Aussagen des Quellenautors bzw. der -autorin (gegebenenfalls in der einen oder anderen Lesart) oder um Aussagen einer forschenden Person (gegebenenfalls eines bzw. einer zweiten Forschenden, eines automatischen Algorithmus usw.) handelt.

Bei Tabelle 1 handelt es sich um einen Versuch ohne Vollständigkeitsanspruch, einige für die Geschichte von Verwandtschaft und Lebenslauf wie auch für die Genealogie praktisch oder als Denkanstoß relevante Systeme oder Standards für Personen- und Beziehungsdaten vorzustellen. Auf technischer Ebene lassen sich in vielen davon beide oben skizzierte For-

8 adressbuecher.genealogy.net/addressbook/entry/54747de51e6272f5d1cc1cd3 und adressbuecher.genealogy.net/addressbook/entry/54747de51e6272f5d1cc1cf3 (14.2.2022).

9 adressbuecher.genealogy.net/addressbook/entry/54747de41e6272f5d1cc02f2 (14.2.2022).

schungsstrategien (Quellen- und Realweltorientierung) abbilden. Schon *Kleio*, der konzeptionell prägende Klassiker unter den historischen Datenbanksystemen, hat nicht nur eine quellenorientierte Modellierung von Informationen geboten, sondern auch *Record Linkage* ermöglicht.¹⁰ Umgekehrt lassen sich konfigurernde Aussagen und Verweise auf Quellen auch in *Gedcom* modellieren. Dennoch lässt sich beobachten, dass die in empirischen Forschungsprojekten verbreiteteren Formate vorwiegend an Aussagen der Forschenden über die realen Zusammenhänge orientiert sind und vor allem in diesem Sinne genutzt werden. Das gilt sowohl für *Gedcom*, in dem extrem große Datenbestände gehalten werden, und die zahlreichen *SQL*-Datenbanken, als auch für spezialisierte Formate wie *IDS* und *Puck*, die in ihren wissenschaftlichen Nischen als Produktivsysteme gut etabliert sind. Zumindest für *IDS* lässt sich sagen, dass die mit diesem Format arbeitenden empirischen Studien, insbesondere die aus dem *Eurasia Project* hervorgegangenen Bücher und Aufsätze und das zugehörige Journal *Historical Life Course Studies*, einen in ihrem Feld der quantitativ-demographischen Wirtschaftsgeschichte sehr deutlichen Effekt haben, der hinter dem der *Kleio*-basierten Studien nicht zurücksteht. Ähnliches gilt im Feld der ethnologischen *Social Network Analysis* für die Arbeiten der Pariser Kintip-Gruppe mit *Puck*.

In Gedächtnis- oder GLAM-Institutionen (also Bibliotheken, Archiven, Museen etc.) verbreitet, aber nicht für noch unabgeschlossene Forschungsprozesse konzipiert und in empirisch-historischen Forschungsprojekten kaum genutzt sind darüber hinaus Versuche, für eine jeweils ‚relevante‘ Teilmenge historischer Akteurinnen und Akteure – also z.B. für diejenigen Personen, die archivische Bestände hervorgebracht haben, wie Künstler*innen oder Autor*innen – Normdaten festzulegen und so das Katalogisieren stringent zu organisieren. Darüber hinaus und weitgehend auf die Zusammenarbeit mit diesen GLAM-Institutionen orientiert existiert eine breite digital-geisteswissenschaftliche Modellierungsforschung, deren Fortschritte aber eher in der Modellierung selbst als in einem beobachtbaren Output an empirischen historischen, demographischen oder ethnologischen Befunden liegen. Dahinter steht möglicherweise die Strategie, dass zunächst eine kritische Masse von gut modellierten und online zugänglichen Ressourcen aufgebaut werden müsse, bevor man damit rechnen könne, dass in den nicht direkt in die Digital Humanities involvierten Bereichen etwa der Geschichtswissenschaft ein empirischer Forschungsoutput generiert wird.¹¹ Gelegentlich wird auch die noch radikalere Vision entworfen, das Generieren sinnvoller Forschungsfragen selbst von Digital-Humanities-Tools erledigen zu lassen.¹² Die DH-Modellierungsforschung erwächst jedenfalls nicht primär aus einer tiefen Vertrautheit auf der Arbeitsebene mit den Praktiken und Fragehorizonten derjenigen, die Lebensläufe, Familien oder Höfe, soziale Beziehungen, ökonomisch-demographischen Stress oder familiale Strategien in der Geschichtswissenschaft, Demographie oder Anthropologie tatsächlich konkret untersuchen.

-
- 10 Informationen über die Identität zweier Einheiten wurden über einen eigenen Befehl, *pons* (in der noch lateinischsprachigen Version 3.1.1 von 1989) bzw. *bridge* (5.1.1 von 1993) verwaltet. Über Arbeitserfahrungen mit einer Familienrekonstitution berichtet Carola Lipp, Symbolic Dimensions of Serial Sources: Hermeneutical Problems of Reconstructing Political Biographies Based on Computerized Record Linkage, in: *Historical Social Research* 15/1 (1990), 30–40, DOI: 10.12759/hsr.15.1990.1.30–40.
 - 11 So etwa Michele Pasin/John Bradley, Factoid-based Prosopography and Computer Ontologies. Towards an Integrated Approach, in: *Literary and Linguistic Computing* 30 (2015), 86–97, 96, DOI: 10.1093/lrc/fqt037.
 - 12 Eero Hyvönen, Using the Semantic Web in Digital Humanities: Shift from Data Publishing to Data-analysis and Serendipitous Knowledge Discovery, in: *Semantic Web* 11/1 (2020), 187–193, DOI: 10.3233/SW-190386.

Immerhin werden die hier angesprochenen Probleme innerhalb dieser Digital-Humanities-Forschungsrichtung mittlerweile aber zumindest punktuell adressiert.¹³

Um diese Probleme noch einmal deutlich zu formulieren: Erstens stellt sich auf der Ebene des Erfassens von Personeninformationen die Frage, wie mit noch nicht „individualisierten“ Personen umzugehen ist. Hier lautet die Antwort der GND, dass es solche Personen eben nicht gibt. Die Antwort der *TEI* lautet – recht nah am Ansatz von *Kleio* –, dass in Texten Zeichenketten besonders hervorzuheben sind, die man als Personennamen lesen kann, damit die Forschenden sie verknüpfen und diese Verknüpfung in *TEI* dokumentieren können. Die Antwort des *Factoid Model* lautet, dass es denjenigen, die eine Datenbank nutzen, überlassen bleibt, darüber etwas zu sagen.¹⁴ Auf der etwas abstrakteren Ebene stellt sich zweitens die Frage, ob mit den Aussagen eines Quellenschreibers bzw. einer -schreiberin und den auch quellenextern begründbaren Aussagen der Menschen, die diese Quelle lesen, unterschiedlich umzugehen ist. Hier sagt die GND, dass beim Katalogisieren z.B. von „Verantwortlichkeitsangaben“ (sprich: von Verfasser*innen) letztlich immer zu „übertragen“ sei, was die Ressource über sich selbst sagt – „Nimm, was du siehst“.¹⁵ Die *TEI* sagt, dass es höchstens graduelle Unterschiede zwischen Repräsentation und Interpretation gebe: Manche Befunde über Texte seien wissenschaftlicher Konsens, andere noch offen.¹⁶ Und das *Factoid Model* sagt, dass ein *Factoid* zunächst nur eine Aussage des Quellenautors oder der Quellenautorin sei, dass man aber durchaus die Möglichkeit zulassen könne, auch Aussagen aus der Forschung als *Factoid* zu modellieren.¹⁷ Wie das konkret geschehen soll, erscheint demnach in den Digital Humanities bei weitem nicht als geklärt.

Für den typischen genealogischen, aber auch prosopographischen Forschungsprozess ist die Orientierung der etablierten Formate an gesicherten Forscheraussagen ein Problem. Ob *IDS*, *Gedcom* oder GND – die großen im Produktivbetrieb laufenden Systeme sind von den Lesenden und nicht von den Schreibenden her gedacht. Wenn Schreibende bzw. Forschende Namensangaben aus Quellen zusammenstellen, können sie – in der Sprache der GND – nicht von Anfang an mit „individualisierten“ Personenangaben arbeiten; eine Person ist etwas, das informationstheoretisch erst im Forschungsprozess entsteht, ähnlich wie in der historischen Demographie eine Familie „rekonstituiert“ wird. In der Genealogie ist daher bereits in den

13 Siehe etwa Georg Vogeler, Von der prosopographischen Datenbank zum Netzwerk von historischen Personen, in: Irmgard Fees u.a. (Hg.), Kirche und Kurie des Spätmittelalters im Brennpunkt des Repertorium Germanicum (1378–1484), in Druckvorbereitung für 2022, mit dem Vorschlag, Forscheraussagen zur *Record Linkage*, durch Kopieren von mehreren Quellen-*Factoids* in ein gemeinsames neues *Factoid* (sameAs- und wasDerivedFrom-Eigenschaften als Verweise) zu modellieren. Damit wird Bradleys Verständnis des *Factoids* als reine Quellenaussage durch eine Unterscheidung zwischen Aussage aus der Quelle und Aussage über die Zuordnung zu einer realen Person ersetzt.

14 Pasin/Bradley, Factoid-based Prosopography, 96.

15 Heidrun Wiesemann/Silke Horny, Basiswissen RDA. Eine Einführung für deutschsprachige Anwender, 2. Aufl., Berlin 2017, 37, Bezug: RDA, Kapitel 1.7.1–1.7.9.

16 <https://tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/AB.html#ABTEI2> (14.2.2022): „In these Guidelines, no hard and fast distinction is drawn between ‚objective‘ and ‚subjective‘ information or between ‚representation‘ and ‚interpretation‘. These distinctions, though widely made and often useful in narrow, well-defined contexts, are perhaps best interpreted as distinctions between issues on which there is a scholarly consensus and issues where no such consensus exists.“

17 John Bradley/Harold Short, Texts into Databases. The Evolving Field of New-Style Prosopography, in: Literary and Linguistic Computing 20, suppl. 1 (2005), 3–24, DOI: 10.1093/linc/fqi022.; Pasin/Bradley, Factoid-based Prosopography.

Tabelle 1: Übersicht über Datenbanksysteme und -formate für historische Personen-, Beziehungs- und Lebenslaufdaten

Bezeichnung	Gedcom
Entwicklung	FamilySearch, seit 1984, neueste Version 7.0 (2021): gedcom.io/specs/ (unter CompGen-Beteiligung entwickelt).
Verbreitung	De-Facto-Standard, viele Milliarden Datensätze. Allein die Gedcom-basierten Daten im CompGen-Selbstpublikations-System gedbas.genealogy.net enthalten ca. 22 Mio. Personen.
Technisch-konzeptuelle Grundlage	Strukturiertes Textformat, auch in relationale Datenbanken überführbar.
Forscher- und Quellenaussagen	Modelliert werden die von Forschenden als tatsächlich angenommenen Beziehungen und Lebensläufe. Auch widersprüchliche Angaben (zwei verschiedene Geburtsdaten usw.) und Quellenverweise können verwaltet werden.
Bezeichnung	Relationale Datenbanken (SQL)
Entwicklung	Seit etwa 1980er Jahren zahlreiche individuelle Entwicklungen von genealogischen oder historischen Anwendungen.
Verbreitung	Universitäre und genealogische Projekte, auch: CompGen-Online-OFBs unter online-ofb.de (allein diese enthalten etwa 12 Mio. Personen).
Technisch-konzeptuelle Grundlage	SQL, inhaltlich an relationalem (also nicht: Graph-) Datenbankmodell orientiert.
Forscher- und Quellenaussagen	In der Regel Forscheraussagen, inhaltlich flexibel erweiterbar auf für Genealogie untypische Quellen.
Bezeichnung	Intermediate Data Structure (IDS)
Entwicklung	Ab 2009 (Team um George Alter) ^a
Verbreitung	ehps-net.eu/databases verweist auf einige bereits IDS-kompatible Datenbanken. Region und Zahl der Individuen: Antwerpen 33.500, Transsilvanien 70.000, Niederlande 78.000, Norwegen 1 Mio., Schweden: POPLINK 340.000, POPUM 660.000, Scania 300.000.
Technisch-konzeptuelle Grundlage	Format für <i>Historical Life Course Studies</i> (demographische Lebenslaufanalyse, siehe die gleichnamige Zeitschrift). Eigenes Datenbankformat mit Tabellen zu Individuum und Kontext sowie Verbindungstabellen. Exportroutine zu Stata für <i>event history analysis</i> .
Forscher- und Quellenaussagen	Zur Analyse von tatsächlichen Abläufen im Lebenslauf.
Bezeichnung	Puck
Entwicklung	Ab ca. 2006 (Team um Klaus Hamberger). ^b
Verbreitung	Ethnologische Verwandtschaftsforschung. www.kinsources.net/browser/datasets.xhtml verweist auf etwa 127 Datensätze aus allen Kontinenten (ca. 340.000 Personen)
Technisch-konzeptuelle Grundlage	Puck ist primär ein Analyseprogramm, das neben dem eigenen Format .puc (komprimiertes XML) auch andere Verwandtschafts-Formate importieren und exportieren kann (Gedcom, Pajek, Prolog).
Forscher- und Quellenaussagen	Zur Analyse von in der ethnographischen Forschung erhobenen Daten zur Verwandtschaft.

Bezeichnung	Personennamen in der GND
Entwicklung	Entstanden aus PND-DBI (ab 1989).
Verbreitung	Zentrale bibliothekarische Normdatei, aktuell 5,5 Mio. Personen.
Technisch-konzeptionelle Grundlage	Ursprünglich Format für Katalogdaten mit Feldern und Unterfeldern (Marc), jetzt XML/RDF.
Forscher- und Quellenaussagen	Ausschließlich für bereits publizierte Tatsacheninformationen, die Relevanzkriterien erfüllen. Personen in der GND waren bis 2019 entweder „individualisiert“ (Lebens- und Wirkungsdaten bekannt) oder „nicht-individualisiert“ (Namen, zu denen verschiedene Personen gehören können). Seit 2020 nur noch „individualisierte“ Personen.
Bezeichnung	Wikidata
Entwicklung	2012 von Wikimedia Deutschland gestartet.
Verbreitung	Datenbank für die Wikipedia, ca. 90 Mio. Objekte.
Technisch-konzeptionelle Grundlage	Wikibase: RDF-Graphdatenbank (dahinter: MySQL zur Datenhaltung und BlazeGraph für Abfragen).
Forscher- und Quellenaussagen	Für gesicherte Informationen, <i>no original research</i> -Regel.
Bezeichnung	CLIO/Kleio
Entwicklung	MPI für Geschichte (Manfred Thaller), seit 1978, bis in 2000er Jahre. ^c
Verbreitung	Mehrere ‚klassische‘ mikrohistorische Projekte (u.a. Neckarhausen, Esslingen, Belm, Laichingen) und Bilddatenbanken (REALOnline). Archivierung der Forschungsdaten und heutige Lauffähigkeit zum Teil fraglich.
Technisch-konzeptionelle Grundlage	Fassungen in PL/I und C, eigene Kommandosprache (Latein, dann Englisch), semantisches Netzwerk mit hierarchischen Anteilen. Mindestens ein Projekt (REALOnline) wurde in XML konvertiert.
Forscher- und Quellenaussagen	Modellierung der Quellenstrukturen, davon getrennt: Aussagenstrukturen (<i>Record Linkage</i>). Zentrales Anliegen war die Kontextsensitivität historischer Informationen.
Bezeichnung	Text Encoding Initiative (TEI)
Entwicklung	Seit 1988, zunächst aus Umfeld von Sprach- und Literaturwissenschaften.
Verbreitung	Digitale Editionen literarischer Texte und anderer sprachlicher Manifestationen, weniger von historischen Quellen.
Technisch-konzeptionelle Grundlage	XML
Forscher- und Quellenaussagen	Keine strenge Unterscheidung zwischen objektiven und subjektiven Informationen, aber Modellierung von Interpretationen grundsätzlich vorgesehen. Techniken zur eindeutigen Referenzierung von Personen in Texten (Elemente <i>name</i> und <i>rs</i> , Attribute <i>key</i> und <i>ref</i>).
Bezeichnung	Factoid-Modell
Entwicklung	Theoretisches Modell, 2005 vorgeschlagen von John Bradley. ^d
Verbreitung	Einige Anwendungen im Bereich der Digitalen Prosopographie (überwiegend auf konzeptionellen Weiterentwicklungen beruhend).
Technisch-konzeptionelle Grundlage	RDF
Forscher- und Quellenaussagen	Factoids sind in der ursprünglichen Konzeption Aussagen der Quellen über Personen.

Bezeichnung	CIDOC CRM
Entwicklung	Ontologiestandard auf abstrakter Ebene für die Dokumentation von Objekten des Kulturerbes, entstanden etwa 1999 im <i>International Council of Museums</i> .
Verbreitung	Anwendung in WissKI-Instanzen im musealen Kontext.
Technisch-konzeptionelle Grundlage	Abstrakte Ontologie; WissKI ist eine Erweiterung von Drupal.
Forscher- und Quellenaussagen	In CIDOC CRM kommt die Entität „Person“ (E21) vor, eine Entität „Persona“ (Vorkommen von Personennamen) ist dagegen ausgeschlossen. Ein „reasoning about possible identity“ wird nicht unterstützt. ^e
Bezeichnung	Graphdatenbank-Einzelprojekte
Entwicklung	Individuell
Verbreitung	Gering, aber zunehmend.
Technisch-konzeptionelle Grundlage	Neo4j u.a.
Forscher- und Quellenaussagen	Sowohl Quelleninhalte als auch Forscheraussagen, z.T. mit expliziter „Modellierung des Zweifels“ ^f
Bezeichnung	FactGrid
Entwicklung	2018 aus Illuminaten-Projekt entstanden (Olaf Simons, Markus Meumann, Bruno Belhoste, Martin Gollasch). ^g
Verbreitung	Ca. 250.000 Objekte, experimentell, etwa 10–20 Projekte. Schwerpunkte in Gotha, Freimaurer, Mesmeristen, Spanien.
Technisch-konzeptionelle Grundlage	Wikibase
Forscher- und Quellenaussagen	Ausdrücklich auch für ungesicherte Hypothesen, verschiedene Modellierungen von Personenangaben möglich.

Anmerkungen zur Tabelle:

- a) Rückblick auf die Entstehung: George Alter, Reflections on the Intermediate Data Structure (IDS), in: Historical Life Course Studies 10 (2021), 71–75, DOI: 10.51964/hlcs9570.
- b) Klaus Hamberger u.a., Scanning for Patterns of Relationship: Analyzing Kinship and Marriage Networks with Puck 2.0, in: The History of the Family 19 (1974), 564–596, DOI: 10.1080/1081602X.2014.892436.
- c) Manfred Thaller, Between the Chairs: An Interdisciplinary Career, in: Historical Social Research, Supplement 29 (2017), 7–109, 17–18, DOI: 10.12759/hsr.suppl.29.2017.7-109; <http://web.archive.org/web/20130603204750/http://www.hki.uni-koeln.de/kleio/old.website/> (14.2.2022).
- d) John Bradley/Harold Short, Texts into Databases. The Evolving Field of New-Style Prosopography, in: Literary and Linguistic Computing 20, suppl. 1 (2005), 3–24, DOI: 10.1093/lrc/fqi022. Die strikte Einschränkung auf Aussagen aus der Quelle selbst wird modifiziert in Michele Pasin/John Bradley, Factoid-based Prosopography and Computer Ontologies. Towards an Integrated Approach, in: Literary and Linguistic Computing 30 (2015), 86–97, DOI: 10.1093/lrc/fqt037.
- e) CIDOC, Volume A: Definition of the CIDOC Conceptual Reference Model, Version 7.2 (September 2021), 75, <https://cidoc-crm.org/Version/version-7.2> (14.2.2022).
- f) Andreas Kuczera/Thorsten Wübbena/Thomas Kollatz (Hg.), Die Modellierung des Zweifels – Schlüsselideen und -konzepte zur graphbasierten Modellierung von Unsicherheiten (Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, Sonderband 4), Wolfenbüttel 2019, DOI: 10.17175/sb004.
- g) Exemplarisch dargestellt in: Olaf Simons, Wer waren die Absolventen des Gothaer Gymnasiums Illustr? Ein neuer Datensatz für die Erforschung der Schul- und Bildungsgeschichte von der Reformation bis ins 19. Jahrhundert, in: bildungsgeschichte.de, Berlin 2021, DOI: 10.25523/32552.11.

1990er Jahren das *Gentech 2000 Data Model* erarbeitet worden. Dieses orientiert sich explizit am Forschungsprozess, also an den Personen, die schreiben, und nicht an denen, die lesen: „The purpose of the genealogical data model is to support the genealogical research process“.¹⁸

Kern des *Gentech*-Modells ist, dass genealogische Daten Aussagen modellieren. Diese Aussagen beziehen sich auf Personen und ihre Beziehungen zu anderen Personen, auf Ereignisse, an denen diese Personen beteiligt sind, und auf Eigenschaften der Personen; jeweils zeitlich und örtlich näher bestimmt. Personen werden dabei weder als „individualisiert“ noch als bloße Textstrings („nichtindividualisierte“ Vorkommen von Namen) konzipiert, sondern als Entität PERSONA, das heißt als Vorkommen einer Personenbezeichnung in einem Quellenkontext. Durch das Zusammenfassen von vielen solchen Vorkommen in der Entität GROUP kann eine ASSERTION über die gesamte rekonstituierte Person gemacht werden; solche ASSERTIONs können im Lauf des Prozesses auch z.B. als widerlegt markiert werden. Während das *Gentech*-Modell ein theoretisches Modell und keine Software war, orientiert sich *Gedbas4all* als Produktivsystem an der dort formulierten Zielsetzung, wurde aber in wichtigen Punkten weiterentwickelt.

Gedbas4all als Datenbanksystem

Gedbas4all wurde seit 2007 von Jesper Zedlitz im Rahmen seiner Aktivitäten im Verein für Computergenealogie entwickelt. Wie das *Gentech*-Model beruht auch *Gedbas4all* strukturell auf ASSERTIONs als der Entität, die andere Entitäten verbindet. Auf der Ebene des Forschungsprozesses spielt für das *Gedbas4all*-Datenmodell die Quelle (SOURCE) eine zentrale Rolle. Dies kann ein Buch, eine Archivalieneinheit oder ein Grabstein sein; ein an die Entität CONTEXT im historisch-demographischen Datenformat IDS angelehntes Konzept. Für einen gegebenen Einzeleintrag können nun mehrere SOURCE-Angaben kombiniert werden, z.B. physische Position des Eintrags auf einer eingescannten Seite und sachliche Zugehörigkeit zu einem Abschnitt in einem Buch.

SOURCE selbst ist abstrakt und bezieht sich noch nicht auf ein einzelnes Bild oder einen Text. Diese werden als Repräsentationen (REPRESENTATION) oder Abbilder der jeweiligen SOURCE zugeordnet. Zu einer Quelle kann es also mehrere Abbilder geben, z.B. ein Foto oder eine Abschrift als elektronischer Text.

Aufgrund von Quellen werden Schlussfolgerungen oder Aussagen (ASSERTIONs) getroffen, typischerweise mehrere nebeneinander. Diese können sowohl durch einfaches Lesen einer Quelle zustande kommen als auch in Form einer komplexeren, mehrere Quellen überspannenden Interpretation zur *Record Linkage*. Ein RATIONALE (eine Begründung) kann als freies Feld hinzugefügt werden. An dieser Stelle ist der Vergleich mit dem *Factoid Model* relevant: Factoids sind ebenfalls als Aussagen konzipiert, aber (zumindest in der ursprünglichen Variante) als Aussagen der Person, die die Quelle verfasst hat, und damit nicht als Aussagen des Forschenden, über eine bestimmte historische Person („assertion by a source at

18 National Genealogical Society, GenTech Lexicon Project Group (Robert Charles Anderson, Paul Barkley, Robert Booth, Birdie Holsclaw, Robert Velke, John Vincent Wylie): Genealogical Data Model Phase 1: A Comprehensive Data Model for Genealogical Research and Analysis, Data Model Version 1.1, 2000, Zitat: S. 3, https://web.archive.org/web/20170706010805/https://www.ngsgenealogy.org/cs/GenTech_Projects.

a particular spot about a person“).¹⁹ ASSERTIONS in *Gedbas4all* sind dagegen Aussagen, die eine forschende Person im Rahmen ihres Forschungsprozesses formuliert, erwogen oder verworfen hat. Eine ASSERTION bezieht sich immer auf zwei zusammenhängende Gegenstände (Instanzen von SUBJECT). Sie gibt Auskunft darüber, wer wann und wieso eine Verbindung zwischen zwei SUBJECTs hergestellt hat.

Es gibt in *Gedbas4all* sechs Arten von SUBJECTs:

- Die SOURCE bildet wie gesagt den typischen Ausgangspunkt der Erfassung.
- Eine PERSONA stellt das Auftreten eines Menschen (und weitergedacht: auch anderer einzelner Akteurinnen und Akteure, jedoch nicht von Kollektiven) innerhalb einer Quelle dar. Es ist also ganz normal, wenn es zu einem Menschen mehrere PERSONAs gibt. Im Verlauf der Forschungstätigkeit kann man später Vermutungen niederschreiben, welche PERSONAs sich auf denselben Menschen beziehen.
- Ein EVENT beschreibt ein Ereignis, z.B. eine Geburt oder eine Heirat. Es hat einen Zeitpunkt, einen Ort und eine Reihe von beteiligten Personen, die in Form von PERSONAs verknüpft werden.
- Mit einer GROUP können mehrere PERSONAs zusammengefasst werden. Eine solche Gruppe könnten z.B. mehrere Nennungen desselben Karl Frank in verschiedenen Quellen sein.
- In CHARACTERISTICS werden letztlich die eigentlichen Textinformationen abgelegt. Hier finden sich Angaben wie Name und Beruf wieder.
- Ein THING ist ein unbelebter Gegenstand (z.B. ein Schiff oder ein Haus) oder eine soziale Organisation (eine Firma, ein Haushalt, eine Kirchengemeinde).

Dabei können in einer ASSERTION nicht alle Arten von SUBJECTs miteinander verknüpft werden. So können PERSONA und THING nur in dem Fall als SUBJECT2 auftauchen, wenn es sich um eine Zusammenfügung identischer Objekte (mit einer GROUP als SUBJECT1) handelt.

Die konkrete Struktur solcher Datenbankeinträge besteht wie bei anderen RDF-Systemen aus satzähnlichen „Triples“ aus Subjekt, Prädikat und Objekt, nicht Tabelleninhalten aus Zeilen, Spalten und Zellen. Wenn also ein Karl Frank 1949 laut Adressbuch in der Roststraße 1 wohnt, dann wird das in mehreren ASSERTIONS mit jeweils zwei SUBJECTs so modelliert:

- Eine PERSONA (namens Karl Frank) nimmt an einem EVENT (dem Wohnen in der Roststraße 1 im Jahr 1949) teil.
- Dieses EVENT (das Wohnen...) hat bestimmte CHARACTERISTICS, z.B. den Ort und den Zeitpunkt.
- Dieses EVENT (das Wohnen...) gehört auch zu einem THING (dem Haus in der Roststraße 1).
- Dieses THING gehört zu einer GROUP, nämlich der Roststraße.
- Auch diese ASSERTIONS können als GROUP zusammengefasst und auf eine SOURCE bezogen werden.
- Jede ASSERTION kann auf Personen bezogen werden, die als Autor hinter der Aussage stehen.
- Wenn ein Karl Frank auch in einem anderen Kontext auftritt, können diese PERSONAs in einer GROUP zusammengefasst werden.

19 Bradley/Short, Texts into Databases, 8.

Gedbas4all wird bei CompGen mittlerweile als Grundlage vor allem für Daten verwendet, die im Rahmen von Erfassungsprojekten mit dem Dateneintragssystem DES erhoben wurden. Die bisherige Implementierung, die für die Datenbank historischer Adressbücher²⁰ mit 4,5 Millionen Personen-Einträgen zum Einsatz kommt, ist eine Eigenentwicklung auf Java-Basis. Die Daten werden in einer *MongoDB* gespeichert, und für die schnelle Suche kommt ein *Elasticsearch*-Server zum Einsatz, in dem kombinierte Daten vorberechnet wurden.

Ziele und Herausforderungen

Eine Diskussion der strategisch anzustrebenden Ziele für *Gedbas4all* muss sich auf verschiedene Aspekte des Forschungsprozesses beziehen, sowohl arbeitsorganisatorische und technische als auch solche der inhaltlichen Forschungslogik.

Viele Datenmodellierungen werden als *Proof of Concept* implementiert, aber nicht für Fallzahlen im Millionenbereich eingesetzt. Das System muss zudem im Forschungsprozess direkt benutzbar sein. „Direkt“ heißt: Es dient nicht dazu, dass Wissensexpert*innen den Nutzenden das Wissen übermitteln, wobei nur Erstere einen schreibenden Zugriff haben und Abfragen gestalten können. „Benutzbar“ heißt, dass Forschende ohne großen Aufwand Daten eintragen können; dass Einzelfälle gesucht werden können; dass mithilfe von Abfragen frei gestaltete Listen von Fällen erstellt werden können, wobei die Nutzenden die Kriterien der Abfrage selbst frei gestalten können; dass die Geschwindigkeit hoch ist; und dass das System im Internet erreichbar ist, sodass Teams über die erfassten Aussagen kommunizieren können. Bisher gibt es in der Arbeit mit historischen Personendaten kein System, das diese Kriterien erfüllt.

Strategische Ziele von CompGen für die weitere Entwicklung von *Gedbas4all* beziehen sich auf genealogieinterne Forschungsprozesse einerseits, auf die Zusammenarbeit mit Geschichtswissenschaft, Archiven und Digital Humanities andererseits. Auch wenn es sich bei der aktuellen Variante von *Gedbas4all* um offene, online abfragbare RDF-Daten²¹ handelt, stellt diese bisherige Implementierung doch insofern eine Insellösung dar, als ihre Weiterentwicklung von gleichzeitigen Entwicklungsprozessen in anderen Projekten weder profitiert noch sie befördert. Solche Entwicklungsprozesse erscheinen jedoch als dringend nötig – Geschwindigkeit, leichtes Erstellen komplexer Abfragen, schnelles Hochladen, einfacher Dateneintrag sind nirgends befriedigend gelöst. Die dynamischsten Entwicklungsprozesse scheinen sich im Umfeld von Wikimedia abzuspielen, etwa bei *FactGrid*. Es wurde daher damit begonnen, *Gedbas4all* auf Basis einer eigenen (auf einem CompGen-Server installierten) *Wikibase*-Instanz neu zu implementieren (was bestimmte Konsequenzen für die oben dargestellte Logik hat, die wir hier aber nicht ausführlich darstellen). *Wikibase* liefert eine domänen-unabhängige Speicherung von Daten. Für eine Zusammenarbeit zwischen prosopographischen bzw. historischen Projekten sind im Kern gemeinsame oder zumindest explizit aufeinander beziehbare Datenmodelle notwendig. Durch die Wahl einer gemeinsamen zugrundeliegenden Software kann beides erleichtert werden.

20 <https://adressbuecher.genealogy.net/> (14.2.2022).

21 Der Karl Frank aus der Roststraße findet sich z.B. maschinenlesbar unter <http://gedbas4all.genealogy.net/sw/persona/54747de51e6272f5d1cc1cd3> (14.2.2022).

Genealogieintern besteht auf der inhaltlichen Ebene die zentrale Herausforderung darin, dass eine öffentlich nachvollziehbare, wissenschaftlich nutzbare Erschließung von historischem Wissen zu Personen, Verwandtschaft und anderen sozialen Beziehungen in Form von *Open Data* und transparenten Forschungsprozessen durchaus nicht alternativlos ist. Große kommerzielle Anbieter in der Genealogie konzipieren den Genealogen bzw. die Genealogin nicht als eine Person, die Texte (oder datenförmig organisierte Aussagen) verfasst, auf deren Nachvollziehbarkeit es ankäme, sondern als Kundschaft, die zum höchstpersönlichen Zweck der Konstruktion der eigenen Abstammung, mittlerweile auch ergänzt durch „ethnische“ Identitätsgefühle, Daten kauft. Ob diese Daten einer intersubjektiven Überprüfung standhalten, ist für das Funktionieren dieser Kaufbeziehung nicht relevant, ebenso wenig wie die Frage, wieweit die jeweilige Originalquelle über den Informationsgehalt zu Abstammung und Lebensdaten hinaus in ihrem jeweils eigenen Kontext aussagekräftig ist. Dass sich manche Genealog*innen als Kund*innen, Käufer*innen, Eigentümer*innen ihrer Wissensbestände verstehen und nicht als kritische Autor*innen, erfährt der CompGen-Vorstand gelegentlich, wenn (vor allem aus den USA) erstaunliche Forderungen an uns gerichtet werden. So wurde an CompGen z.B. die Forderung herangetragen, unverzüglich Daten wiederherzustellen, die die Abstammung der (mit rechtlichen Schritten drohenden) Person von einer fiktiven fränkischen Königslinie bewiesen – Daten, die ein Dritter auf unserer Publikationsplattform gedbas.genealogy.net erst veröffentlicht und dann wieder gelöscht hatte. Diese aus dem Umfeld populärer kirchenkritischer Verschwörungsliteratur (Pierre Plantard, Dan Brown etc.) stammende Abstammungslinie führt von Jesus und Maria Magdalena über die Merowinger bis in die Gegenwart; sie taucht auf genealogischen Plattformen immer wieder auf. Insofern besteht die ältere Tradition einer vorwissenschaftlichen Genealogie mit ihren Nachweisen göttlicher Abkunft durchaus weiter, technisch erleichtert durch die unendliche Kopierbarkeit von *Gedcom*-Daten und die permanente Erweiterung von Suchmöglichkeiten bei Anbietern genealogischer Daten.

Ist das genealogieinterne Anliegen das eines solchen halbfiktionalen, gewissermaßen wie in der Astrologie nicht beliebigen, aber auch nicht an Kriterien des Faktischen orientierten Netzebauens? Elisabeth Timm hat kürzlich argumentiert, der entscheidende Aspekt populärer Genealogie bestehe darin, dass sie „Wahlverwandtschaften“ stife, und zwar mit historischen Funden, Quellenbelegen und Datenbanken, getrieben von einem „Ontologieverdacht“, einer Hoffnung, dass man in diesen Quellen und Daten etwas Reales vorfinden und zutage fördern könne, ähnlich wie andere Praktiken Verwandtschaft „machen“, indem sie auf andere vorfindbare Dinge verweisen (ob Blut, Muttermilch, Essensritual, Gesetz oder Vertrag – die Möglichkeiten seien unendlich). Dabei könne man aus Sicht der Kulturanthropologie „die Frage vernachlässigen, ob die empirische Grundlage dieser digitalen Beziehungsreiche mit manchmal vielen Tausend ‚verwandt‘ genannten Personen auf einem seriösen Umgang mit den Quellen im historisch-kritischen Sinne beruht.“ Verwandtschaft sei „in der populären Genealogie von heute tatsächlich Wahlverwandtschaft, [...] eine Wahl, die sich ihre sozialen Erfindungen als historische Funde plausibel macht“.²² Wenn man Genealogie aus kulturwissenschaftlicher Sicht analysiert, kann man die Frage nach dem seriösen Umgang mit den

22 Elisabeth Timm, Von wem man ist. Ontologien von Familie und Verwandtschaft in Wissenschaft und Alltag, in: Recherche. Zeitung für Wissenschaft Nr. 1/2012, <https://www.recherche-online.net/texte/elisabeth-timm-von-wem-man-ist/> (19.10.2021).

Quellen möglicherweise tatsächlich vernachlässigen; vielleicht ist Genealogie in der Tat vor allem ein Suchen nach Funden, die Verwandtschaft stiften.

Aus bürgerwissenschaftlicher Sicht kann man die Frage nach der faktischen Richtigkeit und historisch-kritischer Adäquatheit genealogischer Aussagen jedoch ebenso wenig vernachlässigen wie aus geschichtswissenschaftlicher. Ein Kernanliegen von CompGen besteht darin, Genealog*innen dabei zu unterstützen, im eigenen Forschungsprozess sich von unkritischen hin zu kritischen Konsument*innen von Informationen und im besten Fall auch zu Produzent*innen transparenter und weiternutzbarer Daten und Texte zu entwickeln. Zu unterscheiden sind dabei zwei Arten genealogischer Tätigkeiten: das Erschließen von Quellen und die Rekonstitution von Lebensläufen, Familien und Verwandtschaftsbeziehungen.

Quellenerschließung erfolgt bei CompGen im Rahmen von *Crowdsourcing*-Projekten mit dem von Jesper Zedlitz entwickelten Dateneintragssystem (DES). Die größten Datenbestände stammen aus deutschen Verlustlisten des Ersten Weltkriegs (8,5 Millionen Datensätze), den österreich-ungarischen Verlustlisten des Ersten Weltkriegs (2,6 Millionen Datensätze), Personenstandsunterlagen (1,8 Millionen Datensätze) und Adressbüchern (6,3 Millionen Datensätze), andere aus Quellen mit etwas komplexeren hierarchischen Datenstrukturen (genealogische Familienkarteien, Kirchenbücher, Hörerlisten einer Universität, Familienverträge). In DES-Projekten wird zunächst jeweils eine spezifisch für das Projekt angepasste Datenstruktur genutzt, die als einfache CSV-Datei exportiert wird. Eine Herausforderung besteht darin, die Datenstruktur in DES von Anfang an passend für *Gedbas4all* anzulegen.

Beim Erschließen will CompGen keine Informationen aus verschiedenen Quellen mischen. *Record Linkage* soll also in einer von der Erfassung getrennten Arbeitsphase erfolgen. Viele Datenbestände aus DES-Projekten sind zunächst für eine *Record Linkage* innerhalb derselben Quellengattung geeignet: In Verlustlisten tauchen dieselben Personen wiederholt (z.B. als verwundet und gefallen) auf, in Adressbüchern dieselben Personen an unterschiedlichen Adressen, aber auch dieselben Häuser mit unterschiedlichen Bewohner*innen, in Familienkarteien dieselben Personen mal in der Rolle als Kind, mal in der Rolle als Haushaltsvorstand. Eine Herausforderung besteht darin, für die Verknüpfungen Algorithmen und manuelle Nutzerinterfaces zu entwickeln.

Gedbas4all ist darüber hinaus als mögliches zentrales Datenrepository für auf verschiedene Art entstandene intern bei CompGen gehostete genealogische Datenbestände konzipiert: nicht nur für die mit dem Dateneintragssystem DES direkt aus Quellen erfassten Daten, sondern auch für von einzelnen Autoren und Autorinnen aus verschiedenen Quellen erarbeiteten und veröffentlichten Ortsfamilienbücher (OFBs, Genealogien für ganze Orte) sowie für die in der Selbstpublikations-Datenbank gedbas.genealogy.net liegenden Forschungsergebnisse (in der Regel Genealogien für einzelne Familiengruppen). Für die darin liegenden Herausforderungen sind zwei Wege denkbar. Ein langfristig denkbarer Weg bestünde darin, für solche Datenbestände einen Datenimport bei Beibehaltung der vollen Funktionalität der existierenden Systeme anzubieten, ohne allerdings insbesondere das sehr gut angenommene Publikationsmodell der Online-OFBs in Frage zu stellen. Der andere Weg wäre der, zumindest für einen Teil dieser vereinsinternen Datenbestände persistente Identifikatoren einzuführen, auf die von *Gedbas4all* aus verwiesen werden könnte und die auch bei Änderungen der jeweils von Autor*innen verantworteten Forschungsergebnisse sowohl den Zugang zu den ursprünglich verknüpften wie zu den aktuellen Varianten bieten sollten.

Strukturell dasselbe Problem stellt sich beim Umgang mit externen Datenbeständen, vor allem der großen Anbieter. Zu unterscheiden ist grundsätzlich zwischen persistent referenzierbaren und anderen Daten. Zur Zeit scheint sich ein Trend abzuzeichnen, der die Unterscheidung relativ leicht macht: Auf der einen Seite stehen archivische, bibliothekarische und vor allem religionsgemeinschaftliche Anbieter, die zwar zum Teil noch keine Kennungen auf der Ebene einzelner Quelleneinträge vergeben, die sich aber in einem Prozess hin zu einer solchen Praxis befinden. Für die Genealogie sind dabei die Anbieter mit Bezug zu den Religionsgemeinschaften zentral. Hierzu gehören nicht nur *Archion* für evangelische und *Matricula* für (überwiegend) katholische Kirchenbücher, sondern vor allem *FamilySearch* als von den *Latter Day Saints* getragene Non-Profit-Organisation. *FamilySearch* hat seit Jahrzehnten eine auch digital erschlossene Parallelüberlieferung zu den Kirchenbüchern aufgebaut, innerhalb derer Quelleneinträge mit *archival resource keys* (ARKs) persistent identifiziert werden (Größenordnung: etwa acht Milliarden Einträge weltweit). ARKs sind gültige URIs, auch wenn die einzelnen Einträge bei *FamilySearch* nicht ohne (kostenlose) Anmeldung sichtbar sind.²³ Verknüpfungen über mehrere Quelleneinträge hinweg werden dagegen auch bei *FamilySearch* nicht durch ARKs, sondern durch interne Personen-IDs identifiziert. Suchbar sind diese Daten nicht über Volltext-Transkriptionen oder strukturierte Gesamterfassungen des Inhalts, sondern über „Indexierungen“, die als Findmittel zu Personennamen und Lebensdaten konzipiert sind. Weitere archivisch orientierte Anbieter verlinken permanent zwar nicht auf die Ebene des Eintrags, wohl aber auf die Seite (z.B. *Archion*) oder zumindest die Archivalieneinheit.

Auf der anderen Seite stehen kommerzielle Datenanbieter wie *Ancestry* und *MyHeritage*; für dort angebotene Informationen scheint aktuell keine persistente Identifikation angestrebt zu sein, sodass auch die dortigen „Indexierungen“ (großenteils in China und Indien hergestellt) in der Regel nicht dauerhaft zitierfähig bleiben dürften. Für die auf kommerziellen wie nichtkommerziellen Websites zurzeit explodierenden stammbaumförmigen Datensammlungen dürfte dasselbe gelten.

Für die Positionierung des *Vereins für Computergenealogie* und von *Gedbas4all* in diesem genealogischen Umfeld ergeben sich eine Reihe von vergleichsweisen Stärken, im besten Fall Alleinstellungsmerkmalen: Auf der Einzeleintragsebene wird durch die Erstellung von Abschriften auf dem Wege des *Crowdsourcing* durch inhaltlich an den Daten interessierte Forschende eine hohe Datenqualität erzielt. Der Nutzen der erfassten Daten geht über eine Funktion als Findmittel hinaus und bedient inhaltliche Interessen am Quellen- wie am historischen Kontext – Menschen werden nicht nur über Geburt, Heirat und Tod greifbar, sondern auch über Beruf, Adressen, Kriegsteilnahme, Grundbesitz und vieles mehr. Stärkstes Alleinstellungsmerkmal ist die persistente Zitierbarkeit von ASSERTIONs über die Zusammengehörigkeit von Informationen aus unterschiedlichen Quellen. Im heutigen Gesamtspektrum der Genealogie zwischen einer Identitätsgefühle vermittelnden Form unterhaltsamer Freizeitgestaltung im Sinne ‚genealogischer Astrologie‘ einerseits und bürgerwissenschaftlicher Recherche nach verlässlichem und vermittelbarem historischem Wissen über Personen andererseits kann sich der Verein klar positionieren. Zentral für die Anschlussfähigkeit zur Wissenschaft ist dabei das *Open-Data*-Prinzip, das niemanden aus der Datennutzung ausschließt.

23 <https://www.familysearch.org/developers/docs/guides/persistent-identifiers> (12.11.2021).

Für die Zusammenarbeit im Kontext der Digital Humanities ist die Entscheidung für *Wikibase* strategisch zentral. Obwohl man mit *Wikibase* eine umfangreiche technische Basis (Anzeige einzelner Daten, Editor, Versionierung, Suche mit *Sparql*) hat, gibt es allerdings noch einige Hürden. Ein Beispiel dafür, dass eine solche Zusammenarbeit Erträge für die gesamte Community bringt, ist der Datenimport nach *Wikibase*. Dieser ist bisher sehr langsam; das Einfügen unserer gut 20 Millionen Daten aus dem DES würde Wochen dauern. Dieses Problem könnten wir lösen, indem wir ein Programm entwickelt haben, das viel schneller Daten in *Wikibase* einführen kann und auch für andere *Wikibase*-Instanzen nutzbar ist.²⁴

Eine andere Hürde liegt darin, dass Familienstrukturen eine höhere Komplexität als einfache Personendaten haben. Das hat Auswirkungen auf die Geschwindigkeit von *Sparql*-Abfragen ebenso wie auf den Aufwand, den es bedeutet, sie überhaupt zu erstellen. Traditionelle *Query Builder* für relationale Datenbanken, etwa der mit MS Access verbundene, haben den Vorteil, dass man rasch eine gewisse Anzahl von Tabellen in eine Abfrage einbeziehen kann und so nicht nur zu Informationen zu den Personen selbst, sondern auch zu ihren Eltern, Kindern oder auch anderen Personen gelangt. Auf das Anliegen der Göttinger Mikrohistoriker*innen, quer über Quellenbestände hinweg analytischen Forschungsinteressen spontan nachgehen zu können, hatten wir oben bereits verwiesen. Derlei Abfragen, etwa eine Liste aller noch lebenden bis zu einem benannten Grade verwandten und verschwägerten Personen der Großelterngeneration, sind auch in SQL mithilfe von *Query Buildern* rasch erstellt, und im Forschungsprozess aufkommende Erkenntnisinteressen vergleichbarer Komplexität lassen sich spontan nachverfolgen, sodass die Forschenden weder von Gatekeepern der als relevant anerkannten Dateninhalte abhängen, noch einen Abfrageauftrag an externe Programmierer*innen vergeben müssen. *Query Builder* werden in der *Wikidata*-Community zurzeit aktiv entwickelt. Eine höhere Spontaneität des Abfragens, des Erkundens von Datenbeständen auch aufgrund von nicht vorhergesehenen Fragestellungen, kann technisch in einem größeren Umfeld leichter ermöglicht werden als mithilfe von Insellösungen.

Im Rückblick auf die oben skizzierte Landschaft an Datenbankkonzepten für historische Personendaten sehen wir es demnach als zentrale Herausforderung, eine sinnvolle Arbeitsteilung zu entwickeln und durch einen Prozess des Übergangs auf größere Datenmengen (ökonomisch gesprochen: der Skalierung) zu befördern. Auf der technischen Ebene zeigt sich beim Übergang zu Datenmengen im zweistelligen Millionenbereich rasch, welche Bedürfnisse in verschiedenen Arbeitsbereichen bestehen. Schnelle und flexible Suchmöglichkeiten, benutzerfreundliche Abfragen, Datenausgaben, Eingabe- und Korrekturmöglichkeiten werden in vielen Projekten gebraucht. Sinnvoll erscheint die Nutzung einer Software, die von großen und etablierten Plattformen wie *Wikidata* genutzt wird und auch dann, wenn die konkreten Datenmodelle sich unterscheiden, es ermöglicht, in einer gemeinsamen Sprache zu kooperieren.

Zusammenfassend sehen wir als Desiderat für die nächste Zeit, zunächst Routinen zu entwickeln, mit denen die laufend in Erfassungsprojekten aus archivischen Quellen erhobenen einzelnen, unverbundenen Datensätze in *Gedbas4all* importiert werden können. Ein wichtiger zweiter Schritt wird darin bestehen, zusammengehörige Datensätze algorithmisch oder durch Community-Projekte (oder durch eine Kombination beider Verfahren) auch zusam-

24 <https://github.com/jze/wikibase-insert/> sowie <https://blog.factgrid.de/archives/2013> (beide: 12.11.2021).

menzuführen und die entsprechenden ASSERTIONS anzulegen. Hier bewegen wir uns im klassischen Themenfeld der *Record Linkage*. Entsprechende Verfahren weiterzuentwickeln, ist ein gemeinsames Anliegen digitaler Humanwissenschaften. Drittens wird es darum gehen, leistungsfähige Suchinstrumente zu entwickeln. All das wird nur in einer Zusammenarbeit von akademischer und außerakademischer historischer Personenforschung und mit Blick auf große Datenmengen gelingen.

DNA-Analyse und Vereinsgenealogie

Erkenntnisse aus einer schwierigen Kooperation

Dass DNA-Genealogie ein wichtiges Thema für die bürgerwissenschaftliche Vereinsgenealogie ist, wird auf den ersten Blick niemanden überraschen. Etwa seit dem Jahr 2000 werden Analysen der DNA für die Ermittlung von Blutsverwandtschaftsbeziehungen angeboten, und es hat sich international eine lebhafte Szene von Aktiven entwickelt, die entsprechende Tests nutzen und auswerten. Was sich dort entwickelt, ist allerdings eine ganz andere Art von Genealogie als die archivgestützte: technischer, kommerzieller, stärker auf das 20. Jahrhundert fokussiert, auch: ausschließlich auf die biologischen, nicht auf die sozialen Verwandtschaftsbeziehungen bezogen. Hier zu berichten ist über das Experiment einer Kooperation zwischen Vereinsgenealogie und kommerzieller DNA-Genealogie, das der Verein für *Computergenealogie e.V.* (CompGen) in den vergangenen Jahren unternommen hat. In diesem Projekt sollte eine möglichst fein aufgegliederte regionale Kartierung genetischer Herkunft innerhalb Deutschlands erarbeitet werden. Die fachlichen Ergebnisse – so viel sei vorweggenommen – waren begrenzt; mehr als eine grobe Aufteilung des Untersuchungsgebiets in drei Unterregionen wurde nicht erreicht. Aufschlussreich für ein Verständnis dessen, was Genealogie in unserer Gesellschaft ist und sein kann, war das Projekt aber in hohem Maße.

CompGen hat ein großes Tätigkeitsfeld, für das der Vereinsname inzwischen eigentlich nur ein recht eng gewähltes Stichwort bietet: Nicht nur die Genealogie im Sinne von Ahnenforschung interessiert die Mitglieder und Aktiven, sondern auch das, was inzwischen als Familiengeschichtsforschung bezeichnet wird. Gemeint ist damit die Erkundung sozialer Beziehungen und Lebensumstände in der Geschichte, mit Blick auf personenbezogene Informationen nicht nur zur Abstammung, sondern auch zum Besitz von Häusern oder Autos, zu Kriegserfahrungen oder Wohnverhältnissen, zu den Gesichtern der Menschen früherer Generationen auf Familienfotos oder auch zu mündlich oder schriftlich überlieferten Erinnerungen. Zudem geht es dem Verein nicht allein um niederschwellige Hinweise zum fachlich sinnvollen Benutzen des Computers, sondern auch um den Einsatz von aktuellen Informatikmethoden in der bürgerwissenschaftlichen Geschichtsforschung, um Digitalisierung von Quellen, Texterkennung, *crowdsourcing* (also das gemeinsame Erfassen von Quellen im Netz) und um Datenbankmodelle, die anschlussfähig zu modernen offen zugänglichen Wissensspeichern sind. Es ist also nicht überraschend, dass ein Verein, der auf dem Feld zwischen dem Massen-Hobby Ahnenforschung und modernen wissenschaftlichen Methoden tätig ist, auch offen ist für die Herausforderung, die für die Genealogie durch das Aufkommen der



kommerziellen DNA-Genealogie in den beiden Varianten der *genetic genealogy* (Genetische Genealogie) und des *genetic ancestry testing* (Herkunftsanalyse) entstanden ist.

Das Projekt „Eine Familie – die Deutschen“

Im Jahr 2017 sind CompGen und die britische Firma LivingDNA eine Zusammenarbeit eingegangen, um eine verbesserte auf DNA-Analysen beruhende Herkunftsschätzung für den deutschsprachigen Raum zu entwickeln. Das Projekt „Eine Familie – die Deutschen“¹ war im Vergleich zu anderen CompGen-Projekten immer untypisch, weil es nicht ums Mitmachen ging wie bei den auf dem Dateneintragssystem² beruhenden *crowdsourcing*-Projekten, dem Sammeln von Grabstein-Fotos³ und vielen anderen. Stattdessen – für uns als nichtkommerziellen Verein sehr ungewöhnlich – ging es um den Erwerb von vergünstigten Test-Kits, die dann von LivingDNA ausgewertet wurden. Teilnehmen konnten alle Personen, deren Großeltern nicht weiter als 80 km auseinander geboren waren, weil man versuchte, eine für die genetische Zusammensetzung der Bevölkerung vor den Migrationsprozessen des 20. Jahrhunderts aussagekräftige Stichprobe zu generieren. Mittlerweile ist die Analyse der Test-Kits abgeschlossen, sodass – hier aus der subjektiven Sicht des zuständigen Vorstands-Resorts Citizen Science – die Erfahrungen mit dem Projekt abschließend eingeordnet werden können.⁴

Über die Jahre wurden vermutlich etwa 200 Test-Kits bei dieser Aktion verkauft, etwa 110 (sowie – genau weiß man es nicht – wohl ein paar Dutzend aus anderen Datenquellen) wurden letztlich bei der Analyse berücksichtigt. Auf Seiten von CompGen überließ der Projektinitiator die Projektleitung bald einem engagierten Mitglied, das allerdings seinerseits nach einiger Zeit ausschied, sodass das Projekt in letzter Zeit verwaist war. Mehr als Kommunikationsarbeit, teils erklärend, teils im Sinne einer Verteidigung der DNA-Genealogie-Firmen gegen sehr unterschiedlich motivierte Kritik, sah die Projektleitung in diesem ungewöhnlichen Projekt nicht als ihre Aufgabe; die DNA-Genealogie wurde in Mailinglisten, in einem eigenen Themenportal im genealogischen Wiki⁵ sowie außerhalb des Verantwortungsbereichs von CompGen in einer Facebook-Gruppe thematisiert. Eine Kommunikation über Analysestrategien und inhaltliche Interpretationen fand nicht statt; hier bestand eher die Erwartung, dass die Firma diese zu gegebener Zeit liefern werde.

1 Timo Kracke, DNA Projekt: Eine Familie – Die Deutschen, <https://www.compgen.de/2017/04/dna-projekt-eine-familie-die-deutschen/> (9.10.2021).

2 <https://des.genealogy.net/> (9.10.2021).

3 <https://grabsteine.genealogy.net/> (9.10.2021).

4 Der Verfasser war seit 2018 als Beisitzer für Citizen Science und Beziehungen zur akademischen Forschung im Vorstand des *Vereins für Computergenealogie*, seit 2019 als zweiter Vorsitzender. Er ist seit November 2021 erster Vorsitzender. Er war nicht in die Entwicklung oder Leitung des Projekts involviert, sondern hatte auf Vorstandsebene eine Zuständigkeit für wissenschaftliche Kooperationsvorhaben, zu der auch die Evaluation von Ergebnissen gehört.

5 <http://genwiki.genealogy.net/Portal:DNA-Genealogie> (9.10.2021).

DNA-Genealogie: Praktiken und Grenzen

Das Anliegen des Projekts, die Herkunftsanalyse, macht einen praktisch für die Genealogie relativ unwichtigen, aber in der Öffentlichkeits- und Werbewirksamkeit eben doch sehr sichtbaren Teil der DNA-Genealogie aus. Grob gesagt: DNA-Genealogie besteht aus Herkunftsanalyse und DNA-*matching* – und letzteres ist der wichtigere Teil. Dabei nutzt man DNA wie ein Stückchen ‚Quellentext im Körper‘, also prinzipiell nicht anders als andere Quellen: Man möchte konkrete Verbindungen finden und überprüfen. Es gibt Situationen, wo es zu dieser Methode überhaupt keine Alternative gibt. Andererseits kann ein DNA-*matching* keine mit der klassischen Kirchenbuch-Genealogie vergleichbare zeitliche Reichweite erreichen, schon weil die meisten DNA-Spuren nach ein paar Generationen verschwunden sind.

Als Statistiker gesprochen: Ein Maß für den Anteil gemeinsamen Genoms zwischen Verwandten ist die *coancestry*, deren Erwartungswert z.B. bei Geschwistern bei $(\frac{1}{2})^2$, also einem Viertel liegt. Sie ist nicht fest determiniert, sondern folgt einer Zufallsverteilung, bei Geschwistern mit einem Konfidenzintervall zwischen etwa 20 und 30 Prozent. Daraus folgt, dass es aufgrund des gegebenen Streubereichs noch zu praktisch 100 Prozent sicher ist, bei Geschwistern solche Genomabschnitte vorzufinden, die auf die gemeinsamen Eltern und nicht auf die sicherlich auch vorhandenen gemeinsamen Vorfahren vor vielen Generationen zurückgehen. Anders gesagt: Wenn zwei Vollgeschwister genealogische DNA-Tests machen, werden diese sicher auf eine enge biologische Verwandtschaft hindeuten. Geht man aber 150 Jahre zurück, also die etwa fünf Generationen bis zur Gründung des Kaiserreichs, und wieder vor in die Gegenwart zu den Cousins oder Cousinen vierten Grades, dann fällt der Erwartungswert für die *coancestry* auf $(\frac{1}{2})^{10}$ – das ist dann nur ein Promille. Mit einer schon recht hohen Wahrscheinlichkeit von über 20 Prozent besteht mit der Cousine vierten Grades also nur eine homöopathisch verdünnte Blutsverwandtschaft, aber keine auf die gemeinsamen Urururgroßeltern zurückzuführende genetische Verwandtschaft. Geht man noch ein oder zwei Generationen zurück, dann wird die (in diesem Sinne verstandene) genetische Verwandtschaft, bezogen auf ihren Anteil an den vorhandenen Blutsverwandten, immer mehr zur *relativen* Ausnahme, auch wenn die *absoluten* Trefferzahlen noch in beeindruckendem Maße steigen.⁶ DNA-Genealog*innen versuchen nun oft, gegen diesen statistischen Effekt einer Verdünnung des Wissens anzuarbeiten und die Chance auf Treffer wieder etwas zu erhöhen, indem sie möglichst viele potentielle oder tatsächliche Verwandte dazu bewegen, ebenfalls Tests zu machen. Auch hieraus erklärt sich der in der Szene verbreitete Eifer, das eigene Verfahren zu propagieren und gegen Kritik zu verteidigen.

Gründung des Kaiserreichs – dieser Zeitpunkt trennt für die Genealogie in Deutschland zwei Zeiträume: Für die Zeit vor 1874 (Einführung der Standesämter) benutzt die Familiengeschichte in Deutschland in der Regel Kirchenbücher. Für die Zeit danach ist die Familienerüberlieferung wichtiger (weil Kirchenbücher lange Zeit nur bis zum Jahr 1874 zugänglich waren). Bildlich gesprochen: DNA als ‚Quellentext‘ enthält für die Zeit von etwa 1870 bis in die Gegenwart eine Art tendenzielle Komplett dokumentation der Abstammungsverhältnisse. Für die Jahrhunderte davor steht diese tendenzielle Komplett dokumentation (von zufälli-

6 Siehe hierzu Doug Speed/David J. Balding, Relatedness in the Post-Genomic Era: Is it Still Useful?, in: Nature Review Genetics 16 (2015), 33–44, DOI: 10.1038/nrg3821, bes. 35, Tabelle 1. Ich danke Mark G. Thomas (University College London) für Hinweise.

gen Verlusten und Migrationseffekten abgesehen) dagegen in den Kirchenbüchern, während im ‚Quellentext‘ DNA sehr systematisch und gründlich der Radiergummi sein Unwesen treibt. Diejenigen Verwandtschaftsbeziehungen, für deren Nachweis ich Kirchenbücher brauche, könnte ich mit DNA-*matching* allein nur gelegentlich feststellen. Als Hobby wird DNA-Genealogie daher meist in Form eines Nachdoppelns der ‚Papierforschung‘ betrieben. DNA-*matching* kann aber durchaus auch Lücken im Wissen über die Familiengeschichte seit der Kaiserzeit füllen – ein Wissen, das in vielen Familien mündlich oder auch durch die Ahnenforschung früherer Generationen gut überliefert ist, in anderen Familien aber vergessen wurde.

Herkunftsanalyse und die Frage „Wer bin ich?“

Herkunftsanalyse ist – im Gegensatz zum *matching* – technisch sehr wenig stabil und zugleich missverständlich. Die verbreiteten, von Anbieter zu Anbieter deutlich schwankenden Prozentangaben suggerieren, dass die eigenen Vorfahren zu einem bestimmten Anteil aus bestimmten Regionen wie *Northeast Europe* oder *Baltics* stammen, als ob man eine komplette Ahnentafel rückwärts bis zu einem gedachten Stichjahr statistisch nach Regionen ausgewertet hätte. Tatsächlich bietet Herkunftsanalyse nur auf einer Skala von 0 bis 100 umgerechnete und daher in Prozentwerten darstellbare Ähnlichkeiten der eigenen DNA zu jener der heutigen Bevölkerung dieser Regionen (ermittelt mithilfe derjenigen Proben, die sich in den konkreten Datenbanken der Firmen finden). Regionale Verteilung in der Ahnentafel und Ähnlichkeit zu heutigen regionalen DNA-Mustern sind mitnichten dasselbe: Nicht nur seit der Industriellen Revolution, deren Anfänge immerhin auch schon eine Handvoll Generationen zurückreichen, sondern auch in der vorindustriellen Gesellschaft war Migration über kurze, mittlere oder auch längere Distanzen weit verbreitet. Es ist also nicht überraschend, wenn eine Person – sagen wir – Menschen aus dem heutigen Litauen genetisch mit ein paar „Prozentpunkten“ ähnelt, ohne auch nur einen einzigen litauischen Vorfahren zu haben.

Für diejenigen, die sich – wie es in der genealogischen Forschung typisch ist – für die Familiengeschichte Einzelner interessieren, ist Herkunftsanalyse also nur als eine Art Wegweiser sinnvoll, und auch nur dann, wenn die angezeigten Anteile einerseits erheblich sind und andererseits auch auf Regionen deuten, in denen man plausiblerweise mit Archivquellen weiterforschen kann. Eine solche Wegweiserfunktion haben in ähnlicher Weise – nur stärker differenziert – auch Namensverbreitungskarten, die daher auch in der genealogischen Praxis eine erhebliche Rolle spielen.⁷ Nur wenn man die Perspektive vom einzelnen Datenpunkt hin zur Population wechselt, wird es – grob gesagt – möglich, aus der stärkeren oder schwächeren genetischen Ähnlichkeit Rückschlüsse auf räumliche Tendenzen und die ungefähre zeitliche Erstreckung von Ereignissen (etwa Wanderungen) zu ziehen.⁸

Während sich diese Rückschlüsse auf Strukturen von Populationen beziehen, ist Herkunftsanalyse andererseits aber auch sehr stark mit Bedeutung für das Individuum aufgeladen: Leicht glauben Einzelne, auf diesem Wege etwas über die persönliche ‚Ethnizität‘ zu

7 CompGen bietet ein entsprechendes Tool unter <https://nvk.genealogy.net/map> (9.10.2021) an.

8 Das Verfahren wurde 2014 entwickelt von: Garrett Hellenthal u.a., A Genetic Atlas of Human Admixture History, in: Science 343 (2014), 747–751, DOI: 10.1126/science.1243518.

erfahren. Während die Pfade zu den Blutsverwandten mithilfe von atDNA nur über kurze historische Zeiträume hinweg einigermaßen vollständig rekonstruierbar sind, bieten YDNA und mtDNA auch sehr langfristige Verbindungen zu „Adam“ und „Eva“ genannten steinzeitlichen Urvätern und Urmüttern – allerdings nur in der als Haplogruppe bezeichneten rein männlichen oder rein weiblichen Linie.⁹ Mit Herkunfts- wie Haplogruppenanalyse eröffnen sich Gedankenspiele für Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ mit hoher zeitlicher Reichweite. Die Versuchung ist nämlich groß, DNA nicht nur als ‚Quellentext im Körper‘ zu verstehen, sondern als Essenz dessen, wie – um hier Formulierungen aus der DNA-Genealogie aufzugreifen – wir „Menschen aus verschiedenen Regionen der Welt“ uns selbst „mehr oder weniger stark voneinander unterscheiden“.¹⁰ Wer sind die Gruppierungen, über die man hier sagt, dass sie sich „unterscheiden“?

In der amerikanischen Kultur, aus der die kommerzielle DNA-Genealogie überwiegend stammt, spielt ‚Ethnizität‘ eine große Rolle, also ob man schwarz, weiß, *Hispanic* oder *Native American* ist. Man trägt diese Information in amtliche Formulare ein, man hat einen bevorzugten Zugang zu bestimmten Ressourcen aufgrund der ‚Ethnizität‘, man streitet sich über Fehlzuordnungen, man wird aber auch entsprechend beäugt und eingeordnet. *Ethnicity* und *race* werden weitgehend als Synonyme verstanden, und Vorstellungen, die an der biologischen Abstammung und am körperlichen Erscheinungsbild anknüpfen, spielen hierfür eine zentrale Rolle.¹¹

In Deutschland ist ‚Ethnizität‘ heute als politischer Begriff in diesem Sinne von etwas geringerer Bedeutung. Gewiss werden Deutsche mit nicht ‚biodeutsch‘ wirkenden Gesichtszügen auch bei uns noch oft anders angesehen. Aber viele persönliche Eigen- und Erbschaf-ten – Familiengeschichten –, die uns im Leben umtreiben, sind mit einem Blick auf den Körper ganz und gar nicht zu erkennen. Bin ich ein Nichtjude oder ein Jude, eine Ost- oder eine Westdeutsche? Erkenne ich in den Geschichten, die mir mündlich überliefert wurden, eine ‚kulturprotestantische‘ oder eine katholisch-, provinzielle‘ Familienkultur? Stamme ich aus Russland, aus dem Emsland, aus Polen, Bayern oder Siebenbürgen – und welche ‚Etiketten‘ verbindet meine Umwelt damit, dass meine Familie von hier oder dort kommt?

9 G. David Poznik u.a., Sequencing Y Chromosomes Resolves Discrepancy in Time to Common Ancestor of Males Versus Females, in: *Science* 341 (2013), 562–565, DOI: 10.1126/science.1237619.

10 Zitat aus: <http://genwiki.genealogy.net/DNA-Herkunftsanalyse> (9.10.2021), verfasst von einem Aktiven der Hobby-DNA-Genealogie. Interessant ist hier der Sprachgebrauch, der sich zur Erklärung der Funktionsweise von DNA-Herkunftsanalyse auf Eigenschaften „der Menschen“ und nicht auf solche der von ihnen über die Generationen weitergegebenen körpereigenen Stoffe bezieht.

11 Die amerikanische Begrifflichkeit (zu der es eine unermessliche Forschungsliteratur gibt) lässt sich an den Fragen nach *race* und *ethnicity* im seit 1790 alle zehn Jahre erhobenen Zensus gut nachvollziehen. Begriffe wie „Hautfarbe“ (*color*) und „Herkunft“ (*ancestry*) spielen oder spielten dort wechselnde Rollen. Aktuell wird *race* vom Bureau of the Census als Kategorie sozialer Selbstidentifikation definiert, während die American Anthropological Association darauf verweist, dass der Rassenbegriff als biologischer Begriff verstanden wird und Vorstellungen objektiver Unterschiede zwischen Menschen transportiert, die sachlich unzutreffend sind: American Anthropological Association, Statement on Race, May 1998, <https://www.americananthro.org/ConnectWithAAA/Content.aspx?ItemNumber=2583> (9.10.2021).

DNA-Genealogie und Wissenschaft

Mit diesen Fragen nach Kultur und Identität im Hintergrund eröffnet sich durch die DNA-Analyse potentiell doch etwas mehr, als dass sie bloß eine Ergänzung der personenbezogenen Forschung um ein paar nur hochtechnisch auslesbare ‚Quellentexte im Körper‘ bietet und damit als ein zusätzlicher Wegweiser für die ‚Papierforschung‘ dient. Fragt man nach der Stellung der DNA-Genealogie im Kontext des Wissenschaftssystems, fallen zwei interessante Praktiken auf, die beide miteinander verbunden sind.

Die eine besteht darin, dass sich hier – wie schon während der bürgerlichen Neuerfindung der Genealogie um 1900 – die Gelegenheit zu bieten scheint, Wissen über relevante Eigenschaften von Menschen zu gewinnen und im Kontext der Herkunft zu erklären. In den entsprechenden Medien tummeln sich rechte Freigeister, die sich für die biologischen, körperlichen Aspekte der Herkunft vor allem im Bemühen darum interessieren, positive Identitäten zu schaffen – etwa wenn sie bestimmte Charaktereigenschaften (z.B. Intelligenz oder die Neigung zu ADHS) auf bestimmte, ins Indogermanische zurückreichende Haplogruppen zurückführen.¹² Das geschieht auf durchaus wissenschaftsförmige Art – womit das zweite Problem angesprochen ist. In der DNA-Genealogie versucht man – nicht anders als in der ‚Papier‘-Genealogie – nachvollziehbar zu arbeiten; und das Streben nach Nachvollziehbarkeit macht ja einen Kern von Wissenschaftlichkeit aus. Kann Wissenschaft dort neu erfunden werden, wo sich eine Gruppe von Kund*innen einzelner Firmen untereinander austauscht und die wichtigsten Informationsquellen aus der Firmenkommunikation stammen? Gibt es tragfähige kommunikative Brücken zwischen wissenschaftlicher (Archäo-)Humangenetik und Hobbyforschung? Kann Überprüfbarkeit ohne ihre Institutionalisierung funktionieren?

DNA-Forschung beruht auf hochtechnischer Naturwissenschaft. Wenn Fachfremde wissenschaftliche Forschungen näher verfolgen, besonders im Grenzbereich zwischen Natur- und historischen Sozialwissenschaften, sammeln sie rasch erhebliche Methodenkenntnisse an. Das ist im Bereich der Bürgerwissenschaften, auch der Genealogie, ganz allgemein der Fall. Als der Verfasser dieses Beitrags vor etwa 35 Jahren das erste Mal im Archiv mit vor Anstrengung rotem Kopf versuchte, eine Quelle für die geplante Dissertation zu entziffern, bat er einen weißköpfigen Genealogen um Lesehilfe und bekam – über die Hilfe hinaus – zur Antwort: „Das ist doch eigentlich eine sehr klare Handschrift…“. Wer sich die Wissenschaft zum Hobby macht, kann also oft mehr, viel mehr, als ein ‚Studierter‘ des jeweiligen Faches.

Die schwierige Frage ist die, ob das, was man als Vielwisser oder Vielköninger in der Hobby-Forschung oder auch in der Diskussion über die Forschung tut, dadurch selbst zur Wissenschaft wird – nicht nur als wissenschaftlich gemeint, sondern als vom Wissenschaftssystem akzeptiertes, für ‚gut‘ befundenes Forschungsergebnis. Der Test hierfür, also für die heikle Frage, ob das jetzt nun ob seiner Schwierigkeit tatsächlich auch (gute) Wissenschaft ist, liegt in formalen Verfahren der Qualitätskontrolle. Anders gesagt: Wissenschaftlichkeit erkenne ich nicht daran, dass ein Text besonders schwierig zu verstehen ist und dadurch Respekt einflößt, sondern dass es Wege gibt, ihn ganz respektlos auseinanderzunehmen und

12 So meint der Wissenschaftsblogger Ingo Bading, aus der Erforschung der *ancient DNA* Erkenntnisse über die Herkunft der „großen, blonden, blauäugigen Rohmilchverdauer mit hoher angeborener Intelligenz, mit ADHS und großen thymotischen Energien“ zu gewinnen: Ingo Bading, Was macht uns Europäer genetisch so einzigartig?, <http://studgenteutsch.blogspot.com/2017/07/die-trichterbecher-leute-standen.html> (9.10.2021).

zu entschlüsseln, und dass andere Personen – Gutachter*innen, Herausgeber*innen, Prüfungsgremien usw. – ihn auch bereits entschlüsseln und verstehen konnten.

Bekanntlich können solche Verfahren auch fehlerhafte Ergebnisse erbringen – absoluten Schutz vor Irrwegen bieten sie nicht. Letztlich sorgen aber nur sie dafür, dass die Ergebnisse eine Anschlussverwendung in professionellen und akademisch organisierten Bereichen finden. Bei Forschungsdaten ist das ganz offensichtlich: Datensammlungen brauchen Verfahren, die ihre Nachnutzbarkeit nach den FAIR-Regeln (*findable, accessible, interoperable, re-usable*) garantieren. Dass wir in *crowdsourcing*-Projekten Quellen erfassen, nützt wenig, wenn die Ergebnisse nicht als *Linked Open Data* im Netz abfragbar sind. Das in der Genealogie-Szene entstandene Geschichtliche Ortsverzeichnis, das historische Siedlungs- und Verwaltungsstrukturen besser modelliert als jedes andere Geodatensystem, wird erst dann zum wissenschaftlichen Standard, wenn die in der Wissenschaft zuständigen Organisationen das auch bemerken und bestätigen.

Ähnliches gilt für Forschungstexte: Wer wissen will, wie seriös die Arbeiten anderer sind, schaut auf die Publikationsorte. YouTube-Kanäle, Facebook-Auftritte, selbstgestaltete Webseiten oder auch die Werbematerialien von Firmen sind nicht zitierfähig. Wissenschaft funktioniert nicht ohne institutionalisierte Qualitätskontrolle – und zwar besonders dann, wenn sie anspruchsvoll und technisch nicht gerade niederschwellig ist. Beispiele des Scheiterns können im harmloseren Fall darin bestehen, dass jemand ein sich wissenschaftlich gerie rendes Zeitschriftenprojekt in Form einer Website mit PDFs – ohne Verankerung an akademischen Institutionen – aufbaut, das dann auch bald wieder eingestellt wird.¹³ Im weniger harmlosen, an die oben skizzierte Forschung nach menschlichen Eigenschaften und Unterschieden anschließenden Fall werden Texte geschrieben, die durchaus kenntnisreich und detailliert anmuten, deren Erscheinungsort in der vom Verfassungsschutz beobachteten Zeitschrift *Reconquista*¹⁴ jedoch darauf hindeutet, dass ein Inselpublikum von bereits einschlägig Überzeugen angesprochen werden soll.

Positivbeispiele, die punktuell auch in der institutionalisierten Wissenschaft wahrgenommen werden, entstehen, wenn Nachvollziehbarkeit durch Aufbau von Datenbeständen systematisch gesichert und unterstützt wird. Solche Datenbestände bestehen etwa in Sammlungen von *matching*-Ergebnissen, die den (labortechnisch in *centiMorgan* gemessenen) Abstand zwischen den Genomen zweier Personen in Beziehung setzen zum auf dem Wege der klassischen Genealogie ermittelten Verwandtschaftsgrad.¹⁵ Dadurch werden nicht nur die theoretisch oder aufgrund von Simulationsrechnungen erwartbaren Übereinstimmungen, sondern vor allem deren empirisch durch die Kombination von Zufallsprozessen und Messfehlern entstehenden Streuungen erkennbar.

13 Journal of Genetic Genealogy, letzte Ausgabe Herbst 2016: <https://jogg.info/> (9.10.2021).

14 Hier finden sich mehrere Beiträge des DNA-Genealogen „Max Kaltmeister“, u.a. im Blog „Archäogenetik & Frühgeschichte“: <http://www.reconquista.jetzt/index.php?id=852> (9.10.2021).

15 Blaine T. Bettinger, The Shared cM Project: A Demonstration of the Power of Citizen Science, in: Journal of Genetic Genealogy 8/1 (2016), 38–42; neuere zusammenfassende Statistiken (jedoch keine Forschungsdaten) hierzu auch unter <https://thegeneticgenealogist.com/2020/03/27/version-4-0-march-2020-update-to-the-shared-cm-project/> (26.11.2021). Einschränkend muss allerdings bemerkt werden, dass die ausgewerteten Daten, also die selbstberichteten DNA-Testergebnisse, eine starke Verzerrung aufweisen, da Null-Ergebnisse von den Freiwilligen nicht berichtet wurden und in der statistischen Analyse dieses Problem nicht angemessen adressiert wurde.

Ein weiterer Problembereich besteht in der Vereinbarkeit von Bürgerwissenschaft, Open Science und laborgestützter Forschung. Die klassische Kirchenbuch-Genealogie spielte sich in einem Dreieck ab: Hobby – Pfarrarchiv – Wissenschaft. An die Stelle des Pfarrarchivs stellen sich in letzter Zeit mehr und mehr kommerzielle Dienste, die den Zugang zu den Quellen erleichtern. Im Fall der DNA-Genealogie ist die Rolle der kommerziellen Dienste dabei weit mehr als die von Vermittlern. Sie haben ein Monopol auf Techniken und Methoden, die sonst nur in wissenschaftlichen Labors genutzt werden. Die Frage, ob diese Firmen seriös sind, ist jeweils offen. Im wissenschaftlichen Sinne trifft das dann zu, wenn sie ihre Verfahren und die gesammelten Daten offenlegen. Dass Firmen unseriös agieren, ist gerade im Bereich der DNA-Genealogie durchaus eine reale Möglichkeit; berüchtigt war etwa die Firma BritainsDNA, die auf Kritik erst mit großer Aufgeregtheit, dann mit juristischen Mitteln reagierte und schließlich aufgelöst wurde. Die fließende Grenze zwischen seriöser genetischer Herkunftsanalyse (in der Begrifflichkeit des Teams um Mark Thomas: *genetic ancestry*) und unseriöser Spekulation (*genetic astrology*) eröffnet einen großen, auch kommerziellen Spielraum.¹⁶

Partner und Erträge

All das könnte einen gemeinnützigen Verein, der an wissenschaftlicher Reputation orientiert und ohnehin an der kommerziellen Genealogie nicht aktiv beteiligt ist, dazu bewegen, von der ganzen Sache die Finger zu lassen. Der (damalige) CompGen-Vorstand ist einen anderen Weg gegangen, nämlich den, mit einem möglichst wissenschaftsnahen Anbieter zusammenzuarbeiten. LivingDNA erschien damals vor allem wegen ihres Anspruchs, die Methoden des auf über 6.200 Fällen beruhenden genetischen Projekts *People of the British Isles* (PoBI) zu replizieren, als (relativ) wissenschaftlich.¹⁷ In der Kooperationsvereinbarung wurde angestrebt – und fairerweise muss man sagen: „angestrebt“ heißt bei wissenschaftlichen Projekten nicht „versprochen“ –, publizierbare Ergebnisse zu erarbeiten, die grundsätzlich denen des PoBI-Projektes vergleichbar sein sollten. Diese Ergebnisse sollten – so LivingDNA in der Kooperationsvereinbarung – von „unseren Wissenschaftlern“ stammen. Gemeint war die Arbeitsgruppe GenSci, zu der auch drei am PoBI-Projekt beteiligte Wissenschaftler gehör(t)en (Garrett Hellenthal, Daniel Falush und Simon Myers) und die mit LivingDNA kooperiert(e). Die Verbindung zu diesen „unseren“ Wissenschaftlern scheint eher lose zu sein, es sind soweit erkennbar keine Beschäftigten von LivingDNA; Hellenthal firmiert etwa als Berater des Unternehmens. LivingDNA hat seine wissenschaftlichen Kontakte nach außen teilweise recht euphorisch kommuniziert.¹⁸ Aber sie existieren.

¹⁶ Debbie A. Kennett u.a., The Rise and Fall of BritainsDNA: A Tale of Misleading Claims, Media Manipulation and Threats to Academic Freedom, in: Genealogy 2/4, Artikelnummer 47, 1–26, DOI: 10.3390/genealogy2040047.

¹⁷ Stephen Leslie u.a., The Fine-Scale Genetic Structure of the British Population, in: Nature 519 (2015), 309–314, DOI: 10.1038/nature14230.

¹⁸ Selbstbeschreibung nach <https://cruwys.blogspot.com/2016/09/living-dna-new-genetic-ancestry-test.html> (9.10.2021): „Living DNA is a collaboration of over 100 world-leading scientists, academic researchers and genetic experts“.

Man sollte sich LivingDNA freilich nicht als die kommerzielle Nebenaktivität eines wissenschaftlichen Projektteams vorstellen, es handelt sich eher um ein paar Menschen, die verschiedene Inputs auf kreative Art und Weise miteinander verbinden und damit (legitimerweise) auch Geld verdienen – ein klassisches Beispiel dafür, wie Unternehmertum funktioniert. Einer dieser Inputs besteht in wissenschaftlichem Know-how, den im PoBI-Umfeld entwickelten Methoden. Ein anderer ist die konkrete Labortechnik, die vom Luxemburger Labormulti Eurofins stammt, welcher auch die Kooperation mit CompGen initiiert hat. Ein dritter besteht in den Kundenbeziehungen. Diese sollten durch die Kooperation mit CompGen verbessert werden – allerdings ist es LivingDNA nie gelungen, sich durch kontinuierliche und transparente Kundenkommunikation eine positive Reputation zu erarbeiten, wahrscheinlich aus Gründen der fehlenden Versiertheit in kontinentaleuropäischen Sprachen. Der vierte Input sind dann die von der genealogischen Community eingesammelten Test-Kits mit Proben und die daraus gewonnenen Daten. Grundsätzlich können – so die Nutzungsbedingungen – die Daten auch für Forschungszwecke genutzt werden, die sich im Lauf der Zeit ändern. Sie bilden also ein auch für nichtgenealogische Forschungsinteressen möglicherweise hochinteressantes Datenkorpus.

Aus den Inputs – darunter eben den Datensammlungen – stellt das Unternehmen Outputs, Produkte, her und vermarktet diese. LivingDNA ist in zwei Bereichen tätig: *Ancestry Kits* (also Herkunftsanalysen und *matching*) und *Wellbeing Kits* (also DNA-Tests, aus denen Empfehlungen zu Ernährung, Nahrungsergänzung und Sport abgeleitet werden). Die Muttergesellschaft DNA-Worldwide bietet darüber hinaus auch Einwanderungs- und Drogentests für Behörden an. Interessant ist das Anwendungsfeld *Wellbeing*, das mit den genealogischen Analysen zusammen vermarktet wird. Hier verfügt LivingDNA über vertiefte Kontakte durch eine persönliche Verbindung¹⁹ der Firmengründer*innen Nicholson und Morden zum ebenfalls in Frome (Somerset) ansässigen, von Serge Benhayon angeführten esoterischen Gesundheits- und Ernährungskult *Universal Medicine*, auf dessen Doktrin *Way of the Livingness* schon der Firmenname verweist.²⁰

Von den Outputs eines Unternehmens zu unterscheiden sind die wissenschaftlichen Publikationen, die auf den auch vom Unternehmen verwendeten Techniken beruhen. Aus dem Umfeld von PoBI und GenSci bzw. mit entsprechenden Methoden (etwa den Verfahren *ChromoPainter* und *FineSTRUCTURE*) sind in letzter Zeit z.B. Untersuchungen zur genetischen Herkunftsstruktur von Finnland und den Niederlanden erschienen, mit der grundsätzlichen Fragestellung, ob aus der DNA Erkenntnisse über Migrationsmuster der Vergangenheit gewonnen werden können. Die Studie zu Finnland stellt z.B. aufgrund von fast 2.400 DNA-Proben einen langfristigen Effekt des Vertrags von Nöteborg (1323) fest, der einen (ungefähren) Grenzverlauf zwischen den Herrschaftsrechten Schwedens und der Republik Nowgorod festschrieb und damit einen Einfluss auf das Siedlungsverhalten späterer Epochen nahm.²¹ Die Studie zu den Niederlanden zeigt anhand von Proben von etwa 1.400 Personen,

19 Margaret O'Brien, Who Owns LivingDNA (Explained), <https://www.dataminingdna.com/who-owns-living-dna/> (9.10.2021); David Nicholson, Universal Medicine – The Facts of My Experience, <https://web.archive.org/web/20200228135845/https://truthaboutuniversalmedicine.com/2016/02/22/universal-medicine-the-facts-of-my-experience/> (9.10.2021).

20 https://en.wikipedia.org/wiki/Living_DNA (9.10.2021).

21 Sini Kermenin u.a., Fine-Scale Genetic Structure in Finland, in: G3 Genes|Genomes|Genetics 7 (2017), 3459–3468, DOI: 10.1534/g3.117.300217.

dass Migration langfristig überwiegend Flussläufen in Ost-West-Richtung folgte.²² Beide Studien sind nicht so sehr als inhaltlicher Beitrag zu aktuell diskutierten Forschungsfragen bedeutsam als in methodischer Hinsicht.

Die relativ wenigen aus der Kooperation in Deutschland gewonnenen Daten bieten keine Basis für Analysen wie in Großbritannien, den Niederlanden oder Finnland. Als Wissenschaftler, der sich für Migrationsgeschichte interessiert, kann ich das bedauern. Aber für die Forschungen der meisten Vereinsmitglieder stehen nicht Fragen wie jene im Vordergrund, wie wichtig Flussläufe oder feudale Herrschaftsverträge für Umzüge, Hofgründungen und Heiraten im Hoch- und Spätmittelalter oder in der Frühneuzeit waren. Eher geht es im Hobby um die Frage, wohin mich meine persönliche Forschung führt, wenn ich die Menschen anschau, die mich geprägt haben, und die, die diese Menschen geprägt haben, und die davor und die, die auch mit diesen Menschen in Zusammenleben und Begegnungen in Kontakt waren – also um ein potentiell unendlich weites Netz aus persönlichen Verbindungen.²³ Hierfür brauche ich Wegweiser, wenn die kirchenbuch- oder urkundenbasierte Forschung nicht weiterführt. Diese sollen Räume und Zeiten benennen, in denen die Suche vielleicht lohnt.

Worin also besteht das Ergebnis des Kooperationsprojekts? Im Frühjahr 2020 präsentierte LivingDNA eine Karte, nach der Deutschland und einige seiner Nachbarländer in drei Gebiete zu unterteilen sind: „nordwestgermanisch“ (Teile Dänemarks, Niederlande, westelbisches Nord- und Mitteldeutschland), „nordostgermanisch“ (zwischen Elbe und Oder/Neiße; anders als mit CompGen vereinbart hat LivingDNA die bis Mitte des 20. Jahrhunderts zu Deutschland gehörigen Gebiete weggelassen), „südgermanisch“ (ein bunter Mix vom frankophonen Unterwallis bis nach Österreich, wenn auch ohne Niederösterreich, Wien und Burgenland, wieder einschließlich Westtschechiens, dann einer ungefähr geraden, aber freihändig gezeichneten Grenze bis zum Rhein folgend, dann ein Stück den Rhein entlang, das Großherzogtum Luxemburg einschließend, die belgische Provinz Luxemburg aber ausschließend bis einschließlich Flandern).²⁴

Angesichts der wenigen zugrundeliegenden Datenpunkte sind die von Hand gezogenen Grenzen höchstens als hypothetisch zu bezeichnen, von der merkwürdigen Benennung der Gebiete als „germanisch“ ganz abgesehen. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Forschung ist dieses Ergebnis also offensichtlich nicht. Zu lesen ist es bestenfalls so: Wenn ich bei LivingDNA einen Test mache und mir z.B. ein nennenswerter Anteil „nordostgermanisch“ angezeigt wird, dann lohnt sich möglicherweise die weitere Recherche in deutschen Archiven östlich der Elbe. Die praktische Relevanz dieser Herkunftsanalyse ist nicht groß.

Aus der Sicht des Vorstandsrats Citizen Science kann festgehalten werden: Erstens, wissenschaftliche Projekte sind Versuche, und nicht jeder Versuch gelingt. Zweitens, auf Forschungskooperationen mit Unternehmen sollte sich ein dem Open-Data-Grundsatz verpflichteter bürgerwissenschaftlicher Verein nur dann einlassen, wenn diese hinsichtlich der Offenheit von Forschungsdaten und Forschungsverfahren eine hohe Transparenz zeigen,

22 Ross P. Byrne u.a., Dutch Population Structure across Space, Time and GWAS Design, in: *Nature Communications* 11 (2020), Artikelnummer 4556, 1–11, DOI: 10.1038/s41467-020-18418-4.

23 Elisabeth Timm, Reverenz und Referenz. Zwei Weisen der populären Genealogie seit dem 19. Jahrhundert und ein neuer genealogischer Universalismus?, in: Christine Fertig/Margaretha Lanzinger (Hg.), *Beziehungen – Vernetzungen – Konflikte. Perspektiven Historischer Verwandtschaftsforschung*, Köln 2016, 209–231.

24 Die Karte wird verkleinert auf <https://livingdna.com/eu/european-ancestry> (9.10.2021) gezeigt, detaillierter u.a. auf <https://european-origins.com/2020/04/23/living-dna-ancestry-test-review/> (9.10.2021).

auch wenn – oder vielleicht: besonders wenn – sich das Unternehmen im Allgemeinen als ganz besonders wissenschaftlich präsentiert. Denn: Drittens, nicht immer ist die Grenze zwischen Wissenschaft und grobem Unsinn von vornherein klar zu erkennen. Nicht für Wissenschaftler*innen, und auch nicht für Nicht-Wissenschaftler*innen. Viertens, DNA-Genealogie kann missverstanden werden als Beitrag zur Frage, wer ‚wir‘ als ganze Population ‚eigentlich‘ sind, und Antworten aus tiefster, lange vor der Kirchenbuchführung liegender Vergangenheit suggerieren. Das hat mit Genealogie nichts zu tun (mit Geschichtswissenschaft auch nicht). Fünftens, DNA-Tests machen Quellen im Körper lesbar. Es mag Einwände gegen diese Tests geben, die ich hier nicht angesprochen habe (etwa datenschutzrechtliche, politische, ethische) – aber als Historikerinnen und Historiker neigen wir tendenziell immer dazu, Quellen, die lesbar sind, auch zu lesen. Sechstens, Forschung kann von Wegweisern profitieren. CompGen sollte sich daher mit dem Thema Namensforschung weiter beschäftigen.

Das Projekt ist – nicht mit dem erhofften Erfolg, aber doch auch nicht ganz ohne Ertrag – beendet.

Vom gedruckten Gazetteer zum digitalen Ortsverzeichnis

Digitale geographische Hilfsmittel aus Bürgerwissenschaft und Digital Humanities im Vergleich

Bedeutung des Raumes für die Geschichtswissenschaft

Der Raum ist neben der Zeit eine elementare Kategorie der Geschichtswissenschaft. Beide Grundkategorien sollten bei der Verarbeitung und Analyse von umfangreichen Datenbeständen zum einen mehr Berücksichtigung erfahren, zum anderen in ihren strukturierenden und Interpretationen erleichternden Funktionen ernst genommen werden. Dafür erforderlich sind einfach anzuwendende Tools, die einen Schwerpunkt auf die Koppelung von Zeit und Raum legen, um dadurch eine Verortung im geographischen und im historischen Raum zu ermöglichen. Bekanntlich agiert Geschichte in einem geographischen Nebeneinander und einem chronologischen Nacheinander.¹ Somit gehört zur Geschichtswissenschaft, didaktisch gesprochen, eine „Raum-Zeit-Kompetenz“.² Geschichtliche Prozesse spielen sich in Räumen ab, jeder Raum ist geschichtlich geworden, und Räume wurden in verschiedenen Zeiten unterschiedlich bewertet. Studentinnen und Studenten der Geschichtswissenschaften werden bereits zu Beginn des Studiums mit den Formalia und der Unabdingbarkeit der Quellenkritik konfrontiert. Eines von deren Elementen ist die räumliche Verortung von Quellen: Briefe werden an einem Ort verschickt und sind an einen anderen Ort adressiert, Bücher werden in unterschiedlichen Städten publiziert, Reisende bewegen sich im geographischen Raum. Um die Dimensionen des historischen Raumes genauer abzustecken, werden Werkzeuge gebraucht, die in der Lage sind, räumliche Zuweisungen zu ermöglichen und gleichzeitig die Veränderung des Raumes in seiner zeitlichen Entwicklung abzubilden. Dass Ortsnamen einem historischen Wandel unterliegen oder im Laufe der Zeit verschwinden können, sollte nicht dazu führen, solche Räume nicht historisch zu analysieren, sondern dass die Geschichtswissenschaft sich Hilfsmittel erarbeitet, um Schwierigkeiten bei der Aufbereitung,

DOI: 10.25365/rhy-2021-14 

Anne Purschwitz, Institut für Geschichte, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Emil-Abderhalden-Str. 26–27, 06108 Halle (Saale), Deutschland, anne.purschwitz@geschichte.uni-halle.de; Jesper Zedlitz, Verein für Computergenealogie (Geschäftsstelle), Piccoloministraße 397a, 51067 Köln, Deutschland, jzedlitz@compgen.de

1 Ahasver von Brandt, Werkzeug des Historikers, Stuttgart 1958, 22.

2 Für das Folgende vgl. Walter Sperling, Die Stellung der Historischen Geographie in einem modernen geographischen Curriculum, in: Erdkunde 26 (1982), 79–84, 81.

Präsentation und Recherche zu überwinden. Im Verlauf der Zeit änderten sich Schreibweisen, Namen wurden überformt oder neu vergeben, die Zugehörigkeit zu Sprachräumen konnte variieren und sich ebenfalls auf die Namensgebung von Wohnplätzen und Siedlungen auswirken. Die Mehrheit der aktuell verfügbaren Ortsverzeichnisse berücksichtigt diesen Wandlungsprozess nur unzureichend bis gar nicht. Doch gerade die Kombination von Zeit und Raum stellt für die Anwendung in der Geschichtswissenschaft eine zentrale Anforderung an Ortsverzeichnisse dar.

„Orte haben eine historisch-politische Dimension, die bei einer übergreifenden Registererfassung erst sichtbar zu einem Problem wird. [...] Für die Visualisierung von Briefen etwa sind historische Karten ein Desiderat; generell auch Geodaten für Flächen. Und alle mit Geodaten versehenen Einträge müssen mit einem Zeitstempel kombiniert sein, denn beispielsweise die Altstadt von Jerusalem ist eben heute nicht am selben Ort wie vor 2.000 Jahren.“³

Gazetteers im Kontext historischer Geodatensysteme

Seit einigen Jahrzehnten werden im deutschsprachigen Raum Webportale zur historischen Geographie aufgebaut, unter anderem HGIS-Germany⁴, die *Historical GIS datafiles* des Mosaic-Projekts⁵, HistoGIS⁶ und verschiedene lokale Portale aus dem Umfeld der *Time Machine Organization*. Diese bieten tendenziell zwei verschiedene Funktionalitäten. Erstens – darauf deuten schon die Selbstbenennungen als GIS oder auch als Webapplikation hin – geht es um das aktive Online-Erstellen von Karten, mit denen strukturierte historische Informationen visualisiert werden können. Dazu gehören nicht nur verschiedene graphische Funktionen, sondern auch solche der Datenabfrage und -bearbeitung. Ein alternativer Weg hin zur Karte wäre der, ein GIS im engeren Sinne des Begriffs zu nutzen. Den Industriestandard bietet ArcGIS von ESRI⁷; den in der universitären Forschung dominierenden Open-Source-Standard bietet QGIS.⁸ Die zweite Funktionalität besteht darin, Shapefiles, also Dateien mit georeferenzierten Informationen, zu erstellen und zu archivieren, unabhängig davon, ob und welche Webanwendungen geboten werden. Dabei geht es vor allem um historische Umgren-

3 Roland Kamzelak, Von der Raupe zum Schmetterling oder Wie fliegen lernen – Editionsphilologie zwischen Infrastruktur und Semantic Web, in: Ders./Timo Steyer (Hg.), *Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft* (Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften 2), DOI: 10.17175/sb002_004.

4 <https://www.digihist.de/> (20.4.2021).

5 <https://censusmosaic демог.berkeley.edu/data/historical-gis-files> (20.4.2021)

6 Vgl. <https://histogis.acdh-dev.oew.ac.at/> (20.4.2021). HistoGIS versteht sich als Repozitorium historischer Polygondaten (einschließlich großer Teile der zuvor benannten Datenbestände) mit einheitlichen Metadaten. Schwerpunkte liegen aktuell auf der Periode zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert und 1918 für Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich. Ausführlicher dazu: Matthias Schlögl/Peter Andorfer, HistoGIS: Vom Punkt zur Fläche in Raum und Zeit, in: *Digital Humanities: multimedial und multimodal. 6. Tagung des Verbands „Digital Humanities im deutschsprachigen Raum“* (DHd 2019), Frankfurt am Main und Mainz, DOI: 10.5281/zenodo.4622271.

7 Vgl. <https://www.esri.de/de-de/home> (10.5.2021).

8 Vgl. <https://www.qgis.org/de/site/> (10.5.2021).

zungen, aber auch um Strecken (z.B. Wasserwege) und Punktdaten (z.B. Orte), jeweils mit einem definierten zeitlichen Bezug.

Mit dem Begriff „Gazetteer“ (Ortsverzeichnis, Ortslexikon) wird im vorliegenden Beitrag eine andere und wissenschaftlich ältere Funktionalität angesprochen. Auch wenn sie zum Teil Geokoordinaten enthalten, stellen Gazetteers einen eigenen Typ von Informationssammlung dar, der weder mit Systemen zur Analyse geographischer Daten verwechselt werden sollte, noch mit Repositoryn von punkt-, linien- oder flächenbezogenen kartographischen Informationen. Bei Gazetteers steht die eindeutige Identifikation von Ortsbezeichnungen und die Dokumentation ihrer Zuordnung zu übergeordneten Strukturen über historische Brüche hinweg im Zentrum.

Gazetteers blicken dabei auf eine lange Entwicklungsgeschichte zurück. Erste Gazetteers sind bereits aus der Antike bekannt. Mit der zunehmenden Vermessung der Welt wurden sie zunächst ein immer wichtigerer Bestandteil von Atlanten und ähnlichen Nachschlagewerken. Seit dem 19. Jahrhundert finden sie sich dann auch als eigenständige Publikationen.⁹ Ein Teil dieser gedruckten mehrbändigen Verzeichnisse hat in den letzten Jahrzehnten seinen Weg in das Semantic Web gefunden und nutzt die Vielzahl der dadurch eröffneten digitalen Funktionsweisen. Am deutlichsten spiegelt sich die Digitalisierung von Gazetteers wahrscheinlich in Meyers Gazetteer wider. Basierend auf Meyers gedrucktem *Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reiches*, dessen Ziel es war, jeden Ort im Deutschen Reich (1871–1918) aufzulisten und übergeordneten zivilen und juristischen Verwaltungseinheiten zuzuordnen, wurde eine für die Online-Nutzung aufbereitete Version erarbeitet. Sie ergänzt das klassische Lexikon um Such- und Filterfunktionen, stellt Digitalate und Transkripte zur Verfügung und ermöglicht die Verortung der ca. 200.000 Orte auf historischen Karten des Deutschen Reiches.¹⁰

In den vergangenen Jahren sind in unterschiedlichen Disziplinen Gazetteers erstellt, jeweils für sie relevante Informationen zusammengetragen und im Semantic Web publiziert worden.¹¹ Die große Zahl der Verzeichnisse spiegelt dabei den offensichtlichen Bedarf an strukturierten geographischen Daten wider, zeigt aber auch die variierenden Herangehensweisen, Datenerhebungen, Standards und Interessen. Ein Schwerpunkt dieser digitalen (nicht digitalisierten) Gazetteers besteht mittlerweile in der Zusammenführung von Raumdaten (Koordinaten), Sachdaten (Ergänzung der Raumdaten um die übergeordneten Strukturen,

9 So z.B. Heinrich Rudolph, Vollständigstes geographisch-topographisch-statistisches Orts-Lexikon von Deutschland, so wie der unter Oesterreichs und Preussens Botmäßigkeit stehenden nichtdeutschen Länder: enthaltend: alle Städte, Flecken, Pfarr- Kirch- und andere Dörfer, Ort- und Bauerschaften, Kirchspiele, Schlösser, Rittergüter, Vorwerke, Weiler, Hüttenwerke, Mühlen, Höfe, merkwürdige Ruinen, Krüge, Einschichten, Einöden u.s.w., 2 Bde., Leipzig 1870–1872.

10 Vgl. <https://www.meyersgaz.org/> (10.5.2021).

11 Aus der Fülle seien genannt: Die wohl größte, frei verfügbare Datenbank bietet GeoNames. Sie enthält über 25 Millionen geographische Bezeichnungen auf der ganzen Welt, die in jeweils eine von neun Klassen und einen von über 645 Codes kategorisiert sind. Neben Ortsnamen in verschiedenen Sprachen sind auch Längen- und Breitengrad, Höhe über Meer, Einwohnerzahl, administrative Unterteilung und Postleitzahlen in der Datenbank enthalten. Hier finden sich jedoch nahezu ausschließlich aktuelle Ortsnamen (<https://www.geonames.org/>, 1.3.2022). – Zunächst für Ortsdaten der antiken Welt entwickelt, inzwischen auch zeitlich erweitert wurde das Projekt Pelagios (<https://pelagios.org/>, 10.5.2021). Historisch-geographische Daten zur antiken Welt stellt auch Pleiades zu Verfügung (<https://pleiades.stoa.org/>, 10.5.2021). Der World-Historical Gazetteer beabsichtigt, Inhalte und Dienste bereitzustellen, die es Historiker*innen, Studierenden und der allgemeinen Öffentlichkeit ermöglichen, räumliche und zeitliche Schlussfolgerungen und Visualisierungen selbst durchzuführen (<http://whgazetteer.org/>, 10.5.2021).

z.B. Kreis, Kirche, Staat) und Metadaten (Beschreibungen der Daten). Die dafür erforderlichen Informationen können punktuell für bestimmte Zeitschnitte erhoben und aufbereitet werden. Für Historikerinnen und Historiker von besonderem Interesse ist dabei die Zusammenführung von Sachdaten zu einem Ort unter Berücksichtigung von Zeiträumen, mit anderen Worten: Zeitangaben und Zeiträume zu verzeichnen, ohne jedoch anlässlich von Diskontinuitäten jeweils ‚neue‘ Orte zu schaffen, sondern vielmehr mit dem Ziel, die historische Genese von Siedlungen im administrativen Kontext nachvollziehbar zu machen.

Für die meisten Historiker*innen ist das Sammeln und Strukturieren solcher Informationen kein Selbstzweck. Es dient vielmehr bestimmten praktischen Bedürfnissen. Eine nicht ungewöhnliche Situation besteht etwa darin, dass man in einem Quellenbestand eine größere Zahl an Ortsnamen vorfindet und diese eindeutig, effizient und zugleich auch fehlerfrei identifizieren möchte. Der folgende Beitrag fragt nach der Praxistauglichkeit solcher digitalen Tools an zwei Beispielen: dem aus der Genealogie stammenden Geschichtlichen Ortsverzeichnis (GOV) und dem im Arbeitsfeld der Digital Humanities entstandenen und in der Geschichtswissenschaft mittlerweile gut etablierten und genutzten Dariah Geo-Browser (DGB). Während das Geschichtliche Ortsverzeichnis eindeutig als digitaler Gazetteer einzustufen ist, greift der Dariah-Browser als Portal mit ausgebauter Kartenfunktionalität auf andere Datenquellen zu, darunter den Getty Thesaurus of Geographic Names, der aktuelle wie auch historische Ortsdaten enthält.

Anwendungsbeispiel Auswandererbriefe

Für einen konkreten Anwendungstest wurde ein Datensatz genutzt, der eine Vielzahl von praxisnahen Problemen in Hinsicht auf die quellenbasierte Erhebung von Ortsnamen bietet und zudem seinen Schwerpunkt nicht ausschließlich im deutschsprachigen Raum findet, nämlich die Briefe der Deutschen Auswandererbriefsammlung (DABS).¹² Auswandererbriefe, die vornehmlich von ‚einfachen‘ Menschen geschrieben wurden, sind eine durch nichts zu ersetzende Quelle für die Kultur- und Alltagsgeschichte der Migration, aber auch für die Sozial-, Mentalitäts- und Sprachgeschichte. Sie sind neben den wenigen erhaltenen Tagebüchern die einzigen zeitgenössischen und tatsächlich subjektiven sozialgeschichtlichen Zeugnisse bzw. Ego-Dokumente für die Prozesse der Auswanderungsentscheidung sowie der Orientierung und Integration in Nordamerika. Diese ganz persönlichen Zeugnisse über das Erleben des Gastlandes – Fremdes und Vertrautes, Sprachprobleme und Heimweh, Dis-

12 Die folgende Darstellung orientiert sich an einer dankenswerter Weise von Nora Isabelle Mergner zur Verfügung gestellten Selbstbeschreibung des Projekts (<http://www.auswandererbriefe.de/>, 1.3.2022). Auf der Grundlage der Deutschen Auswandererbriefsammlung sind zwei große Editionen in Print-Form erschienen: Wolfgang Helbich/Walter D. Kamphoefner/Ulrike Sommer (Hg.), Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830–1930, München 1988; Wolfgang Helbich/Walter D. Kamphoefner (Hg.), Deutsche im Amerikanischen Bürgerkrieg. Briefe von Front und Farm 1861–1865, Paderborn 2002. Für eine Auswertung einzelner Briefserien unter Fragestellungen von Erinnerungsgeschichte und dem Aspekt der Narrativität vgl. Ursula Lehmkuhl, Johann Heinrich Carl – The Revolutionary: The History and Collective Memory of a German-American Family, 1852–2004, in: Studia Migracyjne 40/1 (2014), 31–56; Ursula Lehmkuhl, Reading Immigrant Letters and Bridging the Micro-Macro Divide, in: Studia Migracyjne 40/1 (2014), 9–30. Zum Genre Auswandererbrief vgl. Ursula Lehmkuhl, Das Genre „Auswandererbrief“, in: Eve-Marie Becker u.a. (Hg.), De Gruyter-Handbuch Brief, Berlin 2020, 639–653.

kriminierung und wirtschaftlichen Erfolg, Zerrissenheit zwischen alter und neuer Heimat, Ängste, Hoffnungen, Stolz auf Erreichtes und auf die eigene ethnische Gruppe – machen Auswandererbriefe zu einer idealen Quelle, um Lebens- und Wissenswelten der emigrierten Deutschen zu rekonstruieren.

Aktuell umfasst die Deutsche Auswandererbriefsammlung knapp 12.000 zwischen 1800 und 2004 verfasste Briefe mit über 36.000 Briefseiten von 1.523 namentlich erfassten Briefschreiberinnen und -schreibern. Für die Anwendungsstudie stellten Ursula Lehmkuhl und Nora Isabelle Mergner eine Liste mit Auswandererbriefen des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts (1800–1930) zur Verfügung, diese umfasst insgesamt 8.299 Briefe aus 414 Briefserien. Die zu Grunde liegende Datenbank basiert auf der auch im Internet einsehbaren Übersicht über die Bestände der Deutschen Auswandererbriefsammlung.¹³ Sie enthält Angaben zu Namen, Herkunfts- und -region der Briefschreibenden, Umfang der Korrespondenz, Transkriptionen und zusätzliches Kontextmaterial, Zeitraum der Briefkorrespondenz und Wohnorte in den USA.

Die Geolokalisation deutscher Auswander*innen und ihrer Briefpartner*innen ist für die Erforschung der deutschen Emigration im ‚langen‘ 19. Jahrhundert von besonderer Relevanz, denn sie ermöglichen es, die Mobilitätsmuster nach der Migration sichtbar zu machen. Dies ist vor allem im Hinblick auf die Frage nach dem Zusammenhang von geographischer und sozialer Mobilität wichtig. Es kann beobachtet werden, dass Ausgewanderte, die eine hohe geographische Mobilität nach der Migration zeigen, auch in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht eine hohe *upward mobility* aufweisen. Das Thema „Mobilität nach der Migration“ soll unter Leitung von Ursula Lehmkuhl in zwei Forschungsprojekten mit Hilfe von digitalen Auswertungsmethoden untersucht werden. Auf der anderen Seite ist die Geolokalisation für die bürgerwissenschaftliche Erforschung der deutschen Auswanderung wichtig. So können regionale Cluster sowohl für die Herkunfts- als auch die Siedlungsorte identifiziert werden. Das ermöglicht eine gezielte Einbeziehung von Ortshistoriker*innen und regional arbeitenden Genealog*innen, wodurch die weitere biographische und Sacherschließung des Briefmaterials unterstützt werden soll. Die auf lokaler und regionaler Ebene Forschenden verfügen über Kenntnisse, die von unschätzbarem Wert sind, und sollen künftig in Erschließung, Identifikation und Kontextualisierung mit einbezogen werden. Die Deutsche Auswandererbriefsammlung beabsichtigt daher, auf Grundlage der durch Geolokalisation identifizierten regionalen Cluster bürgerwissenschaftliche Forschungsprojekte zu spezifischen Briefserien zu initiieren.

Tools der Geo-Identifikation

Geschichtliches Ortsverzeichnis (GOV)

Der bürgerwissenschaftliche Verein für Computergenealogie (CompGen) hat in den vergangenen Jahrzehnten ein auf flächendeckende Erfassung und größtmögliche Erschließungstiefe zielendes historisches Ortsverzeichnis entwickelt. Das GOV erfasst für Deutschland und viele andere Länder Ortsnamen (in variierenden Schreibweisen), kirchliche und staatliche Zuge-

13 <http://www.auswandererbriefe.de/quellenbestand.html> (1.3.2022).

hörigkeiten im Zeitverlauf sowie geographische Koordinaten in einer Form, die weit über andere Ansätze (GND, GeoNames) hinausgeht.¹⁴ Das 1992 von Heinz Augustin als „Genealogisches Ortsverzeichnis“ initiierte Projekt wurde im Jahr 1995 an CompGen übergeben und dort unter Einbeziehung einer Vielzahl von Familienforscher*innen zum „Geschichtlichen Ortsverzeichnis“ weiterentwickelt und mit Daten gefüllt. Eine web-basierte Anwendung steht seit dem Jahr 2000 zur Verfügung. Aktuell beträgt die Abdeckung auf Ebene der Siedlungsplätze (also unterhalb der Gemeinden) für das späte Kaiserreich etwa 80 Prozent.¹⁵ Insgesamt verzeichnet das GOV ca. 1,25 Millionen Einträge (Stand Juni 2021), die beständig ergänzt und erweitert werden. Bisherige räumliche Erschließungsschwerpunkte sind Europa, die USA sowie Australien.¹⁶

Ziel des Geschichtlichen Ortsverzeichnisses ist es, Siedlungen, Wohnplätze, Orte etc. eindeutig zu identifizieren. Da dafür allein ein Name nicht ausreichend ist, erfolgt die Einordnung in administrative Zusammenhänge, wobei an dieser Stelle klar zwischen verschiedenen Formen von politischer, kirchlicher und gerichtlicher Zugehörigkeit unterschieden wird. Da historische Daten einer Vielzahl von Veränderungen unterliegen, kann auch eine solche Einbettung in übergeordnete Ebenen Änderungen und Verschiebungen erfahren. Die in den Quellen vorgefundenen Namen müssen nicht eine Siedlung bezeichnen, sondern können ebenso auch auf Verwaltungseinheiten verweisen.

Das GOV enthält daher eindeutige Identifikatoren sowohl für Siedlungen als auch für administrative Objekte, die in ihren hierarchischen Kombinationen im zeitlichen Verlauf unterschiedliche, als topologische Beziehungen explizit modellierte Verbindungen eingehen können. Die räumlichen und zeitlichen Schwerpunkte bei der Erfassung von historischen Verwaltungsobjekten im GOV liegen im 20. und späten 19. Jahrhundert in Deutschland und dem östlichen Mitteleuropa. Zeiten werden als Zeiträume, nicht Querschnitte (*time slices*) modelliert.¹⁷ Entstanden ist ein hierarchisches Modell, das zwischen Siedlung und Administration trennt, beide Ebenen aber miteinander in Beziehung setzt – wobei auch Mehrfachverknüpfungen möglich sind, da eine Siedlung zeitlich etwa zu unterschiedlichen politischen und kirchlichen Administrationen gehören kann. Im Bereich des Semantic Web sind solche Identifikatoren in Form von Uniform Resource Identifier (URI) üblich. Das GOV bietet für Wohnplätze und Verwaltungsobjekte genau solche URIs zur eindeutigen Identifizierung an.

Aktuell verzeichnet das GOV für Siedlungen und Verwaltungseinheiten 276 Typen.¹⁸ Das zentrale Element im Modell ist das GOV-Objekt. Ein GOV-Objekt ist über seine Eigenschaften und über seine Beziehungen zu anderen GOV-Objekten definiert und wird über eine GOV-Kennung eindeutig identifiziert. Alle Beziehungen zwischen GOV-Objekten können eine zeitliche Komponente aufweisen. Für die Nutzer und Nutzerinnen umgesetzt wird die „geographische Zeitreise“ in Form einer Graphdatenbank.

14 Online unter: gov.genealogy.net (30.5.2021).

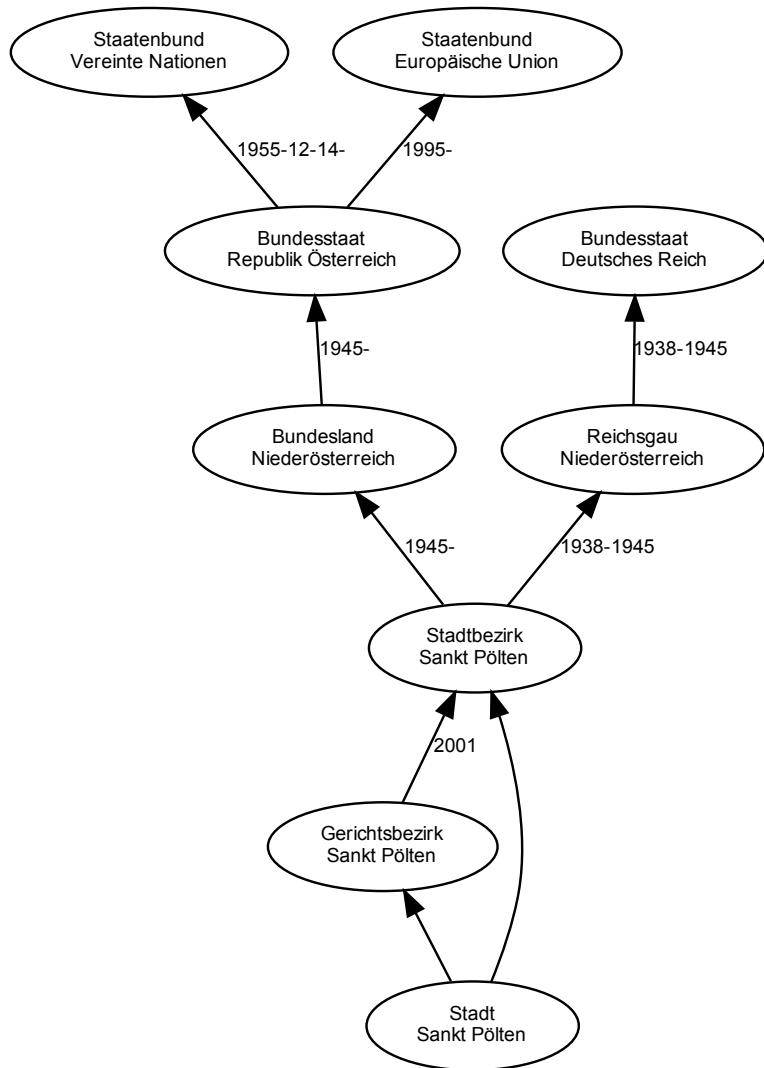
15 Genauer zur Abdeckung siehe: <http://wiki-de.genealogy.net/GOV#Umfang> (30.5.2021).

16 Die Daten für die USA und Australien stammen von der National Imagery and Mapping Agency (NIMA).

17 Jesper Zedlitz/Norbert Luttenberger, A Survey on Modelling Historical Administrative Information on the Semantic Web, in: International Journal on Advances in Internet Technology 7/3&4 (2014), 218–231.

18 Die Übersicht der Ortstypen findet sich unter: <http://gov.genealogy.net/type/list> (30.5.2021).

Abbildung 1: Visualisierung der Zugehörigkeiten und historischen Entwicklung der Stadt St. Pölten im GOV



Quelle: http://gov.genealogy.net/item/show/object_306817 (30.5.2021)

Zu den Orten selbst sind folgende Informationen im GOV erfasst: geographische Lokalisierung (Koordinaten und Position auf Karte)¹⁹, Eigenschaften (z.B. Bevölkerungsentwicklung,

¹⁹ Die Angabe der Geokoordinaten im GOV orientiert sich am World Geodetic System 84 (WGS84) oder am Europäischen Terrestrischen Referenzsystem 1989 (ETRS89). Vgl. Department of Defense, World Geodetic System 1984. Its definition and relationships with local geodetic systems, Rockville, MD, 1991.

Postleitzahl), deutschsprachige, fremdsprachige und/oder frühere Namen, Zugehörigkeit zu politischen, kirchlichen und/oder gerichtlichen Verwaltungsbezirken.²⁰

Um die wissenschaftliche Nachnutzung und die Überprüfbarkeit der Informationen zu garantieren, sind für die meisten im Rahmen des GOV erhobenen Daten und Metadaten die entsprechenden Quelleninformationen hinterlegt.²¹ Zudem wurden die Orte auch in anderen Datenbanken referenziert: So finden sich Links zu GeoNames und dem Amtlichen Ortschaften-/Ortsverzeichnis Bayern²². Aktuell weist das GOV 770.000 Verbindungen zu GeoNames auf. Schwieriger gestaltet sich die Anbindung an die GND, da dort bisher nicht eindeutig zwischen Verwaltungsobjekt (z.B. Gemeinde) und Siedlungsobjekt (z.B. Dorf) unterschieden wird. In der GND werden Orte als Geographika und als Körperschaften abgebildet, deren Geokoordinaten GeoNames entstammen.²³ Bei der Erfassung von Geographika werden hier Name, Quelle, die (administrative) Zugehörigkeit ohne zeitliche Dimension und Namensänderungen berücksichtigt, durch das Fehlen von ‚Zeitstempeln‘ werden teilweise neue Entitäten mit neuen ‚Charakteristiken‘ geschaffen; gerade dieser Modellierung setzt das GOV eine belastbare Alternative entgegen. Aus diesem Grund existieren aktuell nur 9.200 Verbindungen zur GND.

Dariah Geo-Browser (DGB)

Der Dariah Geo-Browser²⁴ besteht aus zwei Komponenten: einem Browser zur Daten-Visualisierung und einem Datasheet Editor zur Dateneingabe, Abfrage und Recherche. Er wird seit 2011 basierend auf den Entwicklungen von europeana4D und GeoTemCo²⁵ weiterentwickelt. Dem Selbstverständnis des Projekts zufolge²⁶ ermöglicht er „eine vergleichende Visualisierung mehrerer Anfragen und unterstützt die Darstellung von Daten und deren Visualisierung in einer Korrelation von geographischen Raumverhältnissen zu entsprechenden Zeitpunkten und -abläufen.“ Es soll also ermöglicht werden, zeitliche und räumliche Bezüge von Daten- und Quellsammlungen herzustellen und zu analysieren.

Listen von Ortsnamen werden im DARIOH-DE Getty Thesaurus Service nachgeschlagen. Somit stellt der DGB eine Benutzeroberfläche für Recherche und Visualisierung hauptsächlich für den Getty Thesaurus of Geographic Names (TGN) dar,²⁷ ermöglicht in der Einzelabfrage aber zugleich die Nutzung von GeoNames und OpenStreetMap.

Der TGN²⁸ soll das Katalogisieren, Recherchieren und Finden von Informationen über visuelle Werke und verwandte Themen unterstützen. Als Thesaurus ist TGN ein semantisches

-
- 20 Die Minimalanforderung an einen Datensatz für die Aufnahme in das GOV besteht in der Angabe des (Orts-) Namens und seiner Koordinaten bzw. einer administrativen Zuordnung.
 - 21 Zu jedem Eintrag im GOV können die Daten in rdf abgerufen werden. Beispiel-Link: <http://gov.genealogy.net/semanticWeb/about/KIRGTEJO3IVX> (Kirchspiel Telgte), 1.3.2022.
 - 22 <https://www.bavarikon.de/places?lang=de> (1.3.2022).
 - 23 Vgl. dazu: <https://wiki.dnb.de/pages/viewpage.action?pageId=127172808> (14.5.2021).
 - 24 Vgl. <https://geobrowser.de.dariah.eu/> (14.5.2021).
 - 25 <http://www.informatik.uni-leipzig.de:8080/geotemco/> (14.5.2021).
 - 26 Vgl. <https://geobrowser.de.dariah.eu/> (14.5.2021); <https://de.dariah.eu/geobrowser> (21.2.2022), mit dem folgenden Zitat.
 - 27 Vgl. <https://wiki.de.dariah.eu/display/publicde/Technische+Dokumentationen> (14.5.2021).
 - 28 Vgl. <https://www.getty.edu/research/tools/vocabularies/tgn/> (14.5.2021).

Netzwerk, das sich auf geographische Orte konzentriert, sowohl als administrative Einheiten als auch auf deren physische Merkmale. Inhaltlich fokussiert der TGN auf historische Daten und auf solche aktuellen Informationen, die das Katalogisieren und Auffinden von visuellen Werken erleichtern. Als Projekt des *Getty Research Institute* ist der TGN Teil der Getty Vocabulary Program (GVP) Ontology, ist also darauf ausgelegt, mit anderen Getty-Vokabularen wie dem Art & Architecture Thesaurus (AAT) kompatibel zu sein.²⁹ Da aus der Kunst und Architektur stammende Elemente dieser Ontologie sich auf Definitionen von Domänen und Bereichen von Objekt-Eigenschaften niederschlagen, ist die Logik des TGN-Modells nicht unmittelbar für eine eher akteursbezogene geschichtswissenschaftliche Perspektive eingängig. Der Thesaurus selbst hat die folgenden drei Beziehungen: Äquivalenzbeziehungen (Synonyme), hierarchische Beziehungen (Ganzes/Teil) und assoziative Beziehungen (verschiedene Arten von anderen Beziehungen). Er ist polyhierarchisch und mehrsprachig, enthält multikulturelle, historische, archivische und andere Arten von Namen und Informationen zu einem Ort. Jeder Datensatz im TGN wird durch dauerhafte, eindeutige numerische Bezeichner identifiziert. Im Dezember 2020 umfasste TGN 2,5 Millionen Datensätze und 4,1 Millionen Ortsnamen.³⁰

Anwendungsspektrum und Praxistest

Bevor mit der Identifikation der Ortsnamen begonnen werden kann, ist eine vorbereitende Bearbeitung erforderlich. Hierbei wurde besonderer Wert darauf gelegt, dass ein für beide Tools gleichermaßen anwendbarer Datensatz entsteht. Die im GOV angebotene Funktionalität einer Suche nach Schreibvarianten wird im Folgenden also nicht in die vergleichende Diskussion von Trefferzahlen einbezogen. Alle Schritte der Vorverarbeitung können mithilfe einer gängigen Tabellenkalkulation erfolgen.

Die amerikanischen Ortsverzeichnungen umfassen 832 Einträge zu Briefen oder Briefserien, diese liegen in der Form „(Kürzel für den Staat)-(Kürzel für den Bundesstaat), Ortsname“ vor, also z.B. „US-MI, Madison“. Die Zuordnung der Bundesstaaten erfolgte dabei aufgrund der im Projekt aus dem Briefmaterial eruierten Informationen. Nach der Vorverarbeitung (Entfernung von Duplikaten, Vereinheitlichung unterschiedlicher Schreibweisen, Trennung der Einzelangaben, Auflösung der in der Datenbank verwendeten Kürzel für die Bundesstaaten etc.) ergab sich eine bereinigte Datenmenge von nur noch 395 Einträgen.

Die deutschen Ortsnamen weisen eine ähnliche Struktur auf. Hier verzeichnet sind ebenfalls „Staat-Kürzel Bundesland, Ortsname“, also z.B. „D-NW, Unna“. Die Bereinigung der 399 Rohdatensätze folgte den gleichen Prinzipien, hier blieben 300 Ortsnamen für die Zuordnung erhalten, von denen 76 durch die Angabe eines Kreises oder anderer Zusätze näher bestimmt werden. Sowohl für die amerikanischen wie für die deutschen Angaben gilt, dass mit dem Vorkommen unauffindbarer, weil fehlerhaft verzeichneter oder dem falschen Bundesstaat oder Bundesland zugeordneter Orte gerechnet werden muss.

29 Vgl. Getty Vocabularies: Linked Open Data – Semantic Representation, <http://vocab.getty.edu/doc/gvp-lod.pdf> (14.5.2021).

30 Vgl. <https://www.getty.edu/research/tools/vocabularies/tgn/faq.html#number> (17.5.2021).

Sowohl im GOV als auch im DGB besteht die Möglichkeit einer Einzel- und einer Listenabfrage. Die Einzelabfrage ist deutlich zeitaufwendiger. Aber gleichzeitig kann durch die individuelle Entscheidung für jeden Datenpunkt die Qualität der Ergebnisse gesichert werden, und es muss keine nachträgliche händische Zuordnung bei Mehrfachtreffern oder Unsicherheiten erfolgen. Nach der Bereinigung der Daten bestand ein zweiter Arbeitsschritt darin, alle Orte einzeln im GOV und im DGB zu suchen. Gearbeitet wurde bei der Einzelabfrage im GOV mit der erweiterten Suchoption unter Nutzung der Typgruppe „Wohnplatz“. Im DGB kann bei der Einzelabfrage zwischen TGN, GeoNames und OpenStreetMaps gewählt werden. Gearbeitet wurde zunächst mit TGN, da auch die Listenabfrage des Data-sheet Editors ausschließlich TGN nutzt. Für Datenpunkte, zu denen TGN keinen Eintrag verzeichnete, wurden erneute Abfragen bei GeoNames und OpenStreetMaps durchgeführt. Eine Vorauswahl von Wohnplätzen, Siedlungen, Administration etc. ist innerhalb der Dariah-Einzelabfrage nicht möglich, so dass in der Ergebnisübersicht unter anderem auch Flüsse, Bezirke und Berge aufgeführt werden; die Selektion aus dieser Treffermenge muss individuell erfolgen. Nach der Identifikation des Ortes wurden die Geodaten und die GOV-ID bzw. die im DGB bereitgestellte Getty-ID händisch in die Datentabelle übernommen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen GOV und DGB besteht darin, dass das GOV über eine automatische Ortsnamenerkennung (Toponymresolution) verfügt, die regelbasiert den Informationsgehalt der Datenbank auch über den einzelnen Ortseintrag hinaus nutzt. Sie wurde von Dennis Sen als informatische Studienabschlussarbeit entwickelt³¹ und steht zurzeit als Beta-Version zur Verfügung.³² Der Informationsgehalt des GOV wird für mehrere kombinierbare Heuristiken genutzt: hierarchische Beziehungen (Telgte, Kreis Warendorf), Unschärfe von Benennungen (Telchde), Typ der Verwaltungs- oder Siedlungseinheit (Telgte, Gericht), geographische Nähe (Telgte bei Münster).

Für die Nutzung der Toponymresolution im GOV benötigt man eine csv-Datei im Format UTF8 unter Nutzung des Feldtellers Tabulator. Toponyme selbst können Wildcards („\?“, „*“) und explizite Markierungen von Unschärfe („\“)³³ enthalten. Es besteht die Option, die Abfrage auf bestimmte Typklassen (z.B. Wohnplatz, Gericht, Kirche) oder beliebige Kombinationen von ihnen einzuziehen. Ebenfalls möglich sind Sprachbeschränkungen und die Eingrenzung der Suche auf bestimmte Regionen (z.B. durch Angabe des Kreises) oder auf individuell definierte Zeiträume. Die Einbeziehung zusätzlicher Informationen zu den Ortsnamen erhöht die Trefferqualität der Toponymresolution im GOV. Gleichzeitig werden mögliche Fehler in der Datenaufnahme offensichtlich, denn stimmen Ortsangabe und Bundesland nicht überein, erfolgt keine Zuweisung. Diese fehlenden Identifikationen können dann gezielt an die Quellen zurückgegeben und einer neuerlichen Kontrolle unterzogen werden. Nach der Eingrenzung der Suchparameter und dem Hochladen der csv-Datei beginnt die Abfrage und gibt die Ergebnisse ebenfalls als csv-Datei aus. In dieser werden die Anzahl der Nennungen im Gesamtdatensatz (Frequency), Längen- und Breitengrad und die GOV-ID – jeweils unter Berücksichtigung der angegebenen Einschränkungen – verzeichnet.

31 Dennis Sen, Toponym Resolution on Historical Serial Sources, Master's Thesis, CAU Kiel 2016, DOI: 10.5281/zenodo.5703327 (9.12.2021).

32 <https://gov-dev.genealogy.net/toponymResolution> (9.12.2021).

33 Sen, Toponym Resolution, 38.

Für die Listenabfrage im Dariah-Browser von Geo-Koordinaten und die Identifizierung wird der Datasheet Editor (DGB) genutzt. Dieser ist primär für eine Darstellung der Orte im Geo-Browser erforderlich und ausgelegt.³⁴ Für die Auswahl wird im Datasheet Editor die Funktion „exact-match“ des DARIOH-DE Normdatendienstes genutzt,³⁵ der auf den TGN zugreift. Daher können an dieser Stelle die Geo-Koordinaten semi-automatisch ermittelt werden. Der Dariah-Browser unterscheidet sich von der GOV-Toponymresolution dadurch, dass die genannten Heuristiken (Hierarchie, Nähe, Schreibweisen und Ortstyp) nicht genutzt werden; Schreibvariationen müssen daher zwingend schon vor der Abfrage bereinigt werden, während die anderen Heuristiken in händische Einzelentscheidungen einfließen können. Damit Forschungsdaten im DGB summarisch identifiziert und visualisiert werden können, müssen diese im CSV-Format vorliegen. Mit dem Datasheet Editor³⁶ können die zu analysierenden Daten eingegeben oder eine bereits vorliegende csv-Datei importiert werden. Dafür ist es erforderlich, die Ortsnamen in eine Spalte mit dem Titel „Address“ einzutragen, zusätzlich ist die Anlage einer Spalte „Longitude“, „Latitude“ und „Getty-ID“ bereits in der csv-Datei sinnvoll.³⁷ Wichtig an dieser Stelle ist die Berücksichtigung der Groß- und Kleinschreibung. Für den DGB muss die csv-Datei im UTF8-Format und mit Kommata als Trennzeichen gespeichert sein.³⁸ Werden bei der TGN-Abfrage mehrere Einträge gefunden, übernimmt der Datasheet Editor jeweils die Koordinaten des ersten Treffers in die Tabelle. Falls der ermittelte Ort nicht der gewünschte Ort ist, gibt es die Option per Dropdown-Menü den ‚richtigen‘ Eintrag händig aus der Treffermenge zu wählen. Die georeferenzierten Daten können abschließend als csv-Datei heruntergeladen werden, parallel erfolgt die Speicherung der erstellten Abfragen als csv-Datei und Datasheet über das jeweilige Nutzerkonto (Own-Storage). Für jedes Projekt vergibt der DGB zudem eine interne Projekt-ID.³⁹

Ergebnisse

Einzelabfrage

Tabelle 1 stellt die Trefferanzahl der beiden Tools bei händischen Abfragen dar. Die Ergebnisse wurden in drei Kategorien eingeteilt: Entweder wurde ein Ort richtig zugeordnet („gefunden“), oder es gab keinen passenden Treffer („nicht gefunden“), oder es wurden mehrere mögliche Orte identifiziert („uneindeutig“). In beiden Teildatenbeständen war ein knappes

³⁴ Dafür erforderlich ist jedoch eine Anmeldung bzw. Registrierung, diese erfolgt mit einem DARIOH-Account oder mit jedem anderen eduGAIN Föderations-Account.

³⁵ Vgl. <https://wiki.de.dariah.eu/display/publicde/DARIOH-DE+Normdatendienste> (25.5.2021); alternativ könnte auch eine Autocomplete-Funktion genutzt werden.

³⁶ Vgl. <http://geobrowser.de.dariah.eu/edit> (25.5.2021).

³⁷ Diese können auch nachträglich mit Hilfe des Datasheet Editors generiert werden.

³⁸ Die Beschreibung der für die csv-Datei erforderlichen Variablen kann durch Klicken des „How to fill the table“-Buttons rechts vom Datasheet im Datasheet Editor geöffnet werden. Es müssen nicht alle Felder ausgefüllt werden, um ein Datasheet zu erstellen.

³⁹ Die DGB Projekt-ID scheint nicht statisch zu sein, denn mit der Umstellung auf die Version 3.6 hat sich das Format der IDs der Datensätze leicht geändert. Alle ‚alten‘ Datensatzreferenzen blieben erhalten, sind aber nur noch lesbar und nicht mehr editierbar, erst nach einer Migration können sie erneut bearbeitet werden (<https://geobrowser.de.dariah.eu/beta/doc/de/datasheet.html>, 25.5.2021).

Fünftel der Orte weder mit dem einen noch dem anderen Tool eindeutig aufzufinden. Bei den übrigen gelang die Suche mit GOV besser als mit dem Dariah-Browser. Vom in GOV nicht auffindbaren Rest konnte ein Teil im Dariah-Browser gefunden werden und umgekehrt, sodass bei der händischen Arbeit sicherlich zu empfehlen ist, beide Tools nacheinander zu nutzen.

Tabelle 1: Vergleich der Suchergebnisse im GOV und im DGB bei händischer Suche, US- und deutscher Datensatz (in Prozent)

GOV	DGB			Gesamt
	gefunden	uneindeutig	nicht gefunden	
US-Daten (N=395)				
gefunden	64	11	0	75
uneindeutig	4	3	0	7
nicht gefunden	2	7	9	18
Gesamt	70	21	10	100
Deutsche Daten (N=300)				
gefunden	56	16	7	79
uneindeutig	5	6	3	14
nicht gefunden	0	1	6	7
Gesamt	61	22	16	100

Im GOV dauert eine Suchabfrage maximal 10 Millisekunden. Die eventuell daran anschließende Selektion der Treffer kann unter freier Verwendung der Filterfunktion übersichtlich und zügig erfolgen.

Von den 395 amerikanischen Ortsnamen konnten bei der händischen Einzelabfrage im GOV 296 (75 Prozent) eineindeutig zugeordnet werden. 28 Datenpunkte (7 Prozent) konnten im jeweils verzeichneten Bundesstaat mehrfach nachgewiesen werden; hier bräuchte es weiterführende Informationen (z.B. Angabe des County). Datenpunkte, die ganz ohne Treffer blieben, wurden in der Kategorie „nicht gefunden“ zusammen mit solchen Einträgen gezählt, wo sich die betreffenden Orte zwar in den USA befinden, aber Bundesstaat und Ortsangabe nicht passend sind. In diesen Fällen ohne Zuordnung im angegebenen Bundesstaat erfolgt eine erneute Überprüfung anhand des Quellenmaterials.

Im DGB wurden für die amerikanischen Daten je Eintrag in der Einzelabfrage durchschnittlich 107 Treffer erzielt, was vor allem in der fehlenden Kombinationsmöglichkeit von Namen und Bundesstaat begründet ist. Dadurch erhöht sich die Treffermenge exponentiell, was sich auch in der Dauer der Suchanfrage widerspiegelt: Im Schnitt dauerte die Ergebnisausgabe je Datenpunkt etwa 30 Sekunden. Alle Treffer werden als Dropdown-Liste angezeigt, ohne dass weitere Filtermöglichkeiten eine Einschränkung der Treffermenge bzw. Begrenzung z.B. auf einzelne Staaten zulassen. Das manuelle Durchsuchen der Treffermenge gestaltet sich, etwa im Fall von San Francisco (647 Treffer), mühsam und zeitaufwändig. Erschwerend bei der händischen Selektion der Treffer wirkt sich die Tatsache aus, dass eine interne Sortierung der Treffermenge beim DGB nicht zweifelsfrei zu erkennen ist.

Abbildung 2a: Ergebnisse des GOV und des DGB in der Einzelabfrage amerikanischer Orte

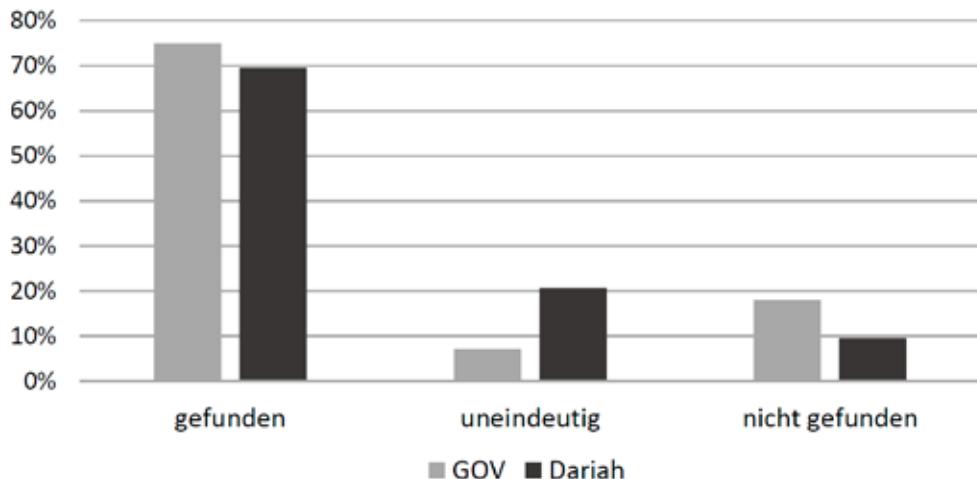
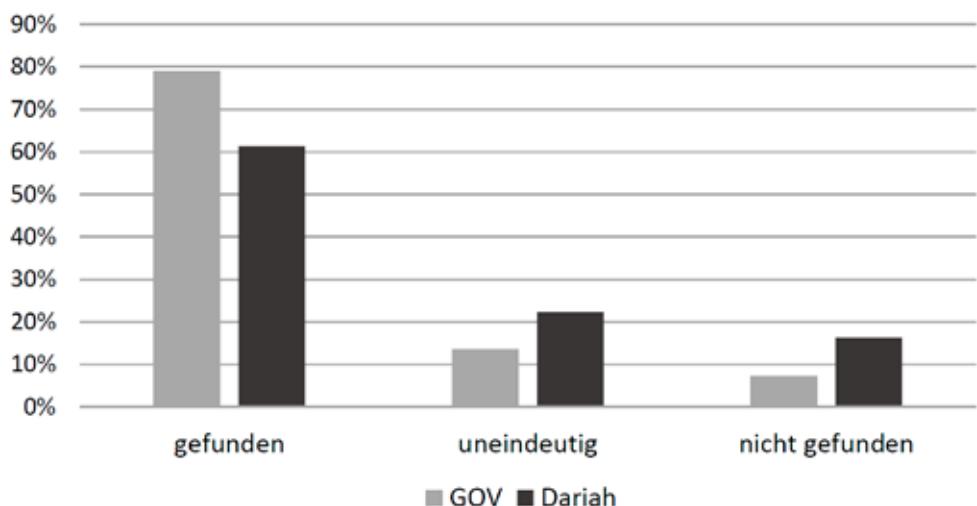


Abbildung 2b: Ergebnisse des GOV und des DGB in der Einzelabfrage deutscher Orte



Quelle: Eigene Darstellung auf Basis von Tabelle 1.

Eine eineindeutige Identifizierung nach händischer Selektion der Gesamttreffermenge erreicht der DGB bei den amerikanischen Ortsnamen, ausschließlich unter Einbeziehung des TGN, für 275 Datenpunkte (70 Prozent); nur 10 Prozent (38 Datenpunkte) können keinen Eintrag vorweisen. Überprüft man die fehlenden Einträge mit einem der beiden anderen Gazetteers, verringert sich die Anzahl der fehlenden Einträge kaum; für nur vier Datenpunkte bietet OpenStreetMaps zusätzliche Treffer an, während GeoNames die Trefferanzahl nicht erhöht.

Bei den deutschen Ortsnamen erweist sich die Möglichkeit der phonetischen Suche,⁴⁰ wie sie das GOV anbietet, als besonders hilfreich, da die Schreibung der Umlaute durchaus variiert und in der häufig vorgefundenen Umschreibung (ae, oe, ue) zunächst keine Zuordnung erfolgt. Gleichermaßen gilt etwa für Schreibungen mit „K“ oder „C“.

Von den 300 deutschen Ortsnamen können mit Hilfe eines analogen Vorgehens wie bei den amerikanischen Ortsnamen mit dem GOV 237 (79 Prozent) eindeutig identifiziert werden, lediglich bei 22 Datenpunkten (7 Prozent) gelang in der Einzelabfrage keine Zuordnung. Für einige der deutschen Ortsnamen besteht die Schwierigkeit des mehrfachen Vorhandenseins eines Ortsnamens in einem Bundesland (41 Datenpunkte, 14 Prozent). Da die administrativen Zugehörigkeiten in allen Fällen vorhanden sind, würde die Zuweisung eines Kreises diese Zahl wahrscheinlich deutlich verringern.

Bei Dariah ist in der Einzelabfrage die durchschnittliche Anzahl der Treffer bei den deutschen Orten deutlich geringer als bei den amerikanischen. Im Schnitt werden je Abfrage 20 Treffer erzielt. Auf Grund der deutlich geringeren Treffermenge je Datenpunkt bei den deutschen Orten verkürzt sich die Abfragezeit je Eintrag auf ca. vier Sekunden. Erschwerend für eine eindeutige Zuordnung im DGB ist die Tatsache, dass im DGB-Datenbestand bei den deutschen Ortsnamen nicht analog wie bei den amerikanischen Ortsnamen eine Zuordnung zu Verwaltungseinheiten vorgenommen wurde, sodass jeweils nur Land und Bundesland aufgeführt werden. Selbst eine nähere Bestimmung des Ortes durch Angabe des Kreises könnte infolgedessen keine genauere Zuordnung ermöglichen. Auf Grund der fehlenden Metadaten liegt der Anteil der eineindeutig identifizierten Ortsnamen im DGB deutlich unter dem Ergebnis des GOV.

Listenabfrage

Tabelle 2 stuft analog zu Tabelle 1 die Ergebnisse der automatischen Tools ein. Dabei kommt auch die Kategorie „Fehler“ vor – hiermit ist gemeint, dass die Toponymresolution bzw. die Suche über den Datasheet Editor ein eindeutiges Ergebnis liefert, das aber vom Ergebnis der händischen Recherche abweicht. Schaut man zunächst auf die Fehlerraten, sieht man am amerikanischen Material unbefriedigende Ergebnisse sowohl für das GOV als auch für den DGB, allerdings aus unterschiedlichen Gründen. Das GOV findet automatisch über die Hälfte der Orte, allerdings bei einer Fehlerrate von einem Zehntel. Der Dariah-Browser bietet dagegen nur wenige eindeutige Ergebnisse, und von diesen ist dann auch noch ein Fünftel falsch. Wer beide automatischen Tools kombiniert, hat kaum einen Vorteil gegenüber der alleinigen Nutzung der GOV-Toponymresolution: Von 163 im GOV nur uneindeutig oder gar nicht gefundenen Orten entdeckt die DGB-Automatik nur acht richtig und fünf falsch. Empfehlenswert für US-Daten dürfte es sein, in einem ersten Lauf die Toponymresolution einzusetzen, die Ergebnisse aber zu überprüfen und mit beiden Tools händisch weiterzuarbeiten.

Für Deutschland sind die Ergebnisse beim GOV anders und deutlich besser. 13 Fehler (etwa 4 Prozent) bei 300 Fällen wird man möglicherweise tolerieren können – nicht zu Ver-

40 Grundlegend basiert die phonetische Suche in GOV auf: https://kowa.hs-augsburg.de/beispiele/db/postgresql/volltext/phonet/dict_phonet/phonet/ (29.4.2021).

öffentlichungszwecken, aber doch für die Erstellung interner Findmittel. Mit 250 Treffern von 300 nimmt die Toponymresolution den Nutzern und Nutzerinnen durchaus spürbar Arbeit ab. Die automatischen Funktionen des Dariah-Browsers führen zwar auch nur noch zu wenigen Fehlern, ergeben aber deutlich weniger eindeutige Treffer. Für die Funktionsweise des Dariah-Browsers kennzeichnend sind die vielen uneindeutigen Ergebnisse: Man bekommt fast in drei Vierteln der Fälle Vorschlagslisten, aus denen man von Hand den richtigen Ort heraussuchen muss. Der Dariah-Browser erweist sich damit als geeignetes Tool für ein semiautomatisches Vorgehen für den Fall, dass man sich von vornherein für ein händisches Durchkorrigieren entscheidet.

Tabelle 2: Anzahl von Suchergebnissen im GOV und im DGB bei automatisierter Suche, US- und deutscher Datensatz (in Prozent)

GOV	DGB				
	gefunden	uneindeutig	nicht gefunden	Fehler	Gesamt
US-Daten (N=395)					
gefunden	9	34	4	1	49
uneindeutig	1	13	5	1	19
nicht gefunden	1	16	4	1	22
Fehler	1	9	1	0	10
Gesamt	12	73	13	2	100
Deutsche Daten (N=300)					
gefunden	32	32	17	2	83
uneindeutig	1	1	1	0	4
nicht gefunden	0	6	2	0	8
Fehler	0	3	1	0	4
Gesamt	34	42	21	3	100

Die praktische Funktionalität der beiden Systeme unterscheidet sich also. Bei der Listenabfrage im DGB wird die vorhandene Tabelle automatisch mit Koordinaten und Getty-IDs gefüllt. Unterhalb der tabellarischen Ansicht werden die Zuordnungen unter der Überschrift „Place selection“ detailliert aufgelistet. Hier offenbart sich zunächst die Schwierigkeit, dass die Sortierung der Einträge nicht der zuvor hochgeladenen tabellarischen Übersicht entspricht; interne IDs werden nicht mitgeführt und auch die zusätzliche Verzeichnung von Bundesländern oder Staaten erscheint nicht. Die Darstellung der Ergebnisse beschränkt sich somit auf den Ortsnamen (in der Spalte „Address“) und in einem Dropdown-Menü die Auflistung der potentiellen Zuordnungen.

Bei einem großen Teil der Zuweisungen von Ortsnamen im DGB kommen mehrere Möglichkeiten in Betracht. Da der DGB bei der Auswahl der vorgeschlagenen Zuordnung einem Zufallsprinzip folgt, stimmt nur ein kleinerer Teil davon mit dem gewünschten Ort überein. Diese Vorschläge sollten also nicht ohne Überprüfung genutzt werden; sie werden hier zu den uneindeutigen Treffern gezählt. Eine annähernd zweifelsfreie Identifikation innerhalb der

Abbildung 3a: Ergebnisse der Listenabfrage amerikanischer Orte im GOV und im DGB

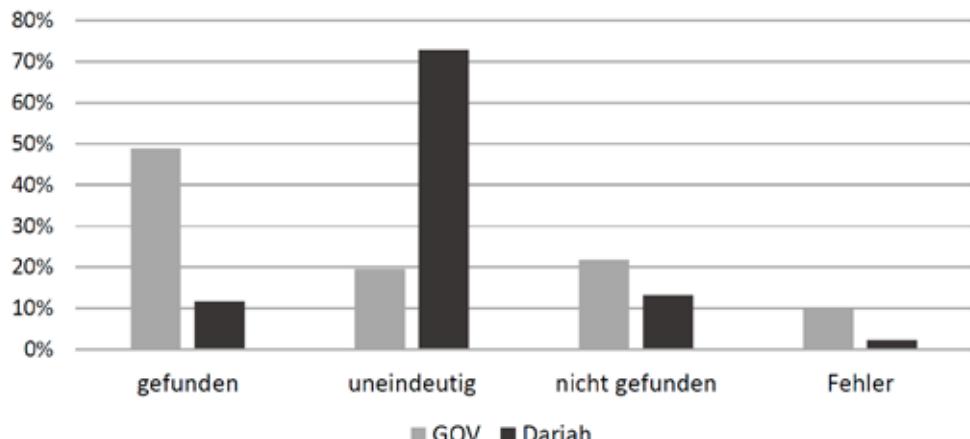
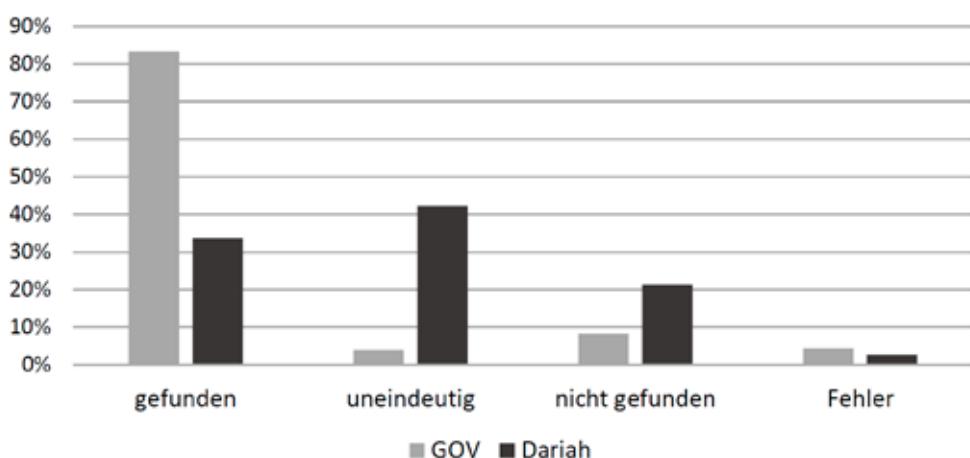


Abbildung 3b: Ergebnisse der Listenabfrage deutscher Orte im GOV und im DGB



Quelle: Eigene Darstellung auf Basis von Tabelle 2.

Listenabfrage des DGB erscheint vor diesem Hintergrund nur möglich, wenn es weltweit nur einen Ort mit entsprechendem Namen und derselben Schreibweise im gesamten TGN gibt. Auch die Anzahl der möglichen Zuordnungen ist nicht in der Übersichtsdarstellung ersichtlich. Dies wäre theoretisch von Vorteil, da Datenpunkte mit nur einem Treffer unter Umständen nicht nochmals überprüft werden müssten. Jedoch weisen jeweils etwa ein Viertel dieser Zuordnungen im DGB ebenfalls Unsicherheiten auf, da sie beispielsweise auf einen Bahnhof oder Kreis und nicht einen Wohn- oder Siedlungsplatz verweisen.

Die Listenabfrage des GOV (Toponymresolution) bietet demgegenüber deutliche Vorteile: Durch die Einbeziehung zusätzlicher Informationen (z.B. Bundesland, Kreis, „in der Nähe“,

„bei“ etc.) können sehr viel mehr eindeindeutige Zuweisungen erzielt werden, die keiner händischen Nachkontrolle bedürfen. Problematisch an der Listenabfrage im GOV sind die aktuell noch erheblichen Laufzeiten (mehrere Minuten bei ca. 300 Datensätzen). Betont werden muss, dass aufgrund der Datenlage die Ergebnisse für die deutschen Orte deutlich belastbarer sind als bei den amerikanischen Ortsnamen.

Visualisierung und Datenexport

Im GOV erfolgt innerhalb der Einzelabfrage zunächst eine Visualisierung der möglichen Treffer auf einer OpenStreetMap-Karte. In der Detailansicht eines selektierten Ortes können die Nutzer*innen dann zwischen unterschiedlichem Kartenmaterial wählen und dieses auch exportieren. Zur Verfügung stehen Google Earth als kml-Datei (Download) sowie die Visualisierung in GoogleMaps, OpenStreetMaps, wikimapia und MapQuest (Browser); ebenfalls erfolgen kann eine Verknüpfung mit dem Virtuellen Kartenforum 2.0, betrieben von der SLUB Dresden.⁴¹ Registrierten Nutzer*innen bietet sich zudem die Möglichkeit der Nutzung von historischen Messtischblättern. Die Registrierung ist kostenlos möglich; es genügt die Angabe einer E-Mail-Adresse. Die in der Listenabfrage generierte csv-Datei kann problemlos in unterschiedliche Formate (GIS-Systeme) übernommen werden.

Eine Visualisierung von Einzelabfragen im DGB ist nur möglich, wenn der Treffer in das DataSheet übernommen wird. Bei der summarischen Abfrage kann nach Kontrolle und Zuweisung im DGB die Gesamttabelle inklusive Koordinaten und Getty-ID als csv-Datei heruntergeladen werden, wie auch die Visualisierung im Geo-Browser selbst erfolgen. Es besteht aber nicht die Möglichkeit, in der Einzelabfrage identifizierte Ortsinformationen automatisch in das Datasheet zu überführen. Somit muss zuerst die Tabelle gefüllt sein, an der dann händisch Änderungen und Zuweisungen vorgenommen werden können. Der umgekehrte Weg einer Identifikation und daran anschließenden Aufnahme der Informationen ist nicht vorgesehen.

Für die Visualisierung der im Datasheet Editor generierten Ergebnisse steht im DGB unterschiedliches Kartenmaterial zur Verfügung. Als Grundkarte nutzt auch der DGB Open-StreetMap, daneben stehen zeitlich differenzierte Umrisskarten zur Auswahl. Diese historischen Karten wurden im Rahmen des Projekts europeana4d entwickelt bzw. als Public Domain-Material genutzt und über den GeoServer von Dariah zur Verfügung gestellt.⁴² Zusätzlich legt der DGB einen Schwerpunkt auf die Kombination von Raum und Zeit. In diesem Zusammenhang bietet die Visualisierung den Vorteil, dass die Datensätze mit Zeitpunkten bzw. Zeiträumen versehen und in der graphischen Umsetzung mit Filter- und Selektionsoptionen verknüpft werden können. Des Weiteren steht die Möglichkeit einer Animation der geographischen Einträge im Zeitverlauf zur Verfügung. Vorteilhaft an dieser Stelle ist die Möglichkeit, auch Datensätze aus mehreren Dateien gleichzeitig zu visualisieren. Ebenso können bereits bestehende Dateien (csv; kml/kmz) direkt in den Browser geladen werden. Im DGB visualisierte Daten können als kml-Dateien, die Visualisierung selbst hingegen nicht heruntergeladen werden.

41 <https://kartenforum.slub-dresden.de/vkviewer/?welcomepage> (7.6.2021).

42 <https://ref.de.dariah.eu/geoserver/web/> (25.5.2021).

Zusammenfassung

Um mit einem der beiden vorgestellten Tools arbeiten zu können, müssen die Daten eine gewisse Struktur aufweisen, die es dann aber ermöglicht, die gleichen Daten ohne großen Aufwand in unterschiedlichen Verfahren abfragen zu können. Die Datenaufnahme sollte einheitlich erfolgen – für die Nachnutzung hilfreich ist das Vermeiden von Abkürzungen und Sonderzeichen, die getrennte Aufnahme von Zusatzinformationen und die strikte Trennung von Datenpunkten (keine Mehrfachbezeichnungen in einer Zelle). Die Datenstruktur selbst orientiert sich damit (auch in einer Excel-Tabelle) an der Logik relationaler Datenbanken, das heißt sie sollte redundanzfrei und konsistent sein.

In der Listenabfrage des GOV ist es möglich, hierarchische Informationen (z.B. administrative Strukturen) zu berücksichtigen, ergänzt um die Option einer phonetischen Suche bzw. einer Suche nach ähnlichen Schreibweisen (sowohl in der Einzel- als auch der Listenabfrage). Allein diese Faktoren machen die Suche und damit auch die Abfrageergebnisse deutlich belastbarer als dies im DGB der Fall ist. Hier scheint das GOV optimal an die Bedürfnisse von Historikern und Historikerinnen angepasst, die häufig vor dem Problem unsicherer Schreibweisen, Namensvarianten oder fehlerhafter Transkriptionen stehen. Die Einbeziehung zusätzlicher Informationen zu Ortsnamen und die bereits vor der Abfrage bestehende Möglichkeit, Filterfunktionen zu nutzen, erhöht die Trefferqualität der Abfrage im GOV. Werden beispielsweise die deutschen Ortsnamen ohne die Angabe von Bundesländern abgefragt, erhält man für 63 Prozent eine richtige Zuweisung, wird hingegen die Bundeslandangabe integriert, erhöht sich der Anteil korrekter Ergebnisse auf 79 Prozent. Gleichzeitig werden mögliche Fehler in der Datenaufnahme offensichtlich, denn stimmen Ortsangabe und Bundesland nicht überein, erfolgt keine Zuweisung in anderen Bundesländern.

Der DGB erweist sich in der Listenabfrage und der Zuweisung der dort erzielten Ergebnisse als problematisch. Als besonders hemmend muss die Vorab-Zuordnung der Ergebnisse auf den zufällig ersten Treffer gesehen werden. Dasselbe gilt für die fehlende Option, die Abfrage um Metadaten zu ergänzen oder eine vorangehende Eingrenzung der Suchparameter vorzunehmen. Die rein zufällige Zuweisung von Treffern in der Listenabfrage zwingt die Nutzer*innen sämtliche Ergebnisse einzeln zu überprüfen. In diesem Fall bietet die Listenabfrage keine Vorteile gegenüber der Einzelrecherche, doch nur an dieser Stelle besteht die Möglichkeit den Datensatz zu exportieren, um ihn in GIS-Systemen weiter zu visualisieren. Somit sind die Nutzenden gezwungen, den Datasheet Editor zu verwenden. Der Mehraufwand der nachträglichen Ergebniskontrolle wiegt den Mehrwert einer mit Koordinaten und Getty-ID gefüllten csv-Datei dabei kaum auf. In Einzelfällen ist es zudem erforderlich, direkt auf den TGN zurückzugreifen, um Unsicherheiten in der Zuweisung ausschließen zu können. Auch an dieser Stelle bietet das GOV eine größere Nutzerorientierung, denn nach der Listenabfrage können über die GOV-ID direkt weiterführende Informationen zu einem Datensatz abgefragt werden.

Abschließend kann konstatiert werden, dass beide Tools in der Einzelabfrage ähnliche Resultate erzielen, was auf eine ähnliche Raumabdeckung hindeutet. Im Fall von relativ wenigen Datensätzen sind sie zudem in ihrer Anwendbarkeit vergleichbar. Forschenden, die mit größeren Datensammlungen arbeiten wollen, bietet die Listenabfrage des GOV hingegen deutlich bessere Nutzungsoptionen. Filterfunktionen, die Einbeziehung von Metadaten und die detaillierte Verzeichnung der raum-zeitlichen Entwicklung von Ortsnamen machen

das GOV zu einer geeigneten Rechercheplattform für historische Ortsnamen, während insbesondere der zeitliche Korrektur- und Kontrollaufwand bei der Listenabfrage im DGB dessen praktische Anwendbarkeit stark einschränkt. Selbst wenn im Fall einer händischen Korrektur die Ergebnisse des DGB ebenfalls belastbar erscheinen, weist er zusätzlich die Schwäche auf, dass die sich wandelnden (administrativen) Beziehungen von Siedlungen nur eingeschränkt und ausschließlich über den Umweg TGN sichtbar gemacht werden können, während die im GOV hinterlegten Metadaten deutlich über andere Normdatensätze hinausgehen und vor dem Hintergrund der intensiven Weiterentwicklung und Betreuung durch Bürgerwissenschaftler*innen das GOV zu einem attraktiven Werkzeug für Historiker*innen werden lassen.

Time Machine Leipzig

Digitale Bürgerwissenschaft als Beitrag zur urbanen Sozialgeschichte

Das internationale Konsortium *Time Machine* will die europäische Geschichte der vergangenen Jahrhunderte durch Computersimulation „zum Leben erwecken“: „Invigorating the Big Data of the past“ lautet das ambitionierte Credo der Initiatoren der *Time Machine*. Einen essentiellen Beitrag für dieses Vorhaben liefern die *Local Time Machines*, die ortsgebunden die Digitalisierung und Visualisierung historischer Quellen vorantreiben. Langfristig sollen geschichtlich Interessierten virtuelle Stadttouren ermöglicht werden, bei denen sie die diachrone Wandlung des Stadtraums nachverfolgen können. Technisch steht dahinter die Idee, bereits existierende historische Datenbanken durch Digitalisierung weiterer Quellen zu vergrößern und bestehende Überlieferungslücken durch eine von *Time Machine* entwickelte Simulationsengine zu schließen.¹ Für die populäre Beschäftigung mit Geschichte ist die Zielsetzung von *Time Machine* also zweifellos reizvoll. Man denke zum Beispiel an die Möglichkeiten, die *Time Machine* im Stadtmarketing oder im Game-Design eröffnet.² Als Historiker*in begegnet man diesem Ansatz hingegen freilich mit Skepsis. Schließlich besteht eine Kernherausforderung geschichtswissenschaftlichen Arbeitens darin, Überlieferungslücken zum Trotz adäquate und intersubjektiv nachvollziehbare Aussagen über die Vergangenheit zu treffen.³ Im Gegensatz dazu scheint *Time Machine* die Idee zu vertreten, historische Überlieferungslücken ließen sich im Stile einer Interpolation ausfüllen, wenn man den Computer zuvor nur mit ausreichend Daten füttert. Aus historiografischer Perspektive sollte man also kritisch hinterfragen, ob *Time Machine* die „Big Data of the Past“ eher zum Leben erwecken oder eher erschaffen möchte.

Das bis hierhin Gesagte mag den Eindruck erwecken, der Autor dieses Textes wolle es dem lautstarken *Time-Machine*-Kritiker Urs Hafner gleich tun und dem Vorhaben einen nennenswerten Nutzen für die Geschichtswissenschaft absprechen.⁴ Im Gegenteil: Freilich wird geschichtswissenschaftliche Forschung ausschließlich durch die Interpretation und Analyse von echten historischen Quellen betrieben. Bilden aber nicht exakt solche Quellen das Funda-

DOI: 10.25365/rhy-2021-15



Moritz Müller, Citizen-Science-Plattform *Bürger schaffen Wissen*, Museum für Naturkunde Berlin, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung, Invalidenstraße 43, 10115 Berlin, Deutschland,
moritz.mueller@mfn.berlin

1 <https://www.timemachine.eu/about-us/> (8.2.2022).

2 Man denke hier insbesondere an die bekannte Videospielserie *Assassin's Creed*.

3 Johann Gustav Droysen, Grundriss der Historik, in: Ders., Historik: Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, Berlin 2021, 317–366.

4 Urs Hafner, Der Irrtum der Zeitmaschinisten, 27.5.2016, <https://www.nzz.ch/feuilleton/zeitgeschehen/digital-history-historiografie-des-zeitpeils-ld.85000> (8.2.2022).

ment von *Time Machine*? Schmälern die darauf aufbauende Simulation und die gleichzeitige populärwissenschaftliche Nutzung den historiografischen Wert dieser Quellen? Gerade mit Blick auf den dürftigen Digitalisierungsstand deutschen Archivguts sollten Historiker*innen über das Forschungspotential einer Beteiligung an *Local Time Machines* nachdenken.

Um diesen Gedanken konsolidiert sich seit 2019 auch in Leipzig eine *Local Time Machine*. Beteiligt sind neben Sozialhistoriker*innen auch Akteur*innen aus der populären Genealogie, der Archivlandschaft und den Digital Humanities. Hauptanliegen ist zunächst, eine breite Öffentlichkeit für die Digitalisierungsvorhaben der *Time Machine Leipzig* zu interessieren und zur Mitarbeit zu motivieren. Aufgrund positiver Erfahrungen in der Citizen Science besteht der Partizipationsanreiz der beteiligten Sozialhistoriker*innen in der langfristigen Unterstützung und strukturierten Bündelung bürgerwissenschaftlicher Digitalisierungsvorhaben. So legten Citizen Scientists in Vorgängerprojekten bereits genealogische Datenbanken der Leipziger Einwohnerschaft an.⁵ Durch fachwissenschaftlich moderiertes Crowdsourcing und semi-automatisierte *Record Linkage* sollen die genealogischen Daten der Leipziger Einwohnerschaft langfristig um Informationen zur sozialräumlichen Verteilung und ökonomischen Stellung ergänzt werden. Für die empirische Sozialgeschichte ist dies eine äußerst vielversprechende Aussicht: Die aufschlussreichsten empirischen Studien der vergangenen Jahrzehnte arbeiteten mit genealogischen Mikrodaten. Sie erforschten den kausalen Nexus von familiärer Verflechtung und sozialer Klassenbildung, konzentrierten sich dabei allerdings vorrangig auf den ländlichen Raum. Die fachwissenschaftliche Beteiligung an der *Time Machine Leipzig* zieht ihre Motivation aus dem Anliegen, den Ansatz der ländlichen Forschung auf Leipzig zu transponieren und damit ein lange währendes Forschungsdesiderat der empirischen Sozialgeschichte aufzugreifen.

Die Genealogie in der empirischen Sozialgeschichte – ein Stadt-Land-Gegensatz

Die sozialgeschichtliche Forschung zur ländlichen Gesellschaft hat den Zusammenhang verwandtschaftlicher Platzierungsstrategien und sozialer Fragmentierung im 19. Jahrhundert bereits in den 1980er Jahren thematisiert und empirisch erforscht. So wird bei Kocka et al. evident, dass der sozioökonomische Status respektive die Herkunft von Ehepaaren korreliert.⁶ Maßgebliche Motive der Ehepartnerwahl waren Statuserhalt oder sozialer Aufstieg. Das Interesse am Zusammenhang von verwandtschaftlichen Strukturen und klassenmäßiger Fragmentierung steht insbesondere bei David Sabean's Untersuchung familialer Verflechtungen im württembergischen Dorf Neckarhausen im Zentrum. Sabean beobachtet in Neckarhausen die Formierung sozial endogamer Verwandtschaftskreise. Diese Beobachtung generalisierend, deutet Sabean die Konstituierung verwandtschaftlicher Netzwerke als basalen strukturellen Mechanismus der Ausdifferenzierung der Klassengesellschaft im Europa des 19.

5 https://www.buergerschaffenwissen.de/projekt/altes-leipzig; http://wiki-de.genealogy.net/Kartei_Leipziger_Familien (8.2.2022).

6 Jürgen Kocka u.a., Familie und soziale Plazierung. Studien zum Verhältnis von Familie, sozialer Mobilität und Heiratsverhalten an westfälischen Beispielen im späten 18. und 19. Jahrhundert, Wiesbaden 1980.

Jahrhunderts.⁷ Gerade für die in jüngerer Zeit erschienenen Arbeiten zur Gliederung ländlicher Gesellschaften war die Neckarhausen-Studie Sabbeans wegweisend.⁸ Für die historische Forschung zur städtischen Gesellschaft spielt Sabean dagegen eine bestenfalls untergeordnete Rolle. Ein Aufleben einer auch genealogische Daten bearbeitenden Stadtgeschichte war in den vergangenen Jahren jedenfalls nicht zu beobachten. Grundsätzlich scheint sich die deutsche Historiografie dem urbanen Lebensraum vorrangig aus kultur-, struktur- und ereignisgeschichtlicher Perspektive zu nähern.⁹

Dass die Analyse der typisch genealogischen Mikrodaten zu Lebenslauf und Familie bislang primär eine Arbeitsmethode der Sozialgeschichte des ländlichen Raumes war, verwundert nicht. So ist es allein schon aus forschungsökonomischen Gesichtspunkten nachvollziehbar, dass mit personenbezogenen Mikrodaten arbeitende Historiker*innen sich bislang vorrangig auf den ‚übersichtlicheren‘ ländlichen Raum konzentrierten. Für ein Dorf oder ein Kirchspiel mag aufgrund der geringen Einwohnerzahl die Erstellung und Analyse genealogischer Datenbanken arbeitsökonomisch vertretbar sein. Demgegenüber steht die Einwohnerentwicklung der Städte in der Urbanisierungsphase, für die das Zusammenfallen von zahlenmäßigem Wachstum und personeller Wechselhaftigkeit charakteristisch war.¹⁰ In den Städten des 19. Jahrhunderts angesiedelte Untersuchungen von Verwandtschaftsstrukturen oder anderen auf der Mikroebene sichtbar werdenden sozialen Beziehungen stehen also vor quellentechnischen Herausforderungen, die sich den ländlichen Vergleichsstudien nicht in gleichem Maße stellen. Eine Vollerhebung des in den Städten anfallenden Quellenmaterials scheint nur in Gruppenarbeit realisierbar.

Die bislang publizierten Analysen zur Gliederung städtischer Gesellschaften des 19. Jahrhunderts beschränken sich aus den genannten Gründen vornehmlich auf die Beschreibung der städtischen Berufsstruktur und der ihr impliziten Ungleichverteilung von Besitz- und Qualifikationsressourcen.¹¹ Daneben erschienen prosopografische Studien, in denen die Beschäftigung mit verwandtschaftlichen Verflechtungen nur ein argumentativer Seitenstrang ist.¹² In methodischer Hinsicht lieferten Philipp Sarasin und Hartmut Zwahr die bislang aufschlussreichsten Analysen des Zusammenhangs von verwandtschaftlicher Verflechtung und städtischer Milieubildung. Sarasin machte bei der Analyse des Heiratsverhaltens der reichsten und ältesten Familien des Basler Wirtschaftsbürgertums zwei aufschlussreiche

7 David Warren Sabean, *Kinship in Neckarhausen, 1700–1870*, Cambridge 1998.

8 Christine Fertig, *Familie, verwandtschaftliche Netzwerke und Klassenbildung im ländlichen Westfalen (1750–1874)*, München/Wien 2012.

9 Forschungsschwerpunkte der stadtgeschichtlichen Forschung sind Friedrich Lengers Überblickswerk zu entnehmen: Friedrich Lenger, *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*, München 2014.

10 Clemens Zimmermann, *Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung*, Frankfurt am Main 1996; Dieter Langewiesche, *Wanderungsbewegungen in der Hochindustrialisierungsperiode. Regionale, interstädtische und innerstädtische Mobilität in Deutschland 1880–1914*, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 64/1 (1977), 1–40.

11 Exemplarisch: Lothar Gall (Hg.), *Stadt und Bürgertum im Übergang von der traditionalen zur modernen Gesellschaft*, Berlin/Boston 1993.

12 Olaf Willett, *Sozialgeschichte Erlanger Professoren 1743–1933*, Göttingen 2001; Nadja Stulz-Herrnstadt, *Berliner Bürgertum im 18. und 19. Jahrhundert. Unternehmerkarrieren und Migration. Familien und Verkehrskreise in der Hauptstadt Brandenburg-Preußens. Die Ältesten der Korporation der Kaufmannschaft zu Berlin*, Berlin/Boston 2002; Carola Lipp, *Verwandtschaft – ein negiertes Element in der politischen Kultur des 19. Jahrhunderts*, in: *Historische Zeitschrift* 283/1 (2006), 31–78.

Beobachtungen: Zum einen grenzten sich die sogenannten Patrizier durch die Verengung ihres Heiratskreises auf die eigene Klientel gegenüber aufstrebenden „Neubürgern“ ab. Zum anderen diente diese Praxis der Zirkulation von Besitz und Kapitalgütern im Kreis der Patrizierfamilien.¹³ Im Fall des Basler Patriziats erscheinen sozioökonomisches Interesse und verwandtschaftliche Beziehungsbildung als eng miteinander verflochten. Verwandtschaftliches Kalkül war das strukturbildende Merkmal der alteingesessenen Basler Oberschicht.

Hartmut Zwahrs Studie zur Konstituierung des Leipziger Proletariats hat neben inhaltlichen Gründen auch aus disziplingeschichtlicher Perspektive einen hohen Stellenwert. Sie hat auch über die Grenzen der ehemaligen DDR hinaus wissenschaftliche Wirkung entfalten können.¹⁴ Schließlich gelingt es Hartmut Zwahr, durch die analytische Aufgliederung der Klassenkonstituierung in eine ökonomische, soziale und politische Dimension die sozialen Annäherungsprozesse im verwandtschaftlichen Bereich aufzuschlüsseln, die der Selbstorganisation der Arbeiterschaft im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vorangingen. Zwahrs Auswertung der Taufpatenwahl der Leipziger Arbeiter deutet darauf hin, dass sozioökonomische Gleichheit maßgeblich die verwandtschaftliche Beziehungsbildung beeinflusste. Die Motivlage für diese soziale Praxis erscheint aber als eine andere als bei den Basler Patriziern. So deutet Zwahr die sozioökonomisch homogene Taufpatenwahl der Arbeiter als Indikator dafür, dass geteilte Erfahrungsräume und gleiche Lebensbedingungen die Beziehungsbildung innerhalb der Arbeiterschaft förderten.¹⁵ Sie erscheint also als Effekt von Lebensumständen, nicht als soziale Strategie.

Überblickt man die stadtgeschichtliche Forschungslandschaft, so sind Zwahrs und Sarasins Untersuchungen als Ausnahmestudien einzustufen, womit der rudimentäre Forschungsstand der empirischen Sozialgeschichte des urbanen Raumes nochmals deutlich wird. Aus disziplinärer Sicht sprechen folglich methodische und historische Gründe dafür, diese Leerstelle der sozialhistorischen Forschung zu schließen.

Potenzial einer *Local Time Machine* für die sozialgeschichtliche Forschung

Wie der Rekurs auf Sarasins und Zwahrs Studien zeigen konnte, liegt das methodische Werkzeug bereit, die soziale Segmentierung städtischer Gesellschaften empirisch zu untersuchen. Die (populäre) Genealogie gibt Sozialhistoriker*innen das Arbeitsmaterial in die Hand, die von der makroanalytischen gesellschaftsgeschichtlichen Forschung postulierten sozialen Wandlungs- und Fragmentierungsprozesse auf der Mikroebene empirisch zu überprüfen. Zudem ist es auch aus historischen Gründen folgerichtig, den Blick der empirischen Sozialgeschichte auf die Einwohnerschaft der Städte zu fokussieren. Schließlich wurden Städte im

13 Philipp Sarasin, Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft: Basel 1846–1914, Göttingen 1997.

14 Jürgen Kocka orientierte sich bei der Formulierung seiner Klassenbildungstheorie unmittelbar an Zwahrs Leipzig-Studie. Jürgen Kocka, Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800–1875, Berlin/Bonn 1983.

15 Hartmut Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, München 1981.

Verlauf des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts sukzessive zum Lebensraum des zahlenmäßig überwiegenden Teils der deutschen Bevölkerung. Die Etablierung der kapitalistischen Organisations- und Wirtschaftsprinzipien dynamisierte sich im Wechselspiel mit der fortschreitenden Industrialisierung der städtischen Wirtschaftssysteme. In den wachsenden Städten des 19. Jahrhunderts wurden somit marktabhängige Aspekte sozialer Ungleichheit frühzeitig strukturprägend.

Die Entwicklung in Leipzig weicht von dieser allgemeinen Beobachtung leicht ab. Zwar vollzogen sich hier im 19. Jahrhundert ebenfalls die typischen Basisprozesse der infrastrukturellen Modernisierung. Gleichzeitig reglementierte das enge rechtliche Korsett althergebrachter Wirtschaftsprivilegien im Verbund mit dem traditionellen stadtbourgerrechtlichen Hierarchiegefälle weiterhin maßgeblich das wirtschaftliche und soziale Miteinander.¹⁶ In historischer Perspektive findet sich in Leipzig somit eine besonders interessante Gemengelage. Das teils ambivalente Ineinandergreifen von wirtschaftsstruktureller Modernisierung und althergebrachter rechtlicher Privilegierung wirft eine Reihe von Fragen auf: Korrespondierten die familialen Platzierungspraktiken mit der Verfestigung marktabhängiger Formen sozialer Ungleichheit? Oder spiegeln sich in den verwandtschaftlichen Strukturen eher die berufsständischen Segmentierungen und die bürgerrechtliche Hierarchie wieder? Gliedert sich die Leipziger Stadtgesellschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts eher nach ‚ständischen‘ oder ‚klassenmäßigen‘ Prinzipien?

Wachsende urbane Zentren wie Leipzig waren im 19. Jahrhundert Schaltstellen der Klassenkonsolidierung. Sie sollten auch im Fokus der empirischen Forschung stehen. Sucht man in der sozialgeschichtlichen Forschung der vergangenen Jahre jedoch nach Antworten auf die im vorigen Abschnitt skizzierten Fragen, so stößt man weiterhin auf ein empirisches Defizit. Dabei hatte bereits die Bielefelder Gesellschaftsgeschichte der 1970er und 1980er Jahre insistiert, dass eine Analyse städtischer Sozialformationen anhand von genealogischem Material eine geeignete Methode sei, die Etablierung des klassenmäßigen Gesellschaftswandels empirisch zu untersuchen.¹⁷ Dass Studien dieser Art seit nun mehr fast 40 Jahren als Desiderat der Forschung hervorgehoben werden, motiviert zur fachwissenschaftlichen Beteiligung an der *Time Machine Leipzig*. Durch die gezielte Unterstützung und stringente Bündelung bürgerwissenschaftlichen Engagements im Rahmen von *Time Machine Leipzig* werden Studien realisierbar, vor deren quellentechnischen Herausforderungen Historiker*innen der vergangenen Jahrzehnte womöglich kapituliert hätten.

16 Susanne Schötz, Zwischen Zunft und Gewerbefreiheit, in: Susanne Schötz (Hg.), Geschichte der Stadt Leipzig. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Leipzig 2018, 276–286.

17 Hans-Ulrich Wehler, Vorüberlegungen zur historischen Analyse sozialer Ungleichheit, in: Hans-Ulrich Wehler/Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), Klassen in der europäischen Sozialgeschichte, Göttingen 1979, 9–32.

Juden in Westfalen und Lippe

Bilanz eines Crowdsourcing-Projekts zur Tiefenerschließung von Personenstandsregistern des 19. Jahrhunderts

Im März 2017 wurde auf dem 7. Westfälischen Genealogentag in Altenberge bei Münster ein wegweisendes Online-Projekt freigeschaltet: Das Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (LAV NRW), der Verein für Computergenealogie und die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung (WGGF) starteten gemeinsam eine Indexierungsplattform, an der sich freiwillige Erfasserinnen und Erfasser weltweit beteiligen können. Ziel des Projekts „Juden in Westfalen und Lippe“ (JuWeL) war und ist es, die westfälisch-lippischen Juden- und Dissidentenregister des 19. Jahrhunderts in der Tiefe zu erschließen und eine ortsübergreifende Namenrecherche zu ermöglichen. Damit soll den an jüdischer Genealogie Interessierten in aller Welt eine bedeutende regionale Überlieferung zugänglich gemacht werden. Nach der Vollendung des vierbändigen *Historischen Handbuchs der jüdischen Gemeinden in Westfalen-Lippe* im Vorjahr (2016) stellt das Projekt einen weiteren großen Schritt zur Erforschung und Dokumentation der jüdischen Geschichte zwischen Ruhrgebiet und Weserbergland dar.¹

Insgesamt ist die historische Überlieferung zum Personenstand der jüdischen Bevölkerung in Deutschland disparat, teils wegen der hohen Mobilität dieser Bevölkerungsgruppe, teils wegen der durch Kleinstaaten bestimmten Rechtsverhältnisse und der wechselnden behördlichen Zuständigkeit, aber auch aufgrund einer geringeren Aufmerksamkeit der Obrigkeit für die Personenstandsfälle der religiösen Minderheiten.² Hinzu kommen nicht zuletzt die Verwerfungen und Verluste durch den Archivalienraub der Nationalsozialisten. Nicht selten ist dadurch die Originalüberlieferung der Gemeinden verlorengegangen und wir verfügen im besten Fall noch über die in der NS-Zeit angefertigten Verfilmungen.³ Umso größere Bedeutung für die Forschung haben daher staatliche Überlieferungen zur jüdischen Bevölkerung.

DOI: 10.25365/rhy-2021-16



Volker Hirsch, Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Ostwestfalen-Lippe, Willi-Hofmann-Straße 2, 32756 Detmold, Deutschland, volker.hirsch@lav.nrw.de; Roland Linde, Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung, Talstraße 7, 32760 Detmold, Deutschland, r.linde@wggf.de

- 1 Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe, hg. v. d. Historischen Kommission für Westfalen u. dem Institut für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster, 4 Bde., Münster 2008–2016.
- 2 Zur Einführung siehe Wilfried Reininghaus, Spuren und Partikel. Archiv- und Quellenkunde zur jüdischen Geschichte und Genealogie in Westfalen und Lippe. Ein Überblick, in: Bettina Joergens (Hg.), Jüdische Genealogie im Archiv, in der Forschung und digital, Essen 2011, 99–122.
- 3 Bettina Joergens, Geraubt, zerrissen, verfilmt und zerstört. Genealogische Daten der jüdischen Bevölkerung Westfalens und Lippes im Detmolder Personenstandsarchiv, in: Dies. (Hg.), Jüdische Genealogie, 87–98. – Für Lippe siehe auch Jürgen Hartmann, Von den Nationalsozialisten während des Pogroms 1938 beschlagnahmte Akten und Kultgegenstände jüdischer Gemeinden in Lippe – Zum Hintergrund eines fast 50 Jahre verschollene-

Die erschlossenen Quellen

Das Landesarchiv NRW Abteilung Ostwestfalen-Lippe in Detmold verwahrt die sogenannten Juden- und Dissidentenregister nebst zugehörigen Akten als Bestände P 2, P 5 und P 8 für die Regierungsbezirke Minden (heute Detmold), Arnsberg und Münster, zusammen rund 20,75 laufende Aktenmeter. Damit verfügt das Landesarchiv über einen in dieser geographischen Ausdehnung in Deutschland wohl einzigartigen Fundus.⁴ Die Register decken den Zeitraum von 1809/15 bis 1874/75 ab. In der Hauptsache erfassen sie die Geburten, Heiraten und Todesfälle der jüdischen Bevölkerung. Die ebenfalls dokumentierten Personenstandsfälle der sogenannten Dissidenten, wie man damals die außerhalb der Amtskirchen stehenden Angehörigen christlicher Freikirchen nannte, haben einen vergleichsweise geringen Anteil, sind aber ebenfalls von besonderem historischen Interesse.

Im Rahmen der Neuorganisation des staatlichen Archivwesens in Nordrhein-Westfalen entstand 1964 das Personenstandsarchiv Detmold, das heute Teil der Abteilung Ostwestfalen-Lippe des Landesarchivs ist. Es betreut die ganze Bandbreite im staatlichen Auftrag geführter Personenstandsregister aus der früheren preußischen Provinz Westfalen und dem ehemaligen Fürstentum Lippe. Dazu gehören auch die genannten Juden- und Dissidentenregister, die aus den Amtsgerichten oder dem damaligen Staatsarchiv Münster nach Detmold gelangten. Die entsprechenden Register des Fürstentums Lippe waren bereits in der NS-Zeit in das damalige Lippische Landesarchiv in Detmold übernommen worden. Bis 1969 konnte die Zusammenführung der Bestände weitgehend abgeschlossen werden.⁵

Die zu den genannten Beständen gehörenden Archivalien entstanden in drei unterschiedlichen Rechtsbereichen, die im Folgenden kurz erläutert werden:

Die Staaten der napoleonischen Ära (1807–1813)

Nach der preußischen Niederlage gegen Napoleon geriet Westfalen 1807 in den Herrschaftsbereich der napoleonischen Reformstaaten Königreich Westphalen und Großherzogtum Berg und wurde 1811 in weiten Teilen unmittelbar dem Kaiserreich Frankreich angegliedert. Diese Gebiete unterlagen dem französischen Personenstandsrecht, das heißt, dass Zivilstandsregister überwiegend für alle Bürgerinnen und Bürger in gleicher Form, unabhängig von der Konfession oder Religion, geführt wurden. Nur im Königreich Westphalen legte man besondere Register für die Juden an, die denen für Christen vollkommen glichen und von den Maires (Bürgermeistern) geführt wurden.⁶

nen Aktenbestandes, in: Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte 1 (2005), 20–28, online unter <http://www.rosenland-lippe.de/wp-content/uploads/2017/12/Rosenland-01.pdf> (4.12.2021).

- 4 Tobias Schenk, Juden- und Dissidentenregister des 19. Jahrhunderts aus Westfalen und Lippe. Eine archiv- und bestandsgeschichtliche Einführung, in: Westfälische Forschungen 60 (2010), 593–615.
- 5 Schenk, Juden- und Dissidentenregister, 609. – Links zu den (fast) vollständig im Netz einsehbaren Beständen finden sich hier: <https://www.archive.nrw.de/landesarchiv-nrw/geschichte-erfahren/familienforschung-familienforschung-digital> (4.12.2021).
- 6 Schenk, Juden- und Dissidentenregister, 594 f. – Hier und im Weiteren folgt der Text der von Arno Schlinger verfassten Einleitung zum Findbuch P 2: https://www.archive.nrw.de/archivsuche?link=FINDBUCH-Fb_ed7b3388-fbc4-4985-bfdf-76c1f58f8cce (4.12.2021).

Königreich Preußen (ab 1815)

Nach dem Sieg Preußens über Frankreich entstand 1815 die preußische Provinz Westfalen. Die Pfarrer der katholischen und evangelischen Amtskirchen sollten nunmehr Personenstandsregister nach staatlichen Vorgaben führen und jährlich Zweischriften der Register an das zuständige Gericht abliefern.⁷ Dabei blieb es bis zur Einführung der standesamtlichen Personenstandsregister in Preußen zum 1. Juli 1874. Den jüdischen Gemeinden räumte man als privaten religiösen Vereinen nicht das Recht ein, gleichwertige Personenstandsregister zu führen.⁸ Dies hatten andere für die jüdischen Gemeinden zu erledigen: Durch Verordnung vom 13. Januar 1815 wurde bestimmt, dass die Pfarrer des jeweiligen Wohnortes die Geburten, Heiraten und Sterbefälle zu erfassen hatten; 1818 wurde dies auch auf die erst 1816/17 zum Regierungsbezirk Arnsberg hinzugekommenen Gebiete des vormaligen Herzogtums Westfalen sowie der ehemaligen Fürstentümer Nassau-Siegen und Sayn-Wittgenstein ausgedehnt. Die Überlieferung aus dieser Phase ist ausgesprochen bruchstückhaft.

In der Zeit von 1822 bis 1847 lag die Führung der Juden- und Dissidentenregister bei den Landräten und bei den Bürgermeistern der Städte. Die Register waren doppelt zu führen. Die Duplikate gelangten zunächst an die zuständige Regierung, später an die Gerichte. Dies erklärt, warum in den Beständen des Personenstandsarchivs die Duplikate verwahrt wurden und sich teilweise in den Landratsbeständen der Kommunalarchive noch Material findet, mit dem Überlieferungslücken, die auch in dieser Phase festzustellen sind, geschlossen werden könnten.

1847 übernahmen schließlich die unteren Gerichtsbehörden die Zuständigkeit für die Juden- und Dissidentenregister und behielten diese bis zur Einführung der Standesämter 1874 bei. Duplikate aus dieser Zeit waren an das zuständige Oberlandesgericht abzuliefern.⁹ Seitdem liegt die Zuständigkeit komplett in staatlicher Hand und die Überlieferung im Personenstandsarchiv, die sich aus der Überlieferung der staatlichen Einrichtungen speist, wird damit geschlossener und regelmäßiger.

Neben den bereits angesprochenen Überlieferungslücken sind insbesondere auch für das Münsterland die Kriegsverluste erheblich. Nicht selten finden sich die jüdischen Personenstandsfälle zudem nicht in eigenen Registern, wie es den Rechtsvorschriften entsprochen hätte, sondern in den Kirchenbüchern und davon angefertigten Duplikaten.¹⁰ Die Lücken der Überlieferung könnten durch Bestände der Kreisüberlieferung vor allem in der Abteilung Westfalen des Landesarchivs in Münster und durch die ebenfalls in der Abteilung Ost-

7 Paragraf 25 des Patents wegen Wiedereinführung des Allgemeinen Landrechts [...] vom 9. September 1814, in: Gesetzesammlung für die königlich preußischen Staaten 1814, 89–96, 95, online unter <http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB00015D000000000> (4.12.2021).

8 Tobias Schenk, Jüdische Familienforschung in Westfalen und Lippe. Zur Quellenkunde der Juden- und Dissidentenregister des Personenstandsarchivs Detmold, in: Joergens (Hg.), Jüdische Genealogie, 69–86, 80.

9 Gesetz-Sammlung für die königlichen Preußischen Staaten 1847, Nr. 30, 263–278; Gesetz über die Verhältnisse der Juden vom 23. Juli 1847. Vgl. Landesarchiv Nordrhein-Westfalen OWL, P 8 Nr. 261: Generalakten, Gesetze, Verordnungen, Erlasse über die Beurkundung des Personenstandes der Juden (1847–1874).

10 Beispielhaft: Hans Jürgen Rade, Jüdische Personenstandseinträge und Familienregister in katholischen Kirchenbüchern des Herzogtums Westfalen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Beiträge zur westfälischen Familienforschung 67 (2009), 7–144.

westfalen-Lippe verwahrten Kirchenbuchduplicata geschlossen oder zumindest verkleinert werden.¹¹

Fürstentum Lippe (ab 1809)

Es blieb als einziges westfälisches Territorium von den Umwälzungen der napoleonischen Ära verschont. Erst 1947 schloss sich der Freistaat Lippe dem neugegründeten Bundesland Nordrhein-Westfalen an; Lippe und der vormalige preußische Regierungsbezirk Minden bilden seitdem den Regierungsbezirk Detmold. Nach der Verordnung von 1809 hatten alle lippischen Juden Familiennamen annehmen müssen.¹² Über ihre Personenstandsfälle wurden seitdem bei den Städten und Ämtern Register geführt. Mit Einführung des Personenstandsgesetzes für das Deutsche Reich zum 1. Januar 1876 endeten diese Register. In Lippe wurde anders als in Preußen nicht zwischen eigentlichen Registern und zugehörigen Akten (Generalakten und Belegakten) unterschieden.¹³ Außerdem ist häufiger die Annahme der festen Familiennamen in Folge der Verordnung von 1809 dokumentiert. Das führt dazu, dass die Gestaltung dieser Register weniger gleichförmig ist als die preußische Überlieferung.

Das Projekt

Die bisherige Erschließung der genannten Quellen im Landesarchiv erfasste lediglich die Orte der Geburten, Heiraten und Sterbefälle, nicht aber die Namen der betroffenen Personen. Dies ist besonders zu beklagen, da die Juden bei der Wahl ihrer Berufe und Ehepartner und -partnerinnen eine besondere Mobilität zeigten, wodurch die ortsbezogene Recherche häufig nicht erfolgreich ist. Ziel des hier vorzustellenden Projektes war und ist daher die namentliche Erfassung der in den Registern genannten jüdischen Personen sowie der Dissidentinnen und Dissidenten. Diese Tiefenerschließung erfolgt in einer online verfügbaren Datenbank im Rahmen eines Crowdsourcing-Projektes. Als Crowdsourcing bezeichnet man die gemeinschaftliche Quellenerschließung im Internet. Der Vorteil liegt neben der leichten Verfügbarkeit der erschlossenen Daten darin, dass die ehrenamtliche Mitarbeit unbeschränkt und weltweit möglich ist. Die Erschließung erfolgt dabei durch das vom *Verein für Computergenealogie* entwickelte Datenerfassungssystem DES.¹⁴

11 Schenk, Juden- und Dissidentenregister, bes. 612–614.

12 Siehe Klaus Pohlmann (Hg.), *Vom Schutzjuden zum Staatsbürger jüdischen Glaubens. Quellensammlung zur Geschichte der Juden in einem deutschen Kleinstaat 1650–1900*, Lemgo 1990, 152–155. – Reichsgesetz und lippische Ausführungsbestimmungen zur Einführung der Standesämter, in: *Lippische Landesverordnungen*, Bd. 16, 415–459.

13 Die Belegakten entstanden im Vor- und Nachgang der Erstellung der Register. Sie können z.B. die Anzeige der Geburt enthalten oder die Bestellung des Aufgebots und den schriftlichen Niederschlag der durch die Anzeige der Personenstandsfälle ausgelösten Verwaltungstätigkeiten. Die Belegakten wurden nicht selten über die Laufzeit der Register hinaus fortgeführt, z.B. wenn Nachfahren um die Ausstellung von Nachweisen der Personenstandsfälle ihrer Eltern bat. Die Generalakten enthalten Vorschriften zur Führung der Register, eventuell auch Vorgänge zur Übersendung von Registern an die zuständigen Stellen.

14 Nähere Erläuterungen zum Datenerfassungssystem DES unter <http://docs.genealogy.net/des/de/> (4.12.2021).

Der Mehrwert des Projektes liegt auf der Hand: Zum einen stehen die Daten damit sowohl der wissenschaftlichen Forschung als auch der privaten Familienforschung zur Verfügung. Die Datenbank ist zudem ein wichtiges Instrument für die interne Recherche des Landesarchivs; die Tiefenerschließung wäre allein durch die Arbeitskraft der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Landesarchivs aber nicht zu leisten gewesen. Das Recht zur Weiterverarbeitung der erfassten Daten wird vom Kooperationsvertrag allen drei Projektpartnern uneingeschränkt eingeräumt. Datenschutzrechtlich ist das unproblematisch, da die jüngsten Juden- und Dissidentenregister aus dem Jahr 1875 stammen.

Um einen möglichst großen Nutzen im Verhältnis zum Aufwand zu erzielen, sind die Beleg- und Generalakten nicht zur Bearbeitung vorgesehen. Diese sind zwar ebenfalls online recherchierbar, das Projekt zielt jedoch auf die Erschließung der Personenstandsfälle und konzentriert sich auf die vollständige Erfassung der in den Registern genannten beteiligten Personen. Dadurch steht das Projekt auf einer relativ homogenen Quellengrundlage. Die Gestaltung der lippischen Juden- und Dissidentenregister ist weniger gleichförmig als die der preußischen und eignet sich damit für eine Bearbeitung durch Crowdsourcing nicht optimal. Deshalb wurde der Bestand P 2 zunächst zurückgestellt, um mit den einfacheren, da deutlich gleichförmigeren preußischen Beständen beginnen zu können.

Die Verwirklichung dieses Vorhabens als Kooperationsprojekt bot sich in besonderer Weise an. Alle Beteiligten haben einen direkten Nutzen von den Arbeitsergebnissen und können sich jeweils mit ihren eigenen Fähigkeiten und Kenntnissen einbringen; das Landesarchiv durch die Bereitstellung der Digitalisate, der Verein für Computergenealogie durch die Einrichtung der technischen Umgebung und die WGGF durch die inhaltliche Betreuung der Erfasserinnen und Erfasser.

Neben der technischen Einrichtung war auch die inhaltliche Vorbereitung wichtig für das Projekt: Gemeinsam legten die Kooperationspartner die Editionsrichtlinien fest.¹⁵ Diese mussten in der Anfangsphase der Erfassung an einigen Stellen noch präzisiert werden, erwiesen sich aber insgesamt als praktikabel. Die Erfasserinnen und Erfasser sollten so wenig wie möglich interpretieren und so nahe wie möglich an der Quelle bleiben. Eine besondere Herausforderung war dabei der jüdische Namenbrauch. Trotz gesetzlich forciertener Einführung von Familiennamen – in Lippe 1809, im preußischen Westfalen erst 1846/47¹⁶ – hielt sich die patronymische Namensführung noch eine ganze Weile, so dass nicht immer klar ist, ob ein Nachname Patronym oder Familiename ist. In solchen Fällen wurde der Nachname bei der Erfassung in Klammern gesetzt.

Bei jedem beurkundeten Ereignis – Geburt, Heirat, Todesfall – werden in der Regel mehrere Personen erwähnt; das jeweilige erfasste Ereignis generiert in der Regel also mehrere Personendatensätze. In welcher Rolle die einzelne Person Anteil am Ereignis hatte – etwa als Kindsmutter oder als Vater der Braut – wird in den Suchergebnissen ebenso ausgewiesen wie gegebenenfalls vorhandene Berufsangaben. Ort, Datum und Art des Ereignisses beziehen sich jeweils auf den einzelnen Vorgang. Die Angabe des jeweiligen Landkreises erleichtert

15 https://wiki-de.genealogy.net/Juden_und_Dissidentenregister_in_Westfalen_und_Lippe/Editionsrichtlinien (4.12.2021).

16 Eleonora Duplicia (Hg.), Die Annahme fester Familiennamen der Juden in Westfalen. Die 1846/47 publizierten Verzeichnisse der preußischen Amtsblätter, 2. Fassung, Münster 2017, [https://www.lwl.org/hiko-download/Hiko-Materialien_005_\(2017\).pdf](https://www.lwl.org/hiko-download/Hiko-Materialien_005_(2017).pdf) (4.12.2021).

die Orientierung. So kann die Trefferliste schon gute Anhaltspunkte geben, wo die weitere Suche lohnenswert ist. Durch einen Klick auf den Treffer erhält der Benutzer auch einen Link zum Digitalisat, um die Quelle selbst prüfen zu können. Falls man dabei auf Lesefehler stößt, kann man diese über eine entsprechende Funktion melden.

Zur Betreuung der Erfasserinnen und Erfasser und für die Qualitätssicherung wurden zwei Administratoren gefunden, der erfahrene Marburger Hobbygenealoge Thomas Dickel und der damalige Doktorand der Geschichtswissenschaft an der Universität Paderborn (und inzwischen Archivreferendar des Landes NRW) David Merschjohann. Sie standen und stehen für Fragen der Erfasserinnen und Erfasser zur Verfügung, außerdem prüfen sie die erfassten Datensätze und schalten diese für die Benutzung frei.

Bilanz des Projektes

Der Start des Projekts erfolgte mit den Registern des Bestandes P 8, Juden- und Dissidentenregister des Regierungsbezirks Münster. Die Bearbeitung konnte im Juni 2017 abgeschlossen werden. Aus 2.362 Quellenseiten wurden insgesamt 18.809 einzelne Personendatensätze erfasst, davon nur 34 zu Dissidenten. Anschließend erfolgte die Bearbeitung der Juden- und Dissidentenregister im Regierungsbezirk Arnsberg, Bestand P 5. Im November 2018 konnte der Abschluss dieses Projektabschnittes gefeiert werden: 4.690 Quellenseiten mit 49.458 Personendatensätzen sind erfasst worden, davon betreffen 4.683 Datensätze Dissidenten. Anschließend ging es an die Bearbeitung des letzten Bestandes P 2, Juden- und Dissidentenregister des früheren Regierungsbezirks Minden (heute Detmold), die noch nicht abgeschlossen werden konnte.

Am 23. Mai 2021 waren insgesamt 11.062 Quellenseiten bearbeitet und 118.517 Personendatensätze erfasst. Das sind 85 Prozent aller zu bearbeitenden Seiten. Weitere vier Prozent sind zwar bereits bearbeitet, müssen aber noch von den Administratoren geprüft und freigeschaltet werden. Noch unbearbeitet sind rund zehn Prozent aller Quellenseiten. Wenn einmal alles erfasst sein wird, wird die Datenbank rund 140.000 Datensätze bereithalten. Über die Suchfunktion können schon heute fast 119.000 Datensätze recherchiert werden.¹⁷

Insgesamt haben sich bislang 29 Bearbeiterinnen und Bearbeiter angemeldet, die in ganz unterschiedlichem Umfang tätig waren – wobei das auch jedem selbst überlassen ist, es gibt in dieser Hinsicht keine Vorgaben. Die Zahl der Anmeldungen ist durchaus ansehnlich, allerdings haben andere DES-Projekte wie „Kartei Leipziger Familien“ und „Sterberegister Kiel“ zwei- bis dreimal so viele Teilnehmende. Für die geringere Zahl der Erfasserinnen und Erfasser bei JuWeL sehen wir zwei Ursachen: Zum einen sind die zu bearbeitenden Quellen teilweise paläographisch anspruchsvoll, zum anderen ist das Interesse an der jüdischen Genealogie im deutschen Sprachraum nicht so stark ausgeprägt. Die Nachkommen der jüdischen Familien leben heute mehrheitlich in anderen Ländern. Dort haben sich aber keine Teilnehmende gefunden – hier ist die Sprach- und Schriftbarriere vermutlich doch zu groß.

Insgesamt kann das Projekt aber als Erfolg gewertet werden. Die Bearbeitung lief ohne größere Probleme, die Beteiligten kamen mit den Editionsrichtlinien gut klar und machten auch beim Lesen der handschriftlichen Aufzeichnungen nur wenige Fehler, wie die stichpro-

¹⁷ Suchfunktion unter des.genealogy.net/juwel/search/index (4.12.2021).

benartigen Kontrollen der Administratoren gezeigt haben. Man kann den freiwillig Mitarbeitenden demnach durchaus etwas zutrauen. Im Vorfeld hatte es noch Vorbehalte gegeben, dass ein solches Projekt, das für jede und jeden offensteht, fehlerlastig sein würde.

Mit dem Datenerfassungssystem DES hat der *Verein für Computergenealogie* ein ausgesprochen nützliches und ebenso leicht zu erlernendes wie zu verwendendes Tool geschaffen. Ein Forschungscoordinator des Webportals Jewishgen.org äußerte sich in einer E-Mail begeistert: „Ich muss sagen: das ist wahrscheinlich das beste System für solche Eingabe[n], dass ich verwendet habe. Hut ab!“ Die erfassten Daten werden dabei nicht in starre Tabellen eingetragen, sondern es werden kleine Erfassungsfelder wie virtuelle Notizzettel an das jeweilige Digitalisat geheftet. Sind die Eingaben geprüft und freigeschaltet, sind sie sofort recherchierbar.

Das Projekt JuWeL konzentriert sich auf die Erschließung der in den Beständen P 2, P 5 und P 8 des Landesarchivs NRW überlieferten jüdischen Personenstandsregister. Nach Abschluss dieses Projektes könnte man versuchen, in einem weiteren Schritt größtmögliche Vollständigkeit zu erreichen und die Lücken der genannten Bestände durch Parallelüberlieferungen in anderen, insbesondere kommunalen Archivbeständen zu schließen.

Vom internen Arbeitsinstrument zur online zugänglichen Forschungsinfrastruktur

Das AfA-Portal *Personen und Institutionen*

Das vom *Archiv für Agrargeschichte* (AfA) betriebene Portal *Personen und Institutionen* ist vor 15 Jahren als internes Arbeitsinstrument konzipiert worden. In der Zwischenzeit ist daraus eine online zugängliche Forschungsinfrastruktur geworden.¹ Das Portal enthält Angaben zu mehr als 9.000 Personen und rund 500 Institutionen aus dem Agrar- und Ernährungsbereich. Die Einträge sind durch Links² sowohl untereinander als auch mit zusätzlichem, vom AfA online zugänglich gemacht Text-, Film- und Fotomaterial außerhalb des Portals verbunden. So werden nicht nur Zusammenhänge zwischen Institutionen und Personen sichtbar, sondern auch Tätigkeitsfelder und beruflich-familiäre Netzwerke offengelegt. Mit anderen Worten: Die Einträge im Portal führen zu Personen und Institutionen hin, weisen aber gleichzeitig weit über diese hinaus.

Ziel und Zweck des Nachschlageportals

Es sind immer auch Menschen, die einer Epoche, einem Thema oder einer Institution zu einem Gesicht verhelfen. Die Vorstellungen über das Agrarische sind stark geprägt von dem, was Forschende über Menschen und Institutionen wissen. Ähnlich wie das Wissen und das Nicht-Wissen über die Landwirtschaft generell, so sind die Kenntnisse über die in der Landwirtschaft tätigen Menschen und Institutionen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark von den politischen Auseinandersetzungen um die Funktionen des Agrarsektors in den Industriegesellschaften geprägt. Die im bäuerlichen Alltag, bei der Arbeit mit Tieren, Pflanzen, Motoren und Maschinen auf den Feldern, in den Wäldern und auf den Höfen maßgeblichen Akteur*innen hingegen werden, ebenso wie diejenigen, die in den Labors, Verwaltungsgebäuden, Redaktionsstuben und Hörsälen tätig waren, nur selten als Individuen wahrgenommen und in ihrem Alltag porträtiert. Das gilt auch für die Vereine, Verbände, Firmen, Forschungsanstalten, Schulen und Periodika, die auf die Landwirtschaft einwirkten und zugleich von dieser geprägt wurden. Nur selten ist bekannt, wer diese Akteur*innen

DOI: 10.25365/rhy-2021-17



Peter Moser, Archiv für Agrargeschichte, Villettemattstrasse 9, 3007 Bern, Schweiz, peter.moser@agrarchiv.ch

- 1 Das Portal findet sich auf <https://www.histoirerurale.ch/pers/>. Ich danke Juri Auderset, Hans-Ulrich Schiedt, Claudia Schreiber und Andreas Wigger vom AfA für Anmerkungen und Hinweise zu diesem Beitrag.
- 2 Im Folgenden werden die Namen aller Personen und Institutionen, die im Portal über einen Eintrag verfügen, mit dem entsprechenden Titel eintrag kursiv geschrieben.

Abbildung 1: Das AfA-Portal *Personen und Institutionen*

Deutsch: Startseite
Français: Page d'accueil
English: Home

Informationen zu diesem Online-Portal
À propos de ce portail en ligne
About this online portal

Impressum
Mentions légales
Legal notice

Suchen
Rechercher
Search

AfA-Portal Personen und Institutionen

Das vom Archiv für Agrargeschichte (AfA) betriebene Portal Personen und Institutionen ist vor fünfzehn Jahren als internes Arbeitsinstrument konzipiert worden. In der Zwischenzeit ist daraus eine online zugängliche Forschungsinfrastruktur geworden. Das Portal enthält Angaben zu ungefähr 9'000 Personen und rund 500 Institutionen aus dem Agrar- und Ernährungsbereich. Die Einträge sind durch Links sowohl untereinander als auch mit zusätzlichem, vom AfA online zugänglich gemachtem Text- und Filmmaterial außerhalb des Portals verbunden. So werden nicht nur Zusammenhänge zwischen Institutionen und Personen sichtbar, sondern auch Tätigkeitsfelder und beruflich-familiäre Netzwerke offengelegt. Mit anderen Worten: Die Einträge im Portal führen zu Personen und Institutionen hin, weisen aber gleichzeitig weit über diese hinaus.

Was das Portal auch noch bietet

Das Portal ist in erster Linie ein Nachschlagewerk. Doch die Vielfalt der Einträge und die Möglichkeiten zur ihrer Kontextualisierung und Verknüpfung machen das Portal zugleich zu einer Forschungsinfrastruktur, die zu eigenen Fragestellungen anregt und zu neuen Einsichten verhilft. Thematische und institutionelle Netzwerke werden ebenso sichtbar wie Genealogien rekonstruiert werden können. Zudem kann das organisatorische Umfeld sichtbar gemacht werden, in dem die Institutionen entstanden sind.

Suchen

Über das Online-Portal

Alle Einträge

Alle Institutionen

Geographische Verteilung

Filme

Interviews

Metagrid

Rückmeldung, Kontakt

Netzwerke

Institutionen

Genealogien

Quelle: <https://www.histoirerurale.ch/pers/> (22.1.2022).

waren, wann sie wo wirkten, wie diese Institutionen funktionierten und welche Folgen ihre Aktivitäten hatten. Für Historiker*innen war es bisher relativ aufwändig, zu Informationen zu gelangen, die diese Aktivitäten dokumentieren. Mit der Erschließung von Archivbeständen von Verbänden, Firmen, Privaten und Behörden sowie der Entwicklung des Online-Portals *Personen und Institutionen* versuchen wir, das Wirken dieser Akteur*innen der wissenschaftlichen Forschung und einer interessierten Öffentlichkeit bekannt und zugänglich zu machen.

Die Geschichtsschreibung zur ländlichen Gesellschaft hat in den letzten drei Jahrzehnten begonnen, auch andere als unmittelbar politische und ökonomische Dimensionen des Agrarischen zu thematisieren. Das hat viel Wissen produziert, aber auch Fragen nach Akteur*innen aufgeworfen, über die in den gängigen Lexika und Nachschlagewerken wenig

oder gar keine Informationen zu finden sind. Während Agrarpolitiker und ausgewählte Verbandsfunktionäre in Nachschlagewerken wie dem *Historischen Lexikon der Schweiz* (HLS)³ noch relativ gut vertreten sind, werden Bäuerinnen, Tier- und Pflanzenzüchter, Mägde, Agrarökonomen, Filmschaffende, Händler, Landarbeiter oder Agronomen – um nur einige Kategorien zu nennen – in den Lexika selten dokumentiert. Die fehlenden Kenntnisse über deren Herkunft, ihr Wirken und ihre Einflüsse auf den Alltag innerhalb und außerhalb der Landwirtschaft tragen dazu bei, dass in der allgemeinen Geschichtsschreibung gewöhnlich nach wie vor davon ausgegangen wird, dass sie weder relevant noch interessant für die Entwicklung der Gesellschaft waren. Sogar besonders wichtige, weit über die Schweiz hinaus aktive und bekannte Personen wie *Günthart, Alois (1880–1964)*--DB1398, *Ineichen, Franz (1887–1953)*--DB1734, *Meyenburg, Konrad von (1870–1952)*--DB2359, *Dettwyler-Jecker, Emilie (1880–1951)*--DB816 oder *Fonjallaz, Françoise (1888–1966)*--DB1084 werden in den gängigen Personenlexika ignoriert. Aber auch viele Verbände, Forschungsanstalten, Firmen, Bildungsinstitutionen und Periodika aus dem Agrarbereich werden nicht thematisiert. So verfügen beispielsweise weder die Saatzucht- noch die Viehzuchtverbände über einen Eintrag im HLS. Auch fehlen Einträge zu den Verbänden der Landarbeiter*innen oder dem *Schweizerischer Genossenschaftsbund*, AfA1945, dem Dachverband der Genossenschaftsverbände, in dem sich am Ende des 19. Jahrhunderts die Genossenschaften der Konsument*innen und der Produzent*innen zusammenschlossen. Das gleiche gilt für die Organisationen und Publikationsorgane, die sich mit Fragen der Land- und Reproduktionstechnik beschäftigten.

Entstehungsgeschichte

Was vor 15 Jahren als internes Arbeitsinstrument konzipiert wurde, um einen Teil der bei der Erschließung von Archivbeständen formlos, aber reichhaltig anfallenden Informationen zu Personen und Institutionen in strukturierte Formen zu bringen, präsentiert sich heute als online zugängliches Forschungsinstrument. Die primär auf Informationen aus Quellenbeständen beruhenden Einträge wurden sukzessive durch eine systematische Auswertung von Zeitungen, Zeitschriften, Jahres- und Jubiläumsberichten sowie der wachsenden agrarhistorischen Literatur ergänzt und erweitert. Die Einträge werden laufend ausgebaut, unabhängig davon, ob sie lediglich rudimentäre Angaben oder bereits ausführliche Informationen enthalten. Weil die Einträge zu den Personen und den Institutionen dank der Informationen in neu erschlossenen Archivbeständen kontinuierlich ergänzt und revidiert werden können, streben wir gar keine definitiven, nicht mehr veränderbaren Artikel an. „Fertige“ Einträge im Sinne eines klassischen Lexikonartikels gibt es im AfA-Portal *Personen und Institutionen* deshalb per definitionem nicht.

Welche Personen und Institutionen erhalten einen Eintrag?

Grundsätzlich können alle Personen und Institutionen in das Portal aufgenommen werden, die in der Entwicklung der ländlichen Gesellschaft eine Rolle gespielt haben. So kann mit

³ <https://hls-dhs-dss.ch/de/about/dictionary> (14.1.2022).

dem Portal ansatzweise auch die soziale Vielfalt der Akteur*innen abgebildet werden, die die agrarische Welt prägten. Denn zum Agrarischen gehören Bienenzüchter und Bäuerinnen genauso wie Verbände, Behörden oder Zeitschriften. Bedingung für die Aufnahme einer Person in das Portal ist ihre eindeutige Identifizierbarkeit, das heißt, dass ihr Name und mindestens eine Tätigkeit bekannt sind. Weil unterschiedliche Personen zuweilen gleich heißen und Institutionen ihren Namen oft ändern, erhält jede verzeichnete Person oder Institution zur eindeutigen Identifizierung eine fortlaufende Nummer im Titel des Eintrags. Obwohl es sich primär um ein Portal mit historischen Bezügen handelt, erhalten auch viele lebende, beruflich aktive Personen und Institutionen einen Eintrag im Portal. Ein Grund liegt darin, dass einige von diesen Personen schon morgen historisch relevante Figuren sein können und es deshalb sinnvoll ist, sie rechtzeitig mit präzisen Angaben zu ihren Tätigkeiten im Netzwerk der Akteur*innen zu verorten. Zudem geht es um die Schaffung einer Verbindung der Geschichte zur Gegenwart – und umgekehrt. Zuweilen entwickeln zeitgenössische Akteur*innen dadurch in der Tat ein Bewusstsein für ihre historische Bedingtheit.

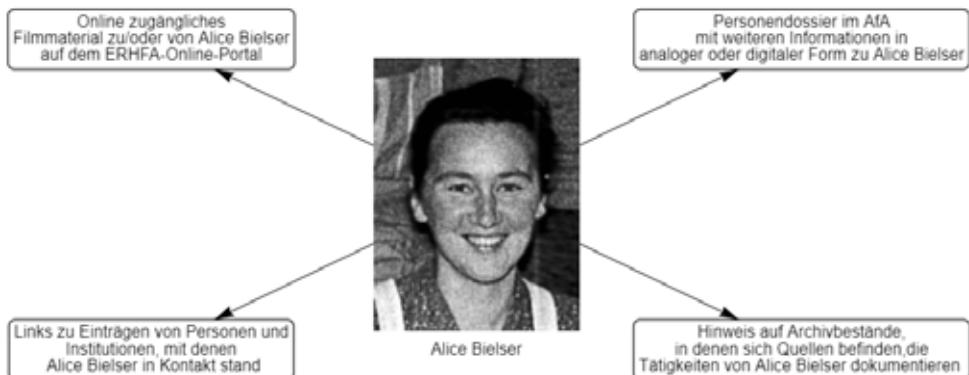
Aufbau, Sprache und Verschlagwortung der Artikel

Die Einträge zu den Institutionen bestehen nach Möglichkeit aus einer Organisationsgeschichte und einem Hinweis, ob die Institution über einen erschlossenen Archivbestand verfügt und wo sich dieser befindet. Wenn die verzeichnete Institution noch aktiv ist, enthält der Eintrag auch einen Link auf ihre Webseite. Abgeschlossen werden die Einträge zu den Institutionen mit einer Auflistung der Funktionsträger*innen (Geschäftsführerinnen, Redakteure, Direktoren etc.) inklusive deren Amtszeiten. So wird auf einen Blick ersichtlich, wer in der entsprechenden Organisation wie lange welche Funktionen ausübte und wer die Vorgängerin und der Nachfolger im angegebenen Amt war. Links machen es möglich, mit einem Mausklick direkt auf die Einträge zu den erwähnten Institutionen und Personen zu gelangen.

Bei den Personeneinträgen ist zwischen den standardisierten Abschnitten zur Person sowie ihren beruflichen und öffentlichen Tätigkeiten und dem offenen Abschnitt „Biografische Skizze“ zu unterscheiden. Bei den standardisierten Feldern geht es darum, einzelne Angaben wie die Lebensdaten, die Ausbildung, den Beruf und die Tätigkeiten in Institutionen sichtbar zu machen und mit Links auf Vorgänger und Nachfolgerinnen hinzuweisen. Bei den biografischen Skizzen besteht die Möglichkeit, das Wirken der Person ausführlicher darzustellen, auf den ersten Blick nicht naheliegende Querverbindungen aufzuzeigen und auf inhaltliche Schwerpunkte hinzuweisen. Enthält der Eintrag eine ausführlichere biografische Skizze, wird der Name der Verfasserin oder des Verfassers aufgeführt. Wenn immer möglich werden die Einträge mit einer Porträtfotografie ergänzt. Auch diese Fotos stammen in der Regel aus Publikationen und Archivbeständen, die im AfA greifbar sind. In der Rubrik „Quellen und Literatur“ werden Publikationen der erfassten Person aufgeführt oder Hinweise gemacht, wo deren Publikationen allenfalls verzeichnet sind; die Erstellung und Open-Access-Publikation einer vollständigen Bibliografie wird jedoch nicht angestrebt. Wenn die Informationen zu den einzelnen Beiträgen aus einer Vielzahl von Quellen stammen, werden diese summarisch ausgewiesen.

Über viele der im Portal verzeichneten Personen sind im AfA wesentlich mehr Informationen vorhanden, als im Eintrag vermerkt werden können. Wenn diese Informationen

Abbildung 2: Alice Bielser



Quelle: Eigene Darstellung auf der Grundlage des Eintrags in [https://www.histoirerurale.ch/pers/personnes/Bielser,_Alice_\(1925_2017\)_--DB335.html](https://www.histoirerurale.ch/pers/personnes/Bielser,_Alice_(1925_2017)_--DB335.html) (22.1.2022).

anderweitig online zugänglich sind, werden sie direkt verlinkt. In den anderen Fällen erfolgt ein Hinweis auf den Standort, wo sich die entsprechenden Quellen befinden und konsultiert werden können, wie am Beispiel des Eintrags über *Bielser, Alice (1925–2017)–DB335*, Beraterin und Lehrerin für Hauswirtschaft, ersichtlich wird.

Der Eintrag enthält neben den Lebensdaten und Informationen zur Ausbildung, der beruflichen Tätigkeit und Alice Bielsers Engagement in der Öffentlichkeit auch eine ausführliche biografische Skizze, in der zwei inhaltliche Aspekte besonders thematisiert werden. Zum einen geht es um ihren Standpunkt in der in den 1950er Jahren erneut viel diskutierten Frage, ob es sich bei der Landwirtschaft um einen „unterentwickelten“ Zweig der Volkswirtschaft handle, der nun endlich nach dem Vorbild der Industrie zu gestalten sei.⁴ Angesprochen werden zum anderen Alice Bielsers Bestrebungen zur Zweiteilung der Bäuerinnenausbildung in eine ländlich-hauswirtschaftliche Grundausbildung und eine berufsbäuerliche Weiterbildung für diejenigen Frauen, die sich an der Führung eines bäuerlichen Betriebes beteiligen wollten. Im Weiteren enthält der Eintrag Links auf Filme, deren Inhalte zu einem großen Teil auf Manuskripten von Alice Bielser basieren und die vom AFA im Online-Portal der European Rural History Film Association (ERHFA)⁵ zugänglich gemacht werden. Abgeschlossen wird der Eintrag mit Verweisen auf ihre in elektronischer und in Papierform bestehenden Personendossiers im AFA sowie den Archivbestand des *Schweizerischer Bäuerinnen- und Landfrauenverband (SBLV)*, AfA362, der, wie aus den dort zugänglichen Quellen ersichtlich wird, im Disput um die Ausbildung der Bäuerinnen eine dezidiert andere Meinung vertrat als sein Mitglied Alice Bielser.

Verschlagwortet ist der Eintrag einerseits mit Links zu denjenigen Personen, die wie Bielser in den Kantonen Solothurn, Baselland und Zürich tätig waren, sowie mit Links zu den Institutionen, in denen sie selbst eine Funktion innehatte, das heißt konkret zur *Landwirt-*

4 Werner Baumann/Peter Moser, Bauern im Industriestaat. Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918–1968, Zürich 1999, 370 f.

5 <https://ruralfilms.eu/filmdatabaseOnline/> (14.1.2022).

schaftliche Schule Wallierhof, AfA584, zum Schweizerischer Bäuerinnen- und Landfrauenverband (SBLV), AfA362, zur Schweizerischen Vereinigung zur Förderung der Betriebsberatung in der Landwirtschaft AGRIDEA, AfA105, sowie zur Arbeitsgemeinschaft für ländliche Soziologie, AfA664. Einen Link auf das von der *Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften* getragene Projekt *Metagrid*, das geisteswissenschaftliche Online-Ressourcen verknüpft, die biografische Daten enthalten, gibt es in diesem Eintrag im Moment (noch) nicht, weil bis jetzt kein anderes online zugängliches Nachschlagewerk Informationen über Alice Bielser enthält.⁶ Wo solche Einträge bestehen, werden sie jedoch via *Metagrid* systematisch verlinkt.

Verfasst wird der Eintrag zu Alice Bielser auf Deutsch, weil Deutsch ihre Muttersprache war. Entscheidend für die Wahl der Sprache eines Eintrags (Deutsch, Französisch, Englisch) ist die Muttersprache der Person und/oder das Sprachgebiet, in dem sie hauptsächlich tätig war. Weil laufend Einträge zu Personen und Institutionen aus immer neuen Teilbereichen des Agrarischen erstellt werden, ist eine inhaltliche Verschlagwortung nicht praktikabel. Die Verschlagwortung der Einträge beschränkt sich deshalb auf die geografischen Räume (Länder, Kantone), in denen die Akteur*innen tätig waren, und die im Portal über einen eigenen Eintrag verfügenden Institutionen, in denen sich die Akteur*innen engagierten oder zu denen sie Kontakte unterhielten.

*Perspektiven zum Ausbau und Rückmeldungen der Benutzer*innen*

Das mit der Open-Source-Software *MediaWiki* umgesetzte Konzept des AfA-Portals *Personen und Institutionen* ist in vieler Hinsicht ausbaubar. Neben der laufenden Ergänzung bestehender Einträge können neue Personen und Institutionen aufgenommen werden. Der größte Teil der bisher Verzeichneten, rund 95 Prozent, war – oder ist – primär in der Schweiz tätig. Wir arbeiten, zusammen mit Kooperationspartner*innen im Ausland, momentan an einer Ausweitung der Aufnahme von Personen und Institutionen, die auf der internationalen Ebene oder in anderen Ländern tätig waren.

Aufmerksame Benutzer*innen des Portals haben die Möglichkeit, dem AfA Ergänzungen, Korrekturen und Anregungen sowie Vorschläge für neue Einträge zu unterbreiten. Über die Integration von Informationen der Leserschaft entscheidet das AfA unter Berücksichtigung der redaktionellen Richtlinien des Online Portals. Die Rückmeldungen können via ein in jedem Eintrag zur Verfügung stehendes Formular online eingereicht werden.

Was das Portal auch noch bietet: Einblicke in Netzwerke, Genealogien, Kontexte und Tätigkeitsfelder

Das AfA-Portal *Personen und Institutionen* ist in erster Linie ein Nachschlagewerk. Doch die Vielfalt der Einträge und die Möglichkeiten zu ihrer Verknüpfung machen das Portal zugleich zu einer Forschungsinfrastruktur, die zu Fragestellungen anregt und zu neuen Einsichten ver-

⁶ Vgl. www.metagrid.ch (14.1.2022).

hilft. So ermöglicht beispielsweise die systematische Verortung einzelner Biografien innerhalb größerer familiärer Strukturen die Rekonstruktion von Genealogien, die familiäre Tendenzen bei der Berufswahl oder Heiratsstrategien offenlegen. Die Dichte der Einträge zu den Institutionen regt dazu an, die organisatorische Entwicklung der Landwirtschaft zumindest in Teilbereichen zu rekonstruieren. Dabei geht es nicht (nur) um Institutionengeschichten, sondern auch um die Visualisierung sich verändernder Netzwerke, die sowohl für das berufliche Fortkommen von Individuen als auch für die Veränderungen der Vorstellungen über das Agrarische von grundlegender Bedeutung sind. Eine thematische Gruppierung von Personeneinträgen beispielsweise macht Tätigkeitsfelder sichtbar, auf denen sich zuweilen Akteur*innen bewegten, die in diesem Umfeld nicht unbedingt erwartet werden, wie am Beispiel des Agrikulturchemikers *Gisiger-Brunner, Leo (1901–1989)*--DB1273 deutlich wird, der auch auf dem Hof der Biobäuerin *Hofstetter, Mina (1883–1967)*--DB1638 referierte.

Institutionen

Der gesellschaftliche Zugriff auf die Landwirtschaft und die Komplexität des die Reproduktion integrierenden Prozesses der Nutzung lebender Ressourcen hatten zur Folge, dass seit den 1880er Jahren ausgesprochen viele Institutionen entstanden, die sich mit Agrarfragen beschäftigten. Systematische Erhebungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kamen zum Schluss, dass es mehr als 12.000 landwirtschaftliche Vereine, Verbände und Genossenschaften gebe.⁷ „Die Schweiz“ sei „ein landwirtschaftlich vollständig durchorganisiertes Land, wie man es auf der Welt in dieser Art wohl kaum sonstwo“ vorfinde, stellte die *Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift* 1939 fest.⁸ Allerdings wurden nicht nur neue Institutionen gegründet, sondern zuweilen auch bestehende aufgelöst. Andere fusionierten oder wurden in größere Verbände integriert. Immer wieder wurden sie umbenannt, beispielsweise wenn sie andere Funktionen übernahmen oder wenn sie ihr Auftreten den neuen Verhältnissen anpassen wollten.

Es fällt deshalb sogar versierten Kenner*innen und aufmerksamen Beobachter*innen schwer, sich eine Übersicht über die vielfältigen Vereins- und Verbandslandschaften im Agrarbereich zu verschaffen. Die Einträge zu den bislang verzeichneten rund 500 Institutionen eignen sich zu Visualisierungen, die einen Überblick über die Entwicklung des Organisationswesens in Teilgebieten ermöglichen. Damit werden aber nicht nur Übersichten kreiert, sondern auch Zusammenhänge sichtbar gemacht, die bei einer rein additiven Darstellung der Institutionen verborgen bleiben, wie im Folgenden an den Beispielen der Landarbeiter, des Biolandbaus und der Bäuerinnen illustriert wird.

7 Für eine Übersicht im Jahr 1941 vgl. Hans Brugger, Die land- und forstwirtschaftlichen Vereinigungen der Schweiz. Eine Darstellung ihres Aufbaus und ihrer Tätigkeit auf Grund der Erhebung von 1941 (Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariates 131), Brugg 1943.

8 Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift 67 (1939), 425.

Organisationen und Periodika der Dienstboten und Landarbeiter⁹

Abbildung 3: Organisationen der Dienstboten und Landarbeiter



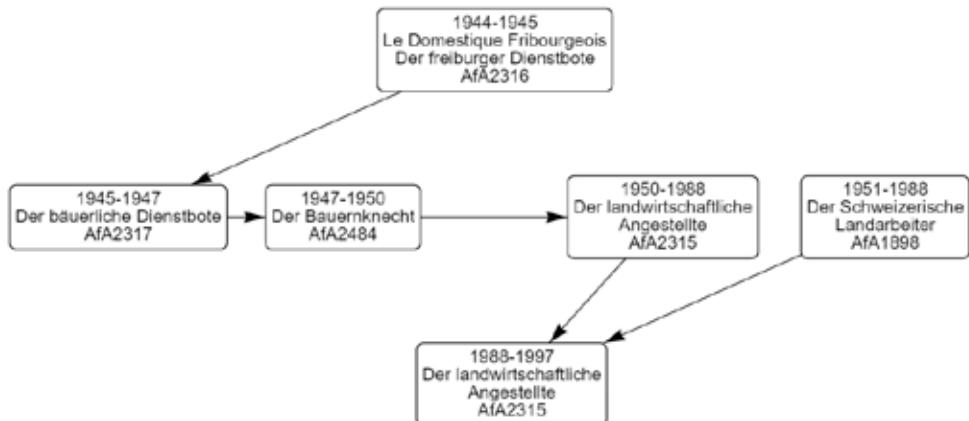
Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage der Einträge in <https://www.historierurale.ch/pers/>.

Nach den ersten, vor und nach dem Ersten Weltkrieg erfolglos unternommenen Bestrebungen zum organisatorischen Zusammenschluss der Melker¹⁰ und Dienstboten gelang es den Dienstboten und Landarbeitern in den 1940er Jahren doch noch, eigene Verbände zu errichten – 1941/42 auf der kantonalen, 1945 auf der schweizerischen Ebene. 1950 gründeten die Dienstbotenverbände aus den Kantonen Luzern und Zug sowie den katholischen Gebieten des Aargaus mit dem *Christlicher Landangestelltenverband der Schweiz*, AfA323 einen eigenen Dachverband. Sie wollten vor allem Anliegen ihrer Mitglieder im Rahmen der Entstehung des neuen Landwirtschaftsgesetzes dezidierter vertreten, als dies der *Schweizerischer bäuerlicher Dienstbotenverband*, AfA311, dessen Mitglieder mehrheitlich in den protestantischen Mittellandkantonen tätig waren, in ihren Augen tat. In den protestantischen Gebieten waren vor allem Jüngere als Dienstboten tätig. Viele von ihnen strebten die Übernahme einer Pacht an, manche hatten Aussicht auf die Übernahme eines Hofes aus der Verwandtschaft oder suchten nach lukrativeren Erwerbsmöglichkeiten in der Industrie. Sie hatten deshalb teilweise andere Erwartungen an ihre Verbände als ihre Kollegen in denjenigen katholischen Gebieten, in denen auch Dienstboten, die eine landwirtschaftliche Fachschule absolviert hatten, oft ihr

9 In diesem Abschnitt sind die Akteure in der männlichen Form angegeben, weil es ausschließlich Männer waren, die diesen Organisationen als Mitglieder beitraten.

10 Hans Steinegger, Die wirtschaftliche und soziale Stellung des landwirtschaftlichen Arbeiters in der Schweiz, Bern 1943.

Abbildung 4: Periodika der Dienstboten und Landarbeiter



Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage der Einträge in <https://www.histoirerurale.ch/pers/>.

ganzes Berufsleben als Melker oder Karrer auf größeren Betrieben tätig waren.¹¹ Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre näherten sich die beiden Verbände inhaltlich an und schlossen sich 1988 auch organisatorisch in der *Arbeitsgemeinschaft der Berufsverbände landwirtschaftlicher Angestellter (ABLA)*, AfA312 zusammen. Die ab den 1950er Jahren teilweise an die Stelle der einheimischen Dienstboten tretenden ausländischen Saisoniers, die zuerst aus Italien, dann vor allem aus Spanien und später aus Portugal, Marokko, Tunesien, Jugoslawien und der Türkei stammten, verfügten hingegen über keine eigenständigen Organisationen. Ihre Anliegen wurden teilweise von den Gewerkschaften Bau und Holz respektive UNIA, ab 1997 in der Romandie zusätzlich von der unter anderen von Sauvin, Philippe (1952--) DB4455 neu gegründeten Gewerkschaft *L'autre syndicat* wahrgenommen.

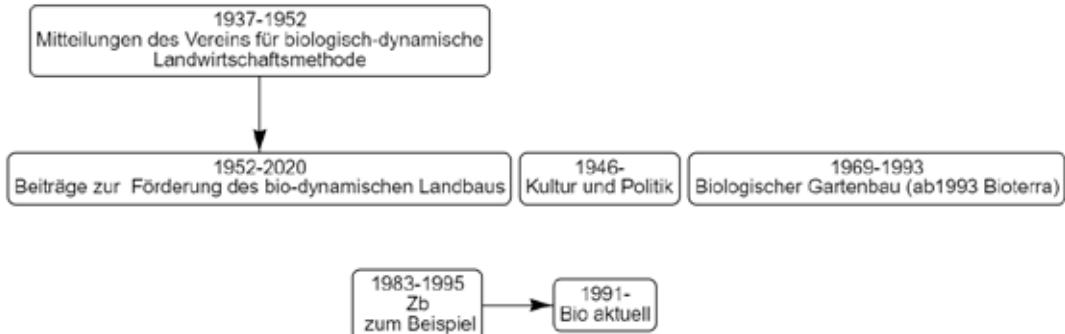
Die Existenz von zwei Dachverbänden hatte zur Folge, dass von 1950 bis 1988 mit *Der Landwirtschaftliche Angestellte*, AfA2315 und *Der Schweizerische Landarbeiter*, AfA1898 gleich zwei Periodika publiziert wurden, obwohl die Anzahl der Dienstboten in diesem Zeitraum dramatisch abnahm. Die ab Ende der 1940er Jahre immer zahlreicheren ausländischen Saisonarbeiter*innen hingegen verfügten über kein eigenes Publikationsorgan.

Periodika und Organisationen im Biolandbau

Im Biolandbau ist das Publikationswesen eng an die Entstehung und Entwicklung bäuerlicher Organisationen gekoppelt, die sich seit der Zwischenkriegszeit diesem verschrieben haben. Agronomen spielten lange Zeit weder in den Organisationen noch in den Periodika des Biolandbaus eine wichtige Rolle. Erst mit der Gründung des *Forschungsinstitut für biologische Landbau* (1971) und dem daraus entstandenen *Bund für biologischen Landbau* (1973) wurde ein zentrales Organisationszentrum geschaffen, das die verschiedenen Organisationen zusammenführte und deren Interessen vertreten konnte.

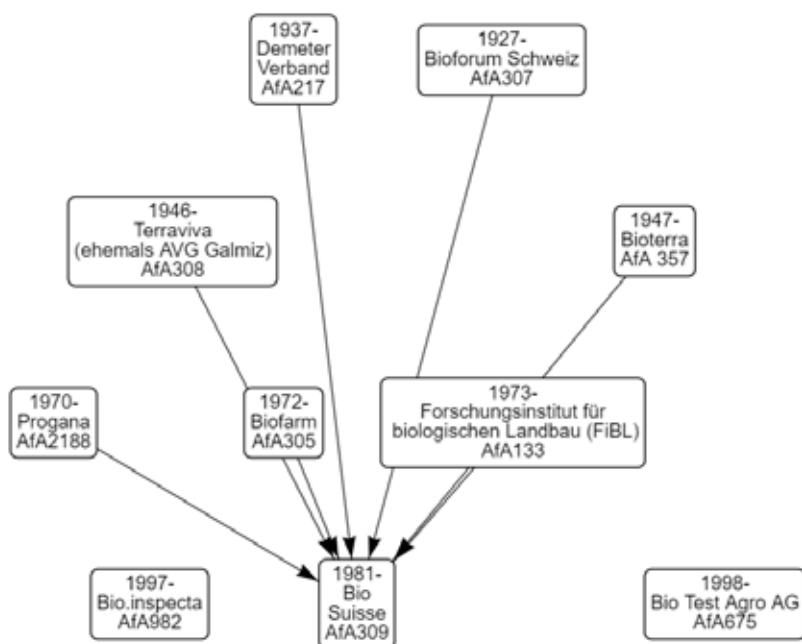
11 Peter Hersche weist zudem darauf hin, dass es nichterbende Bauernsöhne in katholischen Gebieten wie Obwalden oder Appenzell lange vorzogen, als Knechte in der Landwirtschaft zu bleiben, „in die Fabrik zu gehen war für sie eindeutig die letzte Wahl“. Vgl. Peter Hersche, Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditioneller Katholizismus in der voralpinen Schweiz 1945–1960, Baden 2013, 81 f.

Abbildung 5: Periodika im Biolandbau



Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage der Einträge in <https://www.histoirerurale.ch/pers/>.

Abbildung 6: Organisationen im Biolandbau



Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage der Einträge in <https://www.histoirerurale.ch/pers/>.

schen Landbau (FiBL), AfA133 in den 1970er Jahren sowie der staatlichen Anerkennung und Förderung als einer spezifischen Produktionsmethode in den 1980/90er- Jahren begannen sich auch Repräsentant*innen der Agrarwissenschaften, des Handels und der Verarbeitung mit dem Biolandbau zu beschäftigen und darüber zu publizieren.

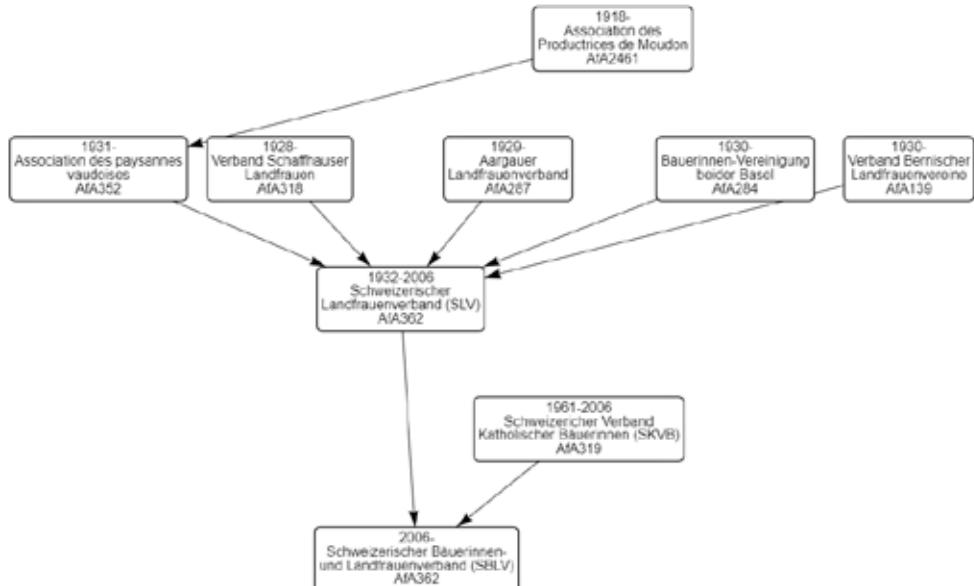
Die Bäuerin *Hofstetter, Mina (1883–1967)*--DB1638 veröffentlichte als Verfechterin einer viehlosen biologischen Landwirtschaft schon in den 1920er Jahren regelmäßig Texte in Periodika der Lebensreformbewegung wie dem *Tao*. Die bio-dynamische Richtung schuf 1937 mit den *Mitteilungen des Vereins für biologisch-dynamische Landwirtschaftsmethode* das erste Publikationsorgan, das sich ganz der Förderung des Biolandbaus verschrieb. Nach dem Zweiten Weltkrieg lancierten die Jungbauern mit *Kultur und Politik*, AfA2147 eine eigene Zeitschrift, in der Fragen zum Biolandbau eine wichtige Rolle spielten. Die Genossenschaft Biologischer Landbau *Bioterra*, AfA357, die 1947 auf dem Hof von Mina Hofstetter gegründet worden war, publizierte ab 1969 das Organ *Der biologische Land- und Gartenbau*. Mit der Monatsschrift zB. *zum Beispiel* veröffentlichte das FiBL ab 1983 eine eigene Zeitschrift, die 1991/92 um das nun mit *Bio Suisse*, AfA309 gemeinsam herausgegebene Organ *Bioaktuell*, AfA2412 ergänzt wurde.

Der Biolandbau besteht aus unterschiedlichen Gruppierungen, die sich in eigenständigen Verbänden zusammenschlossen. Zur besseren Vertretung ihrer Anliegen sowohl gegenüber dem Handel und den Verarbeitern ihrer Produkte als auch in den agrarpolitischen Auseinandersetzungen schlossen sich die meisten dieser Verbände 1981 im Dachverband *Bio Suisse*, AfA309 zusammen. Der Dachorganisation auf der nationalen Ebene gehören mittlerweile auch viele auf der kantonalen Ebene tätige Bioorganisationen an. Ebenfalls Mitglied bei *Bio Suisse* ist das *Forschungsinstitut für biologischen Landbau* (FiBL), AfA133, nicht jedoch die Ende der 1990er Jahre gegründeten Zertifizierungs- und Kontrollorganisationen *Bio Test Agro AG*, AfA675 und *bio.inspecta AG*, AfA982.

Bäuerinnenorganisationen

Nach den Bauern im 19. Jahrhundert schlossen sich in der Zwischenkriegszeit auch die Bäuerinnen in eigenständigen Organisationen zusammen. Nannte sich die erste im Jahr 1918 von *Gillabert-Randin, Augusta (1869–1940)*--DB1259 im Broyetal gegründete Vereinigung noch explizit *Association des Productrices de Moudon*, AfA2461, so verstanden sich die ab den späten 1920er Jahren in Verbänden und Vereinen organisierten Bäuerinnen sowohl als Produzentinnen als auch als Hausfrauen. Deshalb nannten sie ihre Organisationen nicht mehr Produzentinnen-, sondern Landfrauenverbände, der nicht nur Bäuerinnen als Mitglieder beitreten konnten. Die Haupttätigkeit der Landfrauenverbände auf der kantonalen Ebene, die 1932 mit dem Schweizerischen Landfrauenverband eine Dachorganisation schufen, bestand in der Gestaltung und Durchführung der beruflichen Aus- und Weiterbildung junger Bäuerinnen. Weil die Bäuerinnenausbildung in den 1950er Jahren zunehmend von den Bundesbehörden reguliert wurde, schlossen sich gegen Ende der 1950er Jahre auch die Bäuerinnen in den katholischen Gebieten in eigenständigen Organisationen zusammen, die 1961 den *Schweizerischer Verband Katholischer Bäuerinnen* (SVKB), AfA319 gründeten, um bei der Umsetzung der eidgenössischen Vorgaben spezifisch katholische Anliegen besser

Abbildung 7: Organisationen der Bäuerinnen



Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage der Einträge in <https://www.historierurale.ch/pers/>.

vertreten zu können. 2006 fusionierten die beiden Dachverbände zum *Schweizerischer Bäuerinnen- und Landfrauenverband (SBLV)*, AfA362.

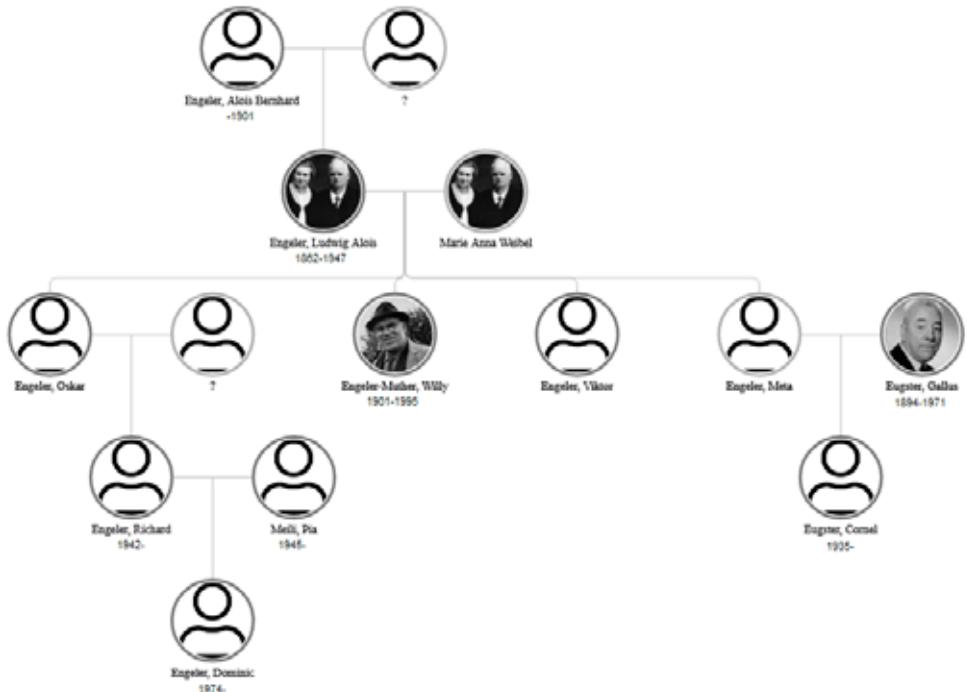
Genealogien

Aus den Einträgen zu einzelnen Personen lassen sich Verwandtschaftsbeziehungen rekonstruieren, obwohl bei der Aufnahme der jeweiligen Personen ins Portal individuelle Aktivitäten, nicht verwandtschaftliche Beziehungen ausschlaggebend waren. Ein Blick auf rekonstruierte Genealogien bestätigt oder widerlegt nicht nur allgemeine Vermutungen, sondern ermöglicht zuweilen auch neue Einsichten. So wird beispielsweise anhand einzelner Familien sichtbar, dass im 20. Jahrhundert Agronomen relativ oft Schwestern ihrer Studienkollegen heirateten. Zugleich wird ersichtlich, dass bemerkenswert viele Söhne von Agronomen in der agrarischen Praxis tätig wurden, aus der ihre Väter oft stammten. Aus den Genealogien werden also nicht nur verwandtschaftliche Beziehungen sichtbar, sondern auch berufliche Netzwerke und Entwicklungsmöglichkeiten für Individuen.

Gleichzeitig illustrieren die rekonstruierbaren Genealogien, dass sich die Institution der Familie seit dem 18. Jahrhundert zwar stark verändert hat, aber für die Verortung der Individuen in der Gesellschaft kaum an Bedeutung verlor.¹² Aus den Einträgen werden zuweilen familiäre Zusammenhänge sichtbar, die für die Geschichtsschreibung nicht uninteressant,

12 Vgl. dazu auch die Beiträge von Ernst Langthaler, Sandro Guzzi-Heeb, Gertraud Seiser und anderen in: Georg Fertig (Hg.), Social Networks, Political Institutions, and Rural Societies (Rural History in Europe, Bd. 11),

Abbildung 8: Familie Engeler



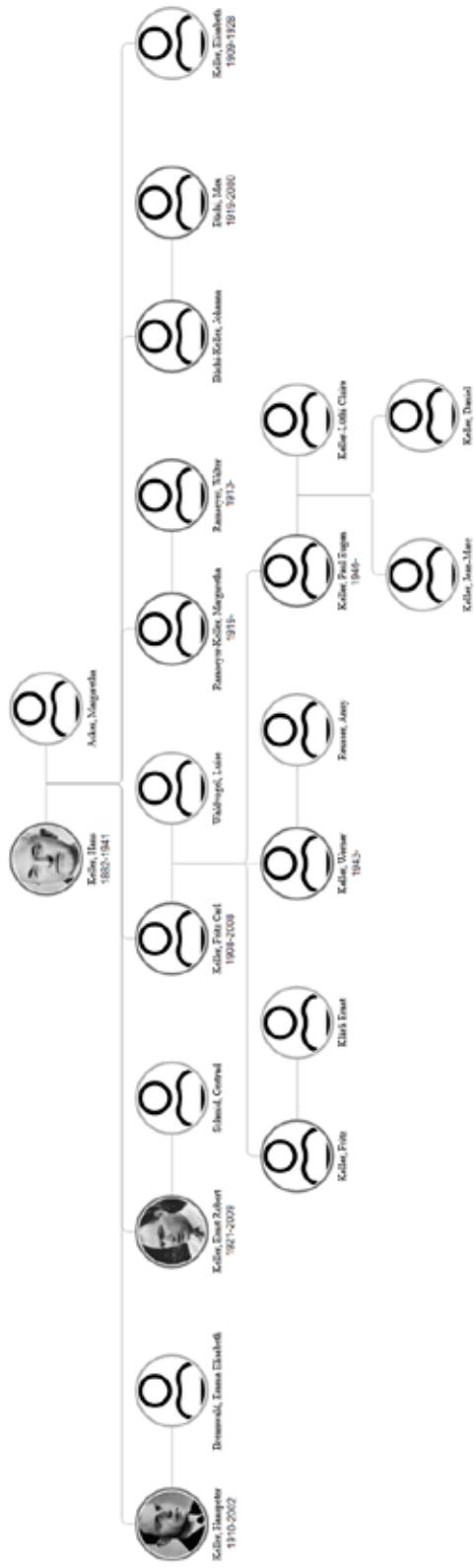
Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage der Einträge in <https://www.historerurale.ch/pers/>.

aber weitestgehend unbekannt sind. So war der Agronom und sozialdemokratische Journalist *Schmidt, Franz* (1902–1947)--DB3161 nicht nur der Bruder von *Schmidt, Dora* (1895–1985)--DB3160, einer der ersten höheren Beamtinnen in der Bundesverwaltung, sondern auch von *Schmidt, Georg C. L.* (1906–1985)--DB5301, der von 1933 bis 1971 als Bundeshauskorrespondent liberaler Tageszeitungen arbeitete. Für Historiker*innen allerdings relevanter ist, dass es sich beim Bruder von Franz Schmidt um den Historiker handelt, der 1932 das zweibändige Werk *Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus* publizierte, das in der Zwischenkriegszeit zwar in bäuerlichen Kreisen gelesen, von der Historiografie jedoch ein halbes Jahrhundert lang ignoriert wurde.¹³ Es gehöre „wohl zum grössten Versäumnis der schweizerischen Geschichtsforschung, dass sie dieses Werk nicht als Leitstern erkannte und benutzte, um den Weg zu neuen Problemstellungen und Forschungsrichtungen zu finden“.

Turnhout 2015 sowie David W. Sabean/Simon Teuscher/Jon Mathieu (Hg.), *Kinship in Europe: Approaches to Long-Term Development (1300–1900)*, New York 2007.

13 Georg C. L. Schmidt, *Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus. Die Wandlung der Schweizer Bauernwirtschaft im achtzehnten Jahrhundert und die Politik der Ökonomischen Patrioten*, 2 Bde., Bern 1932. Dass das Werk in den 1930er Jahren in bäuerlichen Kreisen zur Kenntnis genommen wurde, zeigt sich beispielsweise daran, dass die Versandbibliothek der *Schweizerischen Bauernheimatbewegung* (besser bekannt als *Jungbauernbewegung*) mehrere Exemplare von Schmidts Werk enthielt, die von Ortsgruppen auf dem Postweg ausgeliehen wurden. Vgl. dazu den Eintrag zum *Bioforum Schweiz* im AfA-Portal *Personen und Institutionen*.

Abbildung 9: Familie Keller



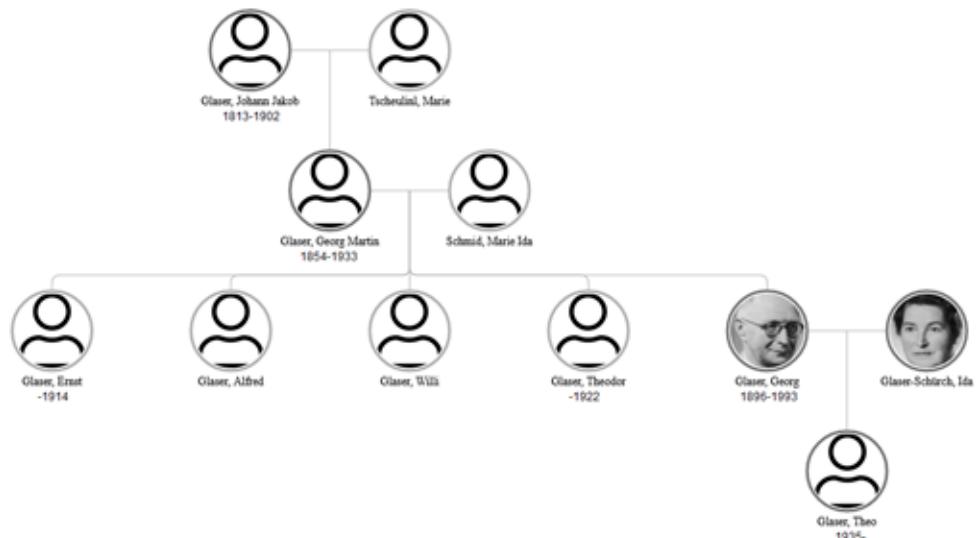
Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage der Einträge in <https://www.historirurale.ch/pers/>.

und zu gehen“, schrieb Rudolf Braun 1984 im Vorwort zu seinem Buch über das ausgehende Ancien Régime, das er „aus Demut, Hochachtung, Bewunderung und Dank“ Georg Schmidt „in Verehrung“ widmete.¹⁴

Dass sowohl ein Studium der Agronomie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich als auch eine juristische Ausbildung oder ein Studium der Veterinärmedizin an einer Universität in die praktische Landwirtschaft führen konnten, zeigt die Familie von Engeler, Ludwig Alois (1862–1947)--DB946 und Marie Weibel. Während ein Sohn von ihnen den Gutsbetrieb weiterführte, wurde dessen Bruder Engeler-Muther, Willy (1901–1995)--DB949 zu einem der wichtigsten der wissenschaftlich ausgebildeten Viehzüchter, der weit über die Schweiz hinaus bekannt war. Sein Schwager Eugster, Gallus (1894–1971)--DB977 wiederum war ein ausgebildeter Veterinär, der in Nordamerika die landwirtschaftliche Praxis kennenerlernte und von ihr so eingenommen war, dass er nach seiner Rückkehr in die Schweiz als Landwirt tätig wurde.

Es war eher selten, dass, wie im Falle von Margarethe Acker und Keller, Hans (1882–1941)--DB1873, dem berühmten Agronomen, alle überlebenden Nachkommen – Keller, Hanspeter (1910–2002)--DB1877, Keller, Ernst Robert (1921–2009)--DB1868, Keller, Fritz Carl (1908–2008)--DB1871, Ramseyer-Keller, Margaretha (1919–)--DB2779 und Büchi-Keller, Johanna (1923–)--DB549 – Agronomie studierten oder studierte Agronomen heirateten. Auch bezüglich der Karrieren, die die Kinder machten – Hanspeter Keller wurde Direktor der Eidgenössischen Getreideverwaltung, Ernst Robert Keller Professor für Pflanzenzüchtung an der ETH und Fritz Carl Keller Direktor der *Schweizerische Genossenschaft für Gemüsebau* (SGG), AfA224 – , stellt die Familie Keller eine interessante Ausnahme dar. Nicht untypisch

Abbildung 10: Familie Glaser



Quelle: Eigene Darstellung auf Grundlage der Einträge in <https://www.histoirurale.ch/pers/>.

14 Rudolf Braun, Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz. Aufriss einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts, Göttingen/Zürich 1984, 11 f.

an der Familie Keller ist hingegen, dass die agrarische Praxis in Familien attraktiv bleiben konnte, deren Mitglieder in der Wissenschaft und der Verwaltung beruflich ausgesprochen erfolgreich waren.

Aus der Genealogie der Familie von *Glaser-Schürch*, *Ida--DB1281* und *Glaser, Georg (1896–1993)--DB1278* wird ersichtlich, dass das berufliche Interesse an landwirtschaftlichen Fragen zuweilen eine ganze Generation überspringen konnte, ohne dass es dadurch verloren ging. Auch erkennbar wird an der Familie Glaser, dass Bildungsinstitutionen und die öffentliche Verwaltung für die Agronomen vom 19. bis ins 21. Jahrhundert wichtige Tätigkeitsfelder waren.

Netzwerke

Aus den Einträgen zu den einzelnen Personen lassen sich unzählige Berufslaufbahnen rekonstruieren, die nach Zeitraum, Geschlecht und Beruf stark variierten. Durch die Personen-einträge werden aber zusätzlich Institutionen sichtbar, in denen sich die Akteur*innen engagierten, sowie thematische Handlungsfelder, in denen sie sich bewegten. Erkennbar werden solche Tätigkeitsgebiete nicht zuletzt durch die beruflichen Kontakte, die Individuen untereinander pflegten. Die Zusammenstellung von themenspezifischen Gruppierungen macht zudem Beziehungen sichtbar und generiert Einsichten, die sonst leicht übersehen werden. So zeigt ein Blick auf die Gruppe derjenigen Frauen und Männer, die sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hauptberuflich mit der Haltung und Züchtung von Geflügel beschäftigten, dass diese ihr Handwerk entweder in Nordamerika oder an bäuerlich-hauswirtschaftlichen Schulen in der Schweiz erlernten und nicht wie die Getreide- und Viehzüchter in der agrarischen Praxis, den landwirtschaftlichen Fachschulen oder an der ETH Zürich. *Abteilung für Landwirtschaft – Institut für Agrarwissenschaften, AfA77*. Das Fach Geflügelkunde wurde in der Schweiz lange gar nicht unterrichtet. In den USA jedoch wurde die Zucht und Haltung von Geflügel von Lehrstuhlinhabern an Universitäten gelehrt, wie Agronomen und Landwirte auf ihren Reisen immer wieder verwundert feststellten.¹⁵ So wird allein aus den Einträgen zu den Personen im AfA-Portal ersichtlich, dass in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Schweiz die Tier- und Pflanzenzucht von Bauern und Agronomen, die Haltung und Zucht von Geflügel hingegen von Bäuerinnen und (ehemaligen) Lehrern dominiert wurde.

Anhand der folgenden acht Themenbereiche sollen Netzwerke und Verbindungen zwischen Institutionen und Akteur*innen sichtbar gemacht werden, die sich auf der Grundlage der Gesamtheit der Einträge auch für zahlreiche andere Tätigkeitsfelder konstruieren ließen.

15 Vgl. dazu Franz Müller, Mit der zweiten schweizerischen Studienkommission, Gruppe Landwirtschaft, durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika und durch Kanada, Zug 1922.

Agrarökonomen

Agrarökonomen spielen in der Entwicklung der Landwirtschaft seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine wichtige Rolle.¹⁶ Der erste Inhaber des Lehrstuhls für landwirtschaftliche Betriebslehre an der ETH, *Kraemer, Adolf (1832–1910)*--DB2000, war wie sein Nachfolger, *Laur, Ernst Ferdinand (1871–1964)*--DB2092, ein international anerkannter Wissenschaftler, der gleichzeitig enge Kontakte zu bäuerlichen Praktikern pflegte. Obwohl sich die führenden Agrarökonomen um *Rieder, Peter (1940–)*--DB2864 ab den 1970er Jahren methodisch radikal von ihren Vorgängern, zu denen neben Kraemer und Laur insbesondere *Howald, Oskar (1897–1972)*--DB1663 gehörte, abzugrenzen begannen, blieben sie einem Teil der Zielsetzungen ihrer Vorgänger treu; auch sie wollten aus den Bauern Landwirte machen, die ihre Betriebe auf die sich verändernden gesellschaftlichen Präferenzen ausrichteten. *Vallat, Jean (1924–2009)*--DB3638, der ab 1967 als Professor an der ETH lehrte, war einer der wenigen, die gleichzeitig dafür plädierten, dass sich in ökonomischer Hinsicht nicht nur die Bauern an die Wirtschaft der Industriegesellschaft anpassen sollten, sondern Wirtschaft und Gesellschaft auch auf die durch die Nutzung lebender Ressourcen bedingten agrarischen Eigenheiten (Zyklizität und Saisonalität der Produktion) Rücksicht nehmen sollten.

Agrikulturchemiker

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Einfluss gewinnenden Agrikulturchemiker orientierten sich lange primär an den Erkenntnissen und Theorien von *Liebig, Justus von (1803–1873)*--DB2148. *Simler, Rudolf Theodor (1833–1873)*--DB3342 beispielsweise konzipierte Pflanzen und Tiere als Maschinen und ging davon aus, dass der Einsatz von Dampfmaschinen in der Landwirtschaft künftig die gleichen Resultate erzielen würde wie in der Industrie schon seit dem späten 18. Jahrhundert. Die Misserfolge der Versuche zur Industrialisierung der landwirtschaftlichen Praxis führten jedoch auch bei vielen Agrikulturchemikern zu einem vertieften Interesse an den Eigenlogiken der agrarischen Produktion.¹⁷ Zu ihnen gehörte der an der ETH Zürich wirkende *Wiegner, Georg (1883–1936)*--DB3802, der international als Bodenkundler bekannt war. Seine weit über die Schweiz hinaus wirkenden Schüler konzentrierten sich wie beispielsweise *Pallmann, Hans (1903–1965)*--DB2625 auf die Bodenkunde oder wie *Kleiber, Max (1893–1976)*--DB1937 und *Engler, Hans (1902–1980)*--DB952 auf die Ernährung und die Stoffwechselprozesse der Haustiere.

-
- 16 Juri Auderset/Peter Moser, Permanenz des Unbehagens. Epistemischer Wandel und agrarpolitische Re-Regulierung im Zeitalter des Neoliberalismus, in: Regula Ludi/Matthias Ruoss/Leena Schmitter (Hg.), Zwang zur Freiheit. Krise und Neoliberalismus in der Schweiz, Zürich 2018, 37–61.
- 17 Juri Auderset/Peter Moser, Die Agrarfrage in der Industriegesellschaft. Wissenskulturen, Machtverhältnisse und natürliche Ressourcen in der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft (1850–1950), Wien/Köln/Weimar 2018.

Alpwirtschaft und Berglandwirtschaft

Nach der Gründung des Bundesstaates 1848 entstanden auch im Bereich der Alpwirtschaft gesamtschweizerisch tätige Institutionen. Zu den Gründungsmitgliedern des 1863 in Olten aus der Taufe gehobenen *Schweizerischer Alpwirtschaftlicher Verein (SAV)*, AfA215 gehörten der Deutsche 1848er-Flüchtling *Rödiger, Fritz (1824–1909)*--DB2898, der Pfarrer *Schatzmann, Rudolf (1822–1886)*--DB3066 sowie der Chemiker und Liebig-Schüler *Schild, Joseph (1824–1866)*--DB3100. Stammten anfänglich die meisten Fürsprecher der Berglandwirtschaft aus dem Mittelland, so engagierten sich im Verlaufe des späten 19. und im 20. Jahrhundert vermehrt Männer und Frauen, die wie *Rebmann, Johann Jakob (1846–1932)*--DB2804 oder *Zürcher, Alfred (1937–)*--DB3954 selbst in der Alpwirtschaft tätig waren. Ab den 1970er Jahren traten zudem Aussteiger und Neusiedlerinnen wie *Capaul, Armin*--DB650 oder *Minkner, Ulrike*--DB2401 als Repräsentant*innen der Landwirtschaft im Berg- und Juragebiet in Erscheinung.

Biolandbau

Der biologische Landbau als Anbaurichtung entstand in der Zwischenkriegszeit, als Bauern und Bäuerinnen wie *Hofstetter, Mina (1883–1967)*--DB1638 darauf verzichteten, auf ihren Höfen Kunstdünger und chemisch-synthetische Pflanzenschutzmittel einzusetzen. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden mehrere Organisationen, deren Mitglieder je eigenständige Anbaurichtlinien verfolgten. Neben den biologisch-dynamisch wirtschaftenden Bauern, die sich schon in der Zwischenkriegszeit zu organisieren begannen, schlossen sich auch die Anhänger*innen der vieldichten biologischen Landwirtschaft organisatorisch zusammen. Und auf dem Möschberg, im *Bioforum Schweiz*, AfA307, entstand die organisch-biologische Richtung, zu deren bekanntesten Exponent*innen *Müller-Bigler, Maria (1894–1969)*--DB2506 und die beiden Naturwissenschaftler *Müller, Hans (1891–1988)*--DB2476 und *Rusch, Hans Peter (1906–1977)*--DB4647 gehörten. Die an der ETH ausgebildeten Agronomen hingegen standen dem Biolandbau lange skeptisch bis ablehnend gegenüber. Erst in den 1970er Jahren, im Zusammenhang mit der Gründung des *Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL)*, AfA133, begannen sich einzelne Agronomen wie *Vogtmann, Hartmut*--DB4451 für den Biolandbau zu interessieren und zu engagieren. Bei der Etablierung des Dachverbandes *Bio Suisse*, AfA309 Ende der 1980er Jahre spielten dann Praktiker wie *Scheidegger, Werner (1936–)*--DB3069 und *Frischknecht, Ernst (1939–)*--DB1131 eine wichtige Rolle. *Niggli, Urs (1953–)*--DB2561, der langjährige Direktor des FiBL, wiederum steht für jene Agronomen, die heute versuchen, den Biolandbau mit Verfahren wie der Gentechnologie, deren Anwendung im Biolandbau bisher strikt abgelehnt wurde, zu versöhnen.

Dienstboten, Tagelöhnerinnen, Landarbeiter, Saisoniers und Kurzaufenthalter

Bei der Organisation der familienfremden Arbeitskräfte in eigenen Verbänden spielten Dienstboten wie *Gurtner, Jakob (1909–1990)*--DB1404, *Greter, Clemens (1916–1990)*--DB1337 oder *Frey, Eugen (1921–)*--DB1114 eine wichtige Rolle. Parteipolitisch aktiv waren nur wenige

von ihnen. Vereinzelt wurden Dienstboten jedoch in kantonale Parlamente gewählt, so beispielsweise *Hirschi, Gottfried* (1909–1975)–DB1595 in Bern oder *Kronenberg, Hans* (1908–)–DB2021 und Clemens Greter in Luzern. Dienstbotinnen wie *Huber, Katharina*–DB1677 engagierten sich nur selten in den Verbänden; eine Ausnahme, die die Regel bestätigt, war *Gfeller, Therese*–DB1254. Die in der Nachkriegszeit zahlreichen Saisonarbeiter*innen aus Südeuropa waren kaum je Mitglied eines Angestelltenverbandes. Das gilt auch für die vorwiegend aus Osteuropa stammenden Kurzaufenthalter und Erntehelferinnen, die nach der Abschaffung des Saisonierstatuts in Betrieben mit Spezialkulturen an die Stelle der Saisoniers traten. Ganz ohne Stimme blieben sie trotzdem nicht. Ihre Anliegen vertritt unter anderen *Sauvin, Philippe* (1952–)–DB4455 von der Gewerkschaft *L'autre syndicat*.

Geflügelzüchter*innen

Bis Ende des 19. Jahrhunderts wurden Hühner und anderes Geflügel primär zur Selbstversorgung gehalten. Auf die Produktion von Eiern und Fleisch spezialisierte Geflügelbetriebe wie derjenige von *Donini, Gaetano* (1874–1926)–DB840 entstanden in der Schweiz erstmals im frühen 20. Jahrhundert. Viele, die sich nun auf die Geflügelhaltung konzentrierten, gingen wie beispielsweise *Lenggenhager, Eugen* (1890–1945)–DB6009 und *Duttlinger-Rohr, Ernst* (1901–1971)–DB888 nach Nordamerika, um ihr Handwerk zu lernen. Denn in der Schweiz wurde das Fach Geflügelkunde bis in die Zwischenkriegszeit weder an der ETH noch an den landwirtschaftlichen Fachschulen unterrichtet. In den USA hingegen, wo der Konsum von Geflügelfleisch enorm populär war, gab es bereits Geflügelfarmen und Lehrstühle für Geflügelkunde an Universitäten. Die aus den USA zurückgekehrten Geflügelspezialisten nannten ihre in der Schweiz aufgebauten, oft noch mit einem kleinen Landwirtschaftsbetrieb verbundenen Geflügelzuchtbetriebe deshalb „Farmen“. Sogar den *Verband Schweizerischer Geflügelhalter* (VSGH), AfA421, den sie 1932 gründeten, bezeichneten sie bis in die 1960er Jahre als *Verband Schweizerischer Geflügelfarmer*.

Bäuerinnen hingegen, die Geflügel hielten und Eier sowohl für den Eigengebrauch als auch den Verkauf produzierten, erwarben ihr Wissen zur Geflügelzucht gewöhnlich an bäuerlichen Hauswirtschaftsschulen wie beispielsweise der *Land- und hauswirtschaftliche Schule Schwand-Münsingen*, AfA141, wo das Fach Geflügelkunde von *Häberli, Margrit* (1897–)–DB6209, der Co-Autorin des ersten Lehrbuchs zur Geflügelhaltung in der Schweiz, unterrichtet wurde. Die auf den Geflügelfarmen forcierte Professionalisierung der Zucht ermöglichte es auch Bäuerinnen, leistungsfähigere Jungtiere zu erwerben und so die bäuerliche Hühnerhaltung parallel zur Konsolidierung der gewerblichen Betriebe auszubauen und zu verbessern. Junge Frauen, die die 1935 von Primarlehrern wie *Mosimann, Ernst* (1891–1961)–DB2447 initiierte Geflügelzuchtschule in Zollikofen (heute: *Aviforum*, AfA87) absolvierten, spielten zuweilen in spezialisierten Geflügelzuchtbetrieben eine wichtige Rolle – oder betrieben wie beispielsweise *Suidter, Anna* (1872–1944)–DB4266 selbst eine. Die auf den bäuerlichen Betrieben produzierten Eier wurden primär durch die von *Müller, Franz* (1868–1944)–DB2473 gegründete *Schweizerische Eierverwertungsgenossenschaft* (SEG) Schweiz, AfA98 eingesammelt und vermarktet. Auch in der SEG spielten Bäuerinnen und Volksschullehrer wie *Kleb, Karl* (–1960)–DB1936 lange eine größere Rolle als Agronomen.

Getreidezüchter*innen

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Pflanzenzüchtung zu einem umstrittenen Thema.¹⁸ In der Schweiz diskutierten *Schellenberg, Hans Konrad (1872–1923)*--DB3073, *Volkart, Albert (1873–1951)*--DB3669 und *Martinet, Gustave (1861–1928)*--DB2277 nicht nur kontrovers über Methoden der Züchtung (Ausleseverfahren, Kreuzungszucht), sondern auch über die Frage, wer im Saatgutwesen welche Funktionen ausüben sollte. Daraus entstand im Getreidebau eine staatlich regulierte, kollektive Züchtungsordnung, die allen Getreidezüchter*innen Zugang zum verbesserten Saatgut gewährte. Geprägt worden ist diese Ordnung von Akteuren aus der Verwaltung wie *Lässer, Werner (1888–1978)*--DB2087 und *Käppeli, Josef (1872–1942)*--DB1840, aus den Forschungsanstalten wie *Gallay, René (1899–1969)*--DB1174 oder *Koblet, Rudolf (1904–1983)*--DB1951 und aus der agrarischen Praxis wie *Meili, Jakob (1872–1960)*--DB2325.

Genossenschaftswesen

Die ersten Konsumgenossenschaften entstanden in den 1840er Jahren.¹⁹ In der Stadt Zürich gehörte *Bürkli, Karl (1823–1901)*--DB4438, auf der Landschaft *Schenkel, Conrad (1834–1917)*--DB3078 zu den Pionieren der Bestrebungen zur Ausschaltung des Zwischenhandels zwischen Produzent*innen und Konsument*innen. In den 1870er Jahren begannen sich Akteure wie *Kraemer, Adolf (1832–1910)*--DB2000, Conrad Schenkel und *Schär, Johann-Friedrich (1846–1924)*--DB3058 auch mit grundsätzlichen Fragen des Genossenschaftswesens auseinanderzusetzen. Zugleich schlossen sich die örtlichen Genossenschaften in Genossenschaftsverbänden zusammen, um die Verhandlungsposition der Konsumgenossenschaften beim Einkauf von „Kolonialwaren“ (Tee, Kaffee, Zucker etc.) und der landwirtschaftlichen Genossenschaften beim Import von Maschinen aus Nord- und Dünger aus Südamerika zu stärken. In den 1890er Jahren setzten sich Schenkel und Schär zudem mit Erfolg dafür ein, dass der *Verband Schweizerischer Konsumvereine* (VSK, heute: Coop) und der *Verband ost-schweizerischer landwirtschaftlicher Genossenschaften (VOLG)*, AfA260 1898 den *Schweizerischer Genossenschaftsbund*, AfA1945 gründeten. Umfangreiche Geschäftsbeziehungen zwischen den rund 900 Konsumgenossenschaften und den mehr als 10.000 landwirtschaftlichen Genossenschaften bildeten sich erst während des Ersten Weltkriegs heraus, als die inländische Produktion für die Ernährung der Bevölkerung wichtiger wurde.²⁰ Zugleich stieg der VSK mit der Gründung der *Schweizerische Genossenschaft für Gemüsebau (SGG)*, AfA224, selbst in die Nahrungsmittelproduktion ein. Damit erfolgte parallel zur Vergesellschaftung des Agrarsektors²¹ eine eigentliche Vergenossenschaftlichung des Handels mit Nahrungsmitteln. In der Zwischenkriegszeit trugen vor allem *Jaeggi, Bernhard (1869–1944)*--DB1758 vom VSK und *Durtschi, Ernst (1893–1972)*--DB884 vom VOLG viel dazu bei, dass zwischen den Genos-

18 Ebd.

19 Vgl. Hans-Ulrich Schiedt, Die Welt neu erfinden. Karl Bürkli (1823–1901) und seine Schriften, Zürich 2002.

20 Franz Schmidt, Die landwirtschaftliche Genossenschaftsbewegung der Schweiz (Genossenschaftliche Volksbibliothek 52), Basel 1944.

21 Peter Moser, Die Agrarproduktion: Ernährungssicherung als Service public, in: Patrick Halbeisen/Margrit Müller/Béatrice Veyrassat (Hg.), Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Basel 2012, 568–630.

senschaftsverbänden nicht nur die Geschäftsbeziehungen ausgebaut wurden, sondern mit der Gründung des *Schweizerischer Ausschuss für zwischengenossenschaftliche Beziehungen*, AfA673 erneut eine Institution geschaffen wurde, die sich auch grundsätzlichen Fragen des Genossenschaftswesens widmete.

Ausblick

Das Hauptziel des AfA-Portals *Personen und Institutionen* besteht darin, historisch wirkmächtige Akteur*innen, die bisher aufgrund ihrer Nicht-Wahrnehmung durch die Geschichtsschreibung faktisch aus der Geschichte verbannt wurden, mit ihrer Aufnahme in das Onlineportal zu einem Gegenstand historischer Neugier und Analyse zu machen. Ob und wie weit das gelingt, hängt auch, aber nicht nur von den Historiker*innen ab. Die Rückmeldungen aus Kreisen der Personen und Institutionen, die über einen Eintrag im Portal verfügen – oder nach Einschätzung der Reagierenden verfügen sollten – illustrieren, dass das Interesse an Informationen und Kontextwissen über historische Akteur*innen im Agrar- und Ernährungsbereich weit über den Kreis der Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen hinausgeht.

Gleichzeitig machen wir die Erfahrung, dass die Strukturierung unserer Kenntnisse über Personen und Institutionen und deren Publikation via das Portal zwar eine einfach zugängliche Informationsquelle für alle schafft, dass aber die stetig wachsende Zahl an Einträgen zu den Akteur*innen auch ein Bedürfnis nach neuen Übersichten und Orientierungen kreiert. Deshalb bauen wir das Nachschlagewerk sukzessive zu einer Forschungsinfrastruktur aus, in der auch Genealogien rekonstruiert, die Entwicklung im Organisationswesen visualisiert und die Genese thematischer und beruflicher Netzwerke thematisiert werden können. Damit werden neue Zusammenhänge sichtbar, die, so hoffen wir, die Benutzer*innen zur Entwicklung neuer Forschungen anregen, deren Resultate, so hoffen wir weiter, in das AfA-Portal *Personen und Institutionen* zurückfließen werden.

Die genealogische Datenbank des CREPA

Von „Tante Marthe“ bis zum Schweizerischen Nationalfonds für die wissenschaftliche Forschung

Die Realisierung der genealogischen Datenbank von Bagnes durch verschiedene Mitarbeiter*innen des *Centre régional d'études des populations alpines* (CREPA) ähnelt einem spannenden menschlichen Abenteuer, mit all seinen intensiven Freuden und seinen schmerzlichen Rückschlägen. Ein Abenteuer, das vor allem durch die Begeisterung beseelt war, welche die Hauptakteur*innen während der 30 Jahre dieses Unternehmens an den Tag legten.

Als 1975 die Idee entstand, Stammbäume der Familien der Gemeinde Bagnes (Wallis) zu erstellen, war dieses Forschungsgebiet noch Wissenschaftler*innen und Kirchenleuten vorbehalten, die privilegierten Zugang zu den relevanten Dokumenten hatten. Im Wallis war nur das im selben Jahr veröffentlichte Buch über die Bevölkerung von Sankt-Niklaus mit dem Untertitel „Familienstatistik und Chronik“ eine Referenz.¹ Nichts war geschrieben, alles musste neu aufgebaut werden. Durch viele Begegnungen, Gespräche und verschiedene günstige Gelegenheiten ist das Projekt schließlich in Gang gekommen.

Die Gemeinde Bagnes, im gleichnamigen Tal in der Nähe Italiens und Savoyens gelegen, liegt in einem der vielen Nebentäler des Wallis. Bis 2005 war sie die flächenmäßig größte Gemeinde der Schweiz. Ihre Fläche ist so groß wie die des Kantons Genf und größer als die des Kantons Zug. Bis 1860 war sie die bevölkerungsreichste Gemeinde im Wallis, noch vor Sion, Martigny und anderen Städten des Kantons.²

In Bagnes war Marthe Carron mehr als zehn Jahre lang als Standesbeamtin tätig, nachdem sie das Amt von ihrem verstorbenen Mann übernommen hatte. Regelmäßig besuchte der Leiter der kantonalen Dienststelle die Gemeindebeamten*innen und im Monat Juni 1975 war Frau Carron an der Reihe. Bei dieser Gelegenheit teilte sie dem Kantonsbeamten mit, dass sie die Gemeindeverwaltung um finanzielle Mittel bitten wolle, um mit genealogischen Forschungen über die im Tal beheimateten Familien zu beginnen. Die Idee wurde sowohl vom Kanton als auch von der Gemeinde gut aufgenommen, und eine kleine Gruppe von einem halben Dutzend Personen wurde mit der langwierigen Arbeit der Auswertung der Kirchenbücher betraut. Unter den Mitgliedern dieser Gruppe befanden sich zwei Wissenschaftler:

DOI: 10.25365/rhy-2021-18



Jean-Charles Fellay, Centre Régional d'Études des Populations Alpines (CREPA), Rue Saint-Honoré 14, 1933 Sembrancher 1, Schweiz, jean-charles.fellay@crepa.ch

- 1 Viktor Summermatter/Peter Joseph Ruppen/Karl Burgener, Sankt Niklaus. Familienstatistik und Chronik, hg. v. Gemeinde St. Niklaus, St. Niklaus 1975.
- 2 Im Jahr 1860 hatte Bagnes 4.327 Einwohner*innen, Sion 4.203, Martigny 2.992 und Monthey 2.114. Vgl. Statistisches Jahrbuch des Kantons Wallis, 1978. Die Fläche der Gemeinde Bagnes beträgt 282,3 km²; Genf zählt 282,5 km² und Zug 238,7 km². Seit 2005 ist Davos (Graubünden) nach Fusionen die flächenmäßig größte Gemeinde der Schweiz.

Der Archäologe Jean-Michel Gard, ein Neffe von Marthe Carron, der die Leitung des Projekts übernahm, und der Sprachwissenschaftler Maurice Casanova, ehemaliger Forscher am Zentrum für Dialektologie der Universität Neuenburg und Mitherausgeber des *Glossaire des patois de la Suisse romande*. Damit wurde ein kleines Forschungszentrum, das *Centre de recherches historiques de Bagnes* (CRHB), geboren.

Die Arbeit des Teams wurde durch die Tatsache erleichtert, dass das Staatsarchiv Wallis Kopien verschiedener Kirchenbücher zur Verfügung stellte, die zu diesem Anlass gebunden wurden und eine beeindruckende Sammlung von etwa zwanzig Bänden bilden. Der erste Eintrag in diesen Registern ist die Taufe von Jean-Jacques Sarrasin am 29. Mai 1639.

Die erste Auswertung dauerte fünf Jahre. Alle in diesen Registern enthaltenen Informationen wurden auf Karten transkribiert, welche speziell für diese Art der Erfassung konzipiert worden waren: grün für Geburten, rot für Eheschließungen von Männern, weiß für Ehefrauen und gelb für Todesfälle. 50.000 Karten wurden so von Hand geschrieben: rund 25.000 für Geburten, 12.000 für Eheschließungen und 13.000 für Todesfälle. Oben an den Karten befinden sich zwei Reihen von Perforationen, um die 50 verschiedenen Markierungen anzubringen, denen spezifische Merkmale zu Geburt, Heirat und Tod zugeordnet wurden.³ Vor der Verwendung von Computern erleichterte diese Technik das Auffinden der Karten und die Erstellung von Statistiken erheblich.

Während die ersten Einträge zu Geburten auf das Jahr 1639 zurückgehen, beginnen die Aufzeichnungen über Eheschließungen und Sterbefälle erst 1691, mit einer kleinen zusätzlichen Reihe zwischen 1650 und 1655 für die Heiraten. Dieser zeitliche Abstand zwischen Geburt und Heirat warf einige Probleme auf, insbesondere bei der Identifizierung derjenigen, deren Geburten bekannt waren, die aber zwischen 1660 und 1691 geheiratet hatten.

Die Transkription der Register umfasste zunächst den Zeitraum von 1639 bis 1876, dem Datum der Gründung des kantonalen Zivilstanddienstes, und wurde dann dank einer Sondergenehmigung eben dieses Dienstes bis 1900 verlängert.

1977, zwei Jahre nach seiner Gründung, eröffnete das CRHB in Bagnes eine Ausstellung über die Genealogie mehrerer Familien, insbesondere der Familie Corthey (oder Cortey), zu der der Maler Félix Cortey gehörte, dessen Werke zwei Jahre später Gegenstand einer neuen Ausstellung werden sollten.⁴ Bei dieser Gelegenheit wurden zahlreiche Dokumente des Gemeindearchivs von Bagnes ausgestellt, die über den Zeitraum der genealogischen Untersuchung, zwischen dem 17. und dem 20. Jahrhundert, hinausgingen und Einblick in frühere Epochen gewährten. Diese Ausstellungen stellten für das junge Forschungsteam eine Wende dar. Sie förderten dessen Anerkennung, indem sie die Seriosität und Qualität der geleisteten Arbeit demonstrierten. Gleichzeitig ermöglichten die Ausstellungen Begegnungen, welche sich für die Zukunft des Zentrums als entscheidend erweisen sollten.

In der Tat wurde der Historiker und Demograph Alfred Perrenoud, Professor an der Universität Genf und Besitzer eines Chalets in Bruson in der Gemeinde Bagnes, bei einem Besuch auf die Forschungen des Teams aufmerksam und sicherte diesem seine wissenschaft-

3 Z.B. zu den Geburten: uneheliches Kind, als Kind verstorben, bemerkenswerte Patin/bemerkenswerter Pate, später ausgewandert usw.; zur Heirat: bemerkenswerte Ehezeug*innen, Witwe oder Witwer, 1., 2. oder 3. Ehe usw.

4 „Félix Cortey / 1760–1835 / peintre valaisan“. Wanderausstellung: Bagnes (30.6.–26.8.1979), Monthey (31.8.–16.9.1979), Brig (22.9.–14.10.1979), Sion (27.10.–25.11.1979), Genf (1.12.–27.1.1980).

liche Unterstützung zu. Eine weitere Einwohnerin von Bruson, Claudine Sauvain Dugerdil, Doktorin der biologischen Anthropologie an der Universität Genf, stieß einige Jahre später ebenfalls zur Forschungsgruppe dazu. Durch ihre Zusammenarbeit ermöglichten diese beiden Persönlichkeiten eine Verbindung zur akademischen Welt und sorgten dafür, dass das Projekt eine solidere wissenschaftliche Dimension bekam.

Als ich 1981 eingestellt wurde, war die Transkription der Kirchenbücher abgeschlossen. Ich machte mich also daran, selbst aufgrund der verfügbaren Informationen Genealogien zu erstellen, da sonst niemand diese Aufgabe übernehmen wollte. Ich war dank meines Onkels Jean-Michel Gard und meiner Mutter Simone Fellay, die stellvertretende Standesbeamtin war, seit mehreren Jahren bereits im Projekt involviert. Marthe Carron war meine Großtante, die Schwester meiner Großmutter mütterlicherseits. Meine erste Aufgabe bestand darin, die 50.000 Karten, welche in 71 Holzkästchen gruppiert waren, nach Nachnamen zu klassifizieren. So wurden zuerst 124 Familiennamen zwischen dem 17. und dem 20. Jahrhundert näher untersucht. Viele weitere Namen wurden damals nicht berücksichtigt, da der Aufenthalt der entsprechenden Familien in der Gemeinde zeitlich beschränkt war. Die Zahl aller Familiennamen, die im Val de Bagnes zwischen 1150, dem Datum der ersten schriftlichen Dokumente, und 1639 aufgezeichnet wurden, liegt bei 800. Viele Nachnamen tauchen in den vier Jahrhunderten vor der Anlegung der Kirchenbücher nur kurz auf, um bald wieder zu verschwinden, was übrigens auch für die spätere Zeit gilt. Von den 124 erwähnten Nachnamen war zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur noch knapp die Hälfte in Bagnes präsent. Die anderen kamen entweder durch das Fehlen von Nachkommen oder die Heirat der Frauen ab, oder die Familien verließen das Tal. Zu letzteren gehörte die Familie Bund, welche sich in Saint-Maurice ansiedelte, oder die Gruppe unter dem Namen Berthet, welche nach Brasilien ausgewandert ist.

Der Aufbau der Stammbäume dauerte fünf Jahre, von September 1981 bis 1986. Die Grundutensilien zur Erstellung der Genealogien bestanden damals aus einem Bleistift, einem Radiergummi, einem Lineal und vielen Blättern Millimeterpapier, welche aneinandergelegt das Zeichnen von großen Stammbäumen gestatteten. Die Möglichkeiten einer Übersicht blieben dennoch angesichts der Dimensionen gewisser Verwandtschaftsgruppen beschränkt. Allein der Nachnahme Fellay, zum Beispiel, füllt eine mehr als 19 Meter lange Rolle.

Unterdessen fand etwas statt, was die genealogische Forschung im Wallis revolutionieren sollte. Anfangs der 1980er Jahre schrieb nämlich ein Amerikaner namens Odilon Desrumeaux⁵, der seine Vorfahren aus der Familie Bruchoud ausfindig machen wollte, an die amerikanische Botschaft in Paris, da er meinte, seine Familie sei französischer Herkunft. Der Brief wanderte dann an die französische Botschaft in Bern und landete schließlich auf dem Standesamt in Bagnes, der ursprünglichen Heimat der Bruchoud. Dieser erste Kontakt mit einem Nachfahren eines „bagnard“ (eines aus Bagnes stammenden Mannes), der in die USA ausgewandert war, war der Ausgangspunkt für eine Retrospektive über den Maler Joseph Bruchoud (1815–1892).⁶ Die Einweihung fand im August 1984 statt; die anwesende amerikanische Delegation umfasste etwa hundert Nachkommen des Malers und von dessen Bruder,

5 Herr Desrumeaux war ein Nachkomme des Malers Joseph Bruchoud, der 1875 in die Vereinigten Staaten auswanderte.

6 Die Ausstellung „Joseph Brouchoud / 1815–1892 / Peintre de l’École bagnarde“ ist im Musée de Bagnes (8.–26.8.1984) und im Gemeindehaus Saint Léonard (8.–29.9.1984) präsentiert worden.

welche mehr als ein Jahrhundert zuvor das Tal verlassen hatten. Der Dokumentarfilm *Les Retrouvailles*⁷ erzählt die Geschichte dieser emotionalen Begegnung, die zur Städtepartnerschaft zwischen der Gemeinde Bagne und dem Dorf Mishicot in Wisconsin führte, wo sich die Auswanderer aus der Familie Bruchoud niedergelassen hatten. Um diese Annäherung zu konkretisieren, reiste eine kleine Delegation aus dem Wallis im darauffolgenden Jahr nach Mishicot anlässlich eines Treffens der Familie Bruchoud in Amerika, an dem mehr als 2000 Personen teilnahmen.

Auf dieser Reise traf Marthe Carron viele weitere Nachkommen von Walliser Auswanderer*innen, welche ebenfalls ihre Verwandten aus dem Wallis kennenlernen wollten. Nach ihrer Rückkehr rief sie das Projekt „Valaisans du monde“ („Walliser aus der ganzen Welt“) ins Leben und richtete im ganzen Kanton genealogische Forschungsstellen ein. Ziel des Projekts war es, Verwandte mit Walliser Ursprung auf beiden Seiten des Atlantiks zusammenzuführen. Ein offizieller Empfang der Nachkommen von Auswander*innen fand im Jahr 1991 statt, anlässlich der Feierlichkeiten zum 700-jährigen Jubiläum der schweizerischen Eidgenossenschaft. Der historische Plantaplatz in Sion wurde als Ort dieser Begegnung bestimmt, an dem mehr als 2.500 Walliser*innen von außerhalb des Kantons teilnahmen.

Unterdessen ruhte die Ahnenforschung in Bagne keineswegs. 1986, nach fünf Jahren des Aufbaus der Familienstammbäume aus dem Tal, begann die Phase der Korrekturen und Ergänzungen. In dieser Zeit wurden neue Archivbestände ausgewertet, unter anderem jene des Gemeinearchivs Bagne sowie verschiedene private Bestände. Gleichzeitig wurde unter Familien von Bagne eine breite Sammelaktion gestartet, um historische Dokumente zu finden und in einem Archiv zusammenzuführen. Mehr als dreißig Personen reagierten auf diese Kampagne und reichten Material ein: Die daraus entstandene Sammlung, die hauptsächlich aus notariellen Urkunden besteht, waren für die Genealog*innen unseres Forschungsteams von unvergleichbarer Bedeutung, da sie reich an biografischen Informationen waren, unter anderem über Abstammungen, Familienbande, Wohnorte und Berufe. Dank dieser Unterlagen war es zudem möglich, die Existenz von bestimmten Individuen zum Zeitpunkt der Entstehung der Quelle nachzuweisen. Diese Überprüfung war alles andere als unbedeutend, wenn man die geringe Zahl der registrierten Todesfälle (13.000) mit der der Geburten (25.000) vergleicht.

Diese Korrektur- und Ergänzungsphase dauerte mehr als zwei Jahre und wurde durch eine weitere Arbeitsetappe abgelöst, welche meines Erachtens unserer Forschung ihre ganze Originalität verleiht. In der Tat ließ die zuerst gewählte Form der Stammbäume – die langen Rollen aus Millimeterpapier – eine Veröffentlichung nicht zu. Auf Anraten von Prof. Alfred Perrenoud wurden deshalb alle in den Stammbäumen enthaltenen Informationen auf Familienkarten festgehalten, die die Grundlage für die Zuweisung persönlicher Matrikel oder Codes für alle erfassten Individuen bildeten. Diese setzen sich wie folgt zusammen: Drei Buchstaben stehen für den Nachnamen; nach einem Schrägstrich folgt eine Nummerierung von eins bis unendlich für die Gründer jedes Familienzweigs, welche nach der Ortschaft und zusätzlich nach der Reihenfolge der Einträge in den Pfarrregistern, von den ältesten zu den jüngeren, geordnet sind. Nach einem Bindestrich folgt die Aboville-Nummerierung, die von links nach rechts die Abfolge der Generationen darstellt; innerhalb jeder Generation repräsentiert dann eine Zahl die Reihenfolge der Geburten bzw. der Kinder eines Paares. Ein Beispiel: CAR/3-

7 Deutsch: *Das Wiedersehen*, Regie: Stanislas Gard.

25 steht für das fünfte Kind des zweiten Sohnes von CAR/3, des männlichen Gründers des dritten Zweigs der Verwandtschaftsgruppe Carron. So entspricht der Code jedes Individuums der Matrikel seines Vaters, zu der die Zahl angefügt wird, die den Rang der eigenen Geburt in der betreffenden Generation symbolisiert. Das System kann auf beliebige Generationen angewandt werden (z.B. CAR/3-254753...).

Das Abtippen der Familienkarten, 6.741 an der Zahl, und das Hinzufügen von Matrikeln für jede Ehepartnerin und jeden Ehepartner dauerte weitere zwei Jahre und endete mit der Gründung eines eigentlichen Forschungszentrums 1991, des CREPA in Sembrancher, wenige Kilometer von Bagnes entfernt. Damals beschloss der Kanton Wallis, die wissenschaftliche Forschung mit spezialisierten Zentren in verschiedenen akademischen Bereichen zu fördern.⁸ Seit seiner Gründung ist das CREPA eines der vom Kanton Wallis subventionierten Forschungszentren. Neben dem Zentrum Stockalper in Brig ist es das einzige, das im Bereich der Humanwissenschaften tätig ist. Ausschlaggebend für diese öffentliche Anerkennung war neben den in den vorangegangenen 15 Jahren gesammelten Erfahrungen die erfolgte Einbindung der Gemeinden der Region in eine Institution mit dem Ziel, die genealogische Forschung zu erweitern und zu stärken.

Nach der Ära des Bleistiftes und der Schreibmaschine brach in den frühen 1990er Jahren die Epoche der Computertechnologie an; somit wurden die Genealogien von Bagnes auf Word-Dateien übertragen. In dieser Phase, die abermals einige Jahre dauerte, war es notwendig, zwei weitere Personen anzustellen, um genealogische Diagramme zuerst noch von Hand und schließlich mit dem Computer zu zeichnen. Nur die nach 1850 noch vorhandenen Familienzweige wurden berücksichtigt. Insgesamt wurden 150 der 973 rekonstruierbaren Familienabstammungen schematisch nach der genealogischen Konvention gezeichnet und dargestellt. Ein Mann wird jeweils durch ein Dreieck, eine Frau durch einen Kreis symbolisiert, die Ehe durch eine Linie, eine zweite oder dritte Ehe durch weitere Linien, welche die Eheleute verbinden. Personen mit Nachkommenschaft wurden mit gefüllten, ohne Nachkommenschaft durch leere Dreiecke oder Kreise dargestellt.

Nach der Gründung des CREPA führten mehrere Gemeinden Forschungen über ihre Bevölkerung durch; dafür wurden zum Teil Genealog*innen angestellt.⁹ Die Arbeitspraktiken haben sich mit der Einführung des Computers und der Entwicklung spezialisierter Softwares radikal verändert. Die erste benutzte Software wurde von den Mormonen entwickelt, dann folgten *Genetics* und schließlich *Hérédis*.

Im Jahr 2003 präsentierte der Historiker Sandro Guzzi-Heeb anlässlich einer Tagung in der Reihe „Forschung im Wallis“ einige Ergebnisse einer vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF) finanzierten Studie, die er über Verwandtschaftsstrukturen und soziale Netzwerke in der Walliser Gemeinde Vouvry durchgeführt hatte. Sie beruhte unter anderem auf einer von ihm persönlich aufgebauten genealogischen Datenbank. Auf der Tagung kam Guzzi-Heeb ins Gespräch mit dem Soziologen und Historiker Gabriel Bender, damals wissenschaftlicher Leiter des CREPA, der ihm schließlich vorschlug, seine Arbeit auf die Gemeinde Bagnes und auf die hochwertige genealogische Datenbank im Besitz des CREPA auszudehnen. Aus dieser Zusammenarbeit entstand ein

8 Das Programm trug den Titel „Wallis-Universitäten“ und wurde von Gilbert Fournier geleitet.

9 Solche genealogischen Nachforschungen wurden von den Gemeinden Sembrancher, Orsières, Liddes, Salvan, Finhaut und Vernayaz finanziert und dort durchgeführt.

Jahr später das vom SNF finanzierte Forschungsprojekt „Frauen, Männer, Verwandtschaft und soziale Netzwerke in einem Alpental: das Val de Bagnes (VS) zwischen 1700 und 1900“. Diese Studie wurde mit Unterstützung der Historikerin Christine Payot von Pascal Cristofoli von der Pariser *École des hautes études en sciences sociales* (EHESS) und Arnaud Bringé vom *Institut national de Recherches démographiques* (INED) in Paris durchgeführt. Das Projekt hatte eine Laufzeit von vier Jahren, schließlich dauerten die Arbeiten insgesamt sechs Jahre – von 2005 bis 2010. Die Ergebnisse wurden in Form eines Buchs mit dem Titel *Passions alpines* und in Fachzeitschriften veröffentlicht.¹⁰

Unterdessen hatte die Gemeinde Bagnes im Jahr 2005 den ersten Band der Reihe *Familles de Bagnes* publiziert, der die Geschichte der Verwandtschaftsgruppen des Tals, die Etymologie ihrer Namen, ihre Wappen und ihre Genealogie präsentierte, von den bekannten Ursprüngen im 12. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Geschichte der Zeit vor Beginn der Kirchenbücher ist das gemeinsame Werk von Maurice Casanova und Annouk Crozzoli. Für den Zeitraum, der von den Pfarrregistern abgedeckt ist, hat Jean-Michel Gard wichtige biografische Nachforschungen über zahlreiche Schlüsselfiguren der lokalen Geschichte durchgeführt; eine Arbeit, die in den 1990er Jahren vom Historiker Bertrand Deslarzes fortgesetzt wurde.

Zusätzlich zu den in verschiedenen Publikationen und Archiven enthaltenen Informationen wurden viele Daten von Einzelpersonen zur Verfügung gestellt, welche sich auf ihre Erinnerungen und manchmal auch auf die persönliche Bekanntschaft mit verschiedenen Frauen und Männern der Vergangenheit berufen konnten.¹¹ Die Reihe *Familles de Bagnes* umfasst fünf Bände, der letzte davon wurde 2008 veröffentlicht.¹²

Mitte der 2000er Jahre neigte sich die Arbeit an den in anderen Gemeinden realisierten Genealogien dem Ende zu und es war an der Zeit, die einzelnen Dateien in einer gemeinsamen großen Datenbank zusammenzuführen. Die Überführung der Daten stellte trotz der verschiedenen Computerformate kein großes Problem dar; allerdings mussten die Genealogien von Bagnes, die ursprünglich auf einer Textverarbeitungssoftware basierten, einige Überarbeitungen durchlaufen, bevor sie auf *Hérédis* exportiert werden konnten. Diese komplexe Operation konnte dank der Unterstützung unserer bereits erwähnten Pariser Partner Pascal Cristofoli und Arnaud Bringé durchgeführt werden. Nach der Integration der verschiedenen kommunalen Datenbanken zählte die neue Datei mehr als 60.000 Individuen. Diese Zahl sollte sich dank dem Beitrag der großen Gemeinde Martigny und der Zusammenarbeit von Daniel Jacquérioz schnell verdoppeln.

Diese neue und in vieler Hinsicht außerordentliche Informationsquelle ermutigte Sandro Guzzi-Heeb, seine Arbeiten über Verwandtschaft und soziale Netzwerke fortzusetzen und auf eine breitere Region auszudehnen. Der Wissenschaftler der Universität Lausanne konnte nun einen großen, zusammenhängenden geografischen Raum im westlichen Wallis zwischen Saint-Maurice, Gross-St. Bernard und Sion untersuchen; sein Interesse verschob sich aller-

10 Sandro Guzzi-Heeb, *Passions alpines. Sexualité et pouvoirs dans les montagnes suisses (1700–1900)*, Rennes 2014.

11 Marthe Carron aus Le Châble, Camille Michaud aus Lourtier und Joseph Luisiser aus Sarryer (allesamt Dörfer der Gemeinde Bagnes) identifizierten die Personen, die sie kannten oder von denen sie gehört hatten, auf Listen, die sie erhalten hatten und verfassten kurze biografische Notizen.

12 Familles de Bagnes. Du XIIe au XXe siècle. Généalogie – Histoire – Etymologie – Armoiries, hg. v. Commune de Bagnes, 5 Bde., Le Châble 2005–2008 (Bd. 1: Alter-Brûchez, 2005; Bd. 2: Carron-Fellay, 2006; Bd. 3: Ferrez-Magnin, 2006; Bd. 4: Maret-Nicollier, 2007; Bd. 5: Oillet-Vergile, 2008).

dings in den folgenden Jahren immer mehr auf die Geschichte der Verwandtschaft und der Sexualität. Daraus entstand eine neue, vom SNF finanzierte Studie mit dem Titel „Sexualität, soziale Netzwerke, soziale und politische Entwicklungen im Alpenraum (18. und 19. Jahrhundert). Neue Ansätze zur Geschichte der Sexualität“. Am Projekt waren nun zwischen 2013 und 2017 neben der Historikerin Christine Payot auch zwei Doktorandinnen der Universität Lausanne beteiligt. Die Forschungen dieses Teams umfassten vergleichende Analysen des Sexualverhaltens und der Sexualpraktiken zweier Populationen, die eine im katholischen Wallis, die andere im benachbarten reformierten Waadtland. Aus diesen Projekten sind zahlreiche Publikationen in verschiedenen Ländern und Sprachen hervorgegangen.¹³

Vierzig Jahre Geschichte sind auf diesen wenigen Seiten zusammengefasst. Vierzig Jahre, die von glücklichen Ereignissen, intensiven Freuden und Erfolgen, aber auch von Mühe und manchmal von tiefem Leid geprägt waren. In der Tat werden viele Menschen die Früchte dieser Suche, an der sie beteiligt waren, nie sehen. Ausgehend von einem persönlichen Wunsch von „Tante Marthe“, wie Marthe Carron noch heute liebevoll genannt wird, hat die genealogische Forschung des CRHB einen ungeahnten Umfang angenommen. Sie war der Ursprung des CREPA und seiner vielfältigen Initiativen seit seiner Gründung im Jahr 1990 und sie trug auch zur Popularisierung der genealogischen Forschung bei.

Dass das Projekt der Genealogien von Bagnes, und somit des CREPA, geboren werden und wachsen konnte, ist auch den lokalen politischen Behörden zu verdanken, die nie davor zurückgeschreckt sind, Geld für einen guten Zweck auszugeben. Und die investierten Summen können einen nach 40 Jahren schwindelig werden lassen, wenn man alles zusammenzählt. Bei diesem langen Abenteuer war das beidseitige Vertrauen immer gegeben; das Ergebnis ist heute umso schöner und zufriedenstellender.

13 Z.B. Sandro Guzzi-Heeb, Kinship Transition and Political Polarization. The Spread of Radicalism in the Swiss Alps, in: Journal of Interdisciplinary History 47/1 (2016), 27–51; Aline Johner, Sexualité, identités religieuses et politiques: concurrence sociale et comportements sexuels dans une commune rurale vaudoise de la fin de l'Ancien Régime à 1848, phil. Diss., Universität Lausanne 2020.

Digitales historisches Archiv des Bleniotal (Schweiz)

Wie mein Archiv entstand

Es kommt vor, dass jemand aus dem Tessiner Bleniotal (Valle di Blenio) mich fragt: „Wer hat dich denn zu dieser Ahnenforschung gebracht?“ Es hat eigentlich so angefangen: Auf Wunsch des Altersheims, in dem meine Tante gepflegt wurde, musste ich einige Nachforschungen über ihre in der Innenschweiz lebenden Verwandten anstellen. Dies veranlasste mich zu Nachforschungen bei der Kanzlei und im Archiv der Gemeinde Dongio. Ich stellte bald fest, dass die lokalen Archive nicht im besten Zustand waren, weil die Dokumente mehrfach durchgeblättert und folglich abgenutzt waren. Ging es so weiter, könnten die Bestände für die nächsten Generationen nicht gesichert werden. Ich beschloss deshalb, diese Quellen nach und nach in mein Büro zu bringen und Seite für Seite zu fotografieren. Dann speicherte ich die Bilder in einem Programm („Archiv“), das ich zuvor entwickelt und später angepasst hatte, um es zu diesem Zweck effizienter zu machen.

Wenn man so anfängt, kommt bekanntlich erst recht der Appetit auf mehr. Bald setzte ich in anderen Gemeinden und Pfarreien des Tals meine Arbeit fort, bis ich im ganzen Bleniotal nach neuen Quellen suchte. Die Leute, denen ich dabei begegnete, waren meist äußerst kooperativ und von meinem Plan begeistert – manchmal auch deshalb, weil sie mich zuvor schon gekannt hatten. Ich war davon überzeugt, und das bin ich noch immer, dass das Anbieten dieser Daten für Wissenschaftler*innen, aber auch für interessierte Laien, die für ihre Recherchen nun nicht mehr unzählige Archive aufsuchen müssen, nützlich war und zahlreiche Publikationen ermöglichen würde.

Es war eine große Anstrengung, und wie einige Beispiele zeigen, verliefen die Recherchen nicht immer erfolgreich: Die Gemeinde Dongio wurde 1758 von einem Erdrutsch komplett zerstört. Aus dem Archiv konnte nur ein einziger Band gerettet werden, obwohl er ebenfalls stark beschädigt war. In der Gemeinde Leontica haben Mäuse ein Stück Geschichte weggefressen, während ein Register einem Brand der Kanzlei zum Opfer fiel. Die Pfarrregister von Castro sind verschwunden – oder sie schlummern vielleicht auf einem unbekannten Dachboden, ohne das Wissen der Hausbesitzer*innen. Und da ist noch Malvaglia, wo die Daten für eine bestimmte Zeitspanne einfach nicht gefunden werden konnten. In einigen Fällen konnte ich von der Zusammenarbeit mit dem Bistumsarchiv in Lugano profitieren. Zuerst nutzte ich auch verschiedene Genealogien, die Einzelpersonen ins Internet gestellt hatten; nach einigen enttäuschenden Erfahrungen beschloss ich, dies nicht mehr zu tun.

Forschungsfelder

Als ich sah, dass bereits viele Daten in meinem PC gespeichert waren und ich nach und nach meinen Ruhestand genießen konnte, beschloss ich, diese Quellen auszuwerten. Ich begann mit der Erstellung einer Statistik der Bevölkerung meines Tals, aus denen ich gewisse Ergebnisse herausdestillierte, von denen ich glaube, dass sie auf dem Gebiet der Demographie von Nutzen sein können. Zu diesem Zweck musste ich eigene kleine Computerprogramme entwickeln.

Mein Interesse konzentrierte sich auf folgende Fragen und Probleme, die ich nicht als Experte für Demographie, sondern als neugieriger Techniker zu beantworten versuchte. Ich selbst war nämlich von Beruf Physiker. Ich strebte eine Neuberechnung der Bevölkerung der verschiedenen Gemeinden des Bleniotal von Anfang des 18. Jahrhunderts bis heute anhand von offiziellen Statistiken, Sterbedaten und Informationen über das Alter der einzelnen Personen an. Meine Forschungen bezweckten zudem die Berechnung des durchschnittlichen Sterbealters und der Säuglingssterblichkeit wie auch der Lebenserwartung zu verschiedenen Zeiten, die Rekonstruktion der natürlichen Bevölkerungsentwicklung und der Alterspyramiden seit 1710. Dabei versuchte ich, den Auswirkungen von Epidemien, Hungersnöten und Naturkatastrophen auf die demographische Entwicklung auf die Spur zu kommen. Dann analysierte ich die saisonale Migration, in einigen Fällen bereits ab 1570, und verglich dabei die verschiedenen Gemeinden. Nach einer Methode, die ich von Luigi Lorenzetti übernommen hatte, schloss ich von den Geburtsmonaten auf die Zeit der Empfängnis und damit auf die Zeiten der Anwesenheit der Väter.¹

Und schließlich beschäftigte ich mich mit Genealogie. Angefangen habe ich mit meiner eigenen Familie, später habe ich mit großer Freude und mit Hilfe des Programms GenoPro von praktisch allen einheimischen Familien des Bleniotal Genealogien erstellt. Es sind heute etwa 200 an der Zahl!

Die Befriedigung ist enorm. Ich hatte Kontakt und nähere Beziehungen mit unzähligen Menschen, zum Teil aus dem Tal, zum Teil aber aus der ganzen Welt: aus der Schweiz, Italien, Belgien, Frankreich, England, Australien und anderen Ländern. Es handelte sich dabei oft um Nachkommen von Frauen und Männern, welche das Bleniotal verlassen hatten. Viele neue und liebe Freunde haben mir geholfen, meine Stammbäume zu vervollständigen oder zu verbessern; sie schicken mir immer noch wertvolle Informationen. Diese Leute wissen auch zu schätzen, was ich ihnen als Ergebnisse geliefert habe.

Heute sind die Genealogien und Statistiken, die ich im Laufe der Jahre erstellt habe, teilweise öffentlich zugänglich: Sie können im Büro des Gemeindeschreibers von Acquarossa eingesehen werden, sind jedoch nicht im Internet zu finden.

1 Luigi Lorenzetti, Mortalià infantile e giovanile e fenomeni stagionali in Ticino all'inizio dell'Ottocento, in: Dino Jauch/Fabrizio Panzera (Hg.), *Carte che vivono. Studi in onore di don Giuseppe Gallizia*, Locarno 1997, 203–222, bes. 205.

Genealogie und Bevölkerungsstatistik: Einige Ergebnisse und Probleme

Der Rückgriff auf genaue genealogische Datenbanken erlaubt es, offizielle oder inoffizielle Statistiken zu korrigieren und besondere demographische Phänomene, wie etwa die Auswanderungsbewegungen, vertieft zu untersuchen. Im Folgenden werde ich kurz die Methode beschreiben, die ich zur Berechnung der Talbevölkerung seit dem 18. Jahrhundert angewandt habe.

Aus den Sterberegistern der Pfarreien entnahm ich für jedes Jahr die Todesfälle von Männern und Frauen mit Angabe des Sterbealters. Ich legte diese Informationen in eine Datenbank ab und entwickelte in der Folge ein Programm, das für jedes Jahr automatisch die Todesfälle der folgenden 100 Jahre auswertet und damit die anwesende Bevölkerung in diesem Jahr berechnet. Diese Methode führt zu Bevölkerungswerten, die mit Sicherheit etwas unter den realen Zahlen liegen. Die Gründe dafür sind verschieden: Erstens werden die Todesfälle ohne Altersangabe nicht berücksichtigt. Diese Auslassungen, die stark vom Fleiß bzw. von der Nachlässigkeit der einzelnen Pfarrer abhängen und die regelmäßig von den kirchlichen Vorgesetzten kritisiert wurden, machen jedoch keine wesentlichen Korrekturen nötig, da sie weniger als zwei Prozent der Einträge ausmachen – außer in besonderen Zeiten, wie etwa bei Naturkatastrophen. Das Alter der verstorbenen Kinder wurde oft pauschal mit dem Begriff „infra septennia“ („innerhalb der ersten sieben Jahre“) angegeben. In diesen Fällen wurde ein Durchschnittsalter von drei Jahren angenommen. Zweitens, die gewählte Methode impliziert die Auslassung von Kindern, die vor dem Alter von sechs Monaten gestorben sind, da bei ihnen als Sterbealter „0“ Jahre registriert wurde. Auch hier dürften die Auswirkungen auf das Ergebnis nicht gravierend sein. Und drittens sind wir aus nachvollziehbaren Gründen nicht in der Lage, die in den Pfarrbüchern nicht erfassten Sterbefälle zu quantifizieren. Mit wenigen Ausnahmen scheinen die Pfarrregister jedoch mit großer Sorgfalt geführt worden zu sein.

Im Allgemeinen stimmen die mit meiner Methode berechneten Daten ab 1850 recht gut mit denen des statistischen Amtes des Kantons Tessin (Ufficio di Statistica Ticinese, USTAT) überein. Größere Differenzen bestehen bei den von verschiedenen Historikern angegebenen Zahlen für das 18. Jahrhundert, die insbesondere auf den Pastoralvisitationen der Erzbischöfe von Mailand beruhen.

Aufgrund meiner demographischen Forschungen und insbesondere der verschiedenen Zählungen, die ich gefunden und geprüft habe, vermute ich, dass die Statistiken, die uns aus verschiedenen Quellen zur Verfügung stehen, erhebliche Fehler enthalten können. Schauen wir uns zuerst die offizielle Statistik des kantonalen Amtes USTAT anhand eines Beispiels an:

Tabelle 1: Bevölkerungszahlen zweier Gemeinden 1860–1890 nach USTAT (Ufficio di Statistica Ticinese)

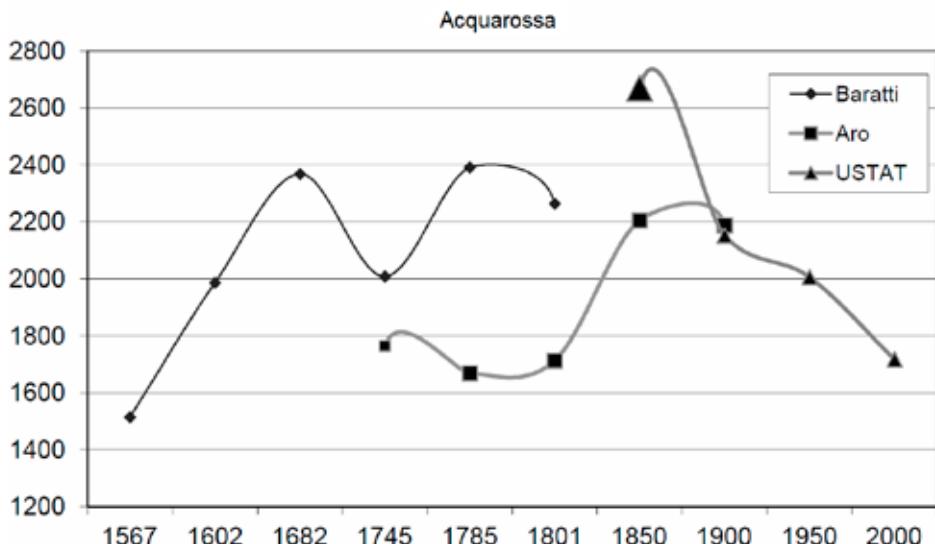
Gemeinde	1860	1870	1880	1890
Semione	622	879	587	
Malvaglia		1.567	2.020	1.752

Die Zahlen für 1870 bzw. 1880 sind offensichtlich falsch und stimmen mit meinen Schätzungen nicht überein. Die Daten für andere Gemeinden sind dafür mehr als überzeugend.

Für frühere Zeiten müssen wir auf Schätzungen anderer Forscher zurückgreifen, z.B. auf die Arbeit von Danilo Baratti.² Trotz des unbestrittenen historischen Werts von Barattis demographischen Forschungen bleibe ich etwas skeptisch, was die Genauigkeit der von den Pfarrern anlässlich der Bischofsvisionen angegebenen Zahlen betrifft. Diese wirken eher wie grobe Schätzungen, welche auch die Migrant*innen einschließen, die sich im Ausland niedergelassen hatten und eventuell schon verstorben waren. Diese Daten leiden wohl unter einer absichtlichen Übertreibung, mit dem Ziel, die kirchlichen Behörden zu beeindrucken, wie eine Publikation von Tessiner Demographen nahelegt.³

Im Folgenden sollen anhand einiger Gemeinden die Bevölkerungsdaten der USTAT, von Danilo Baratti und meine Berechnungsergebnisse verglichen werden.

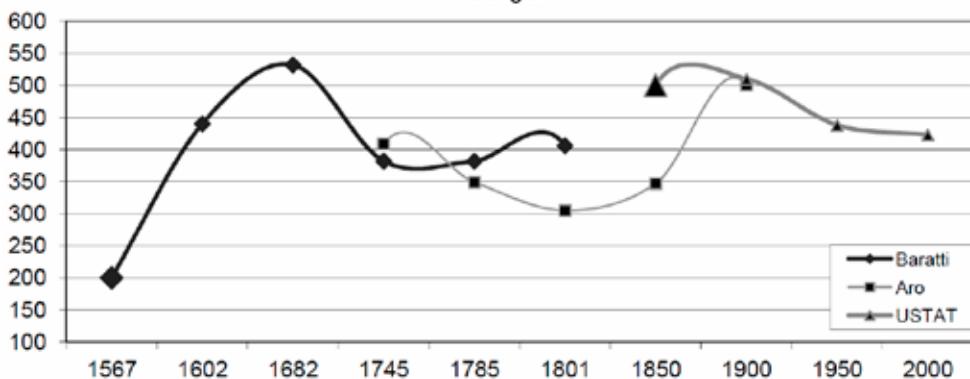
Abbildungen 1a–1d: Vergleich der Bevölkerungszahlen für vier Tessiner Gemeinden nach der offiziellen Statistik des kantonalen Amtes (USTAT), nach Danilo Barattis *La popolazione nella Svizzera italiana dell'antico regime* und Adriano Rodesino („Aro“)



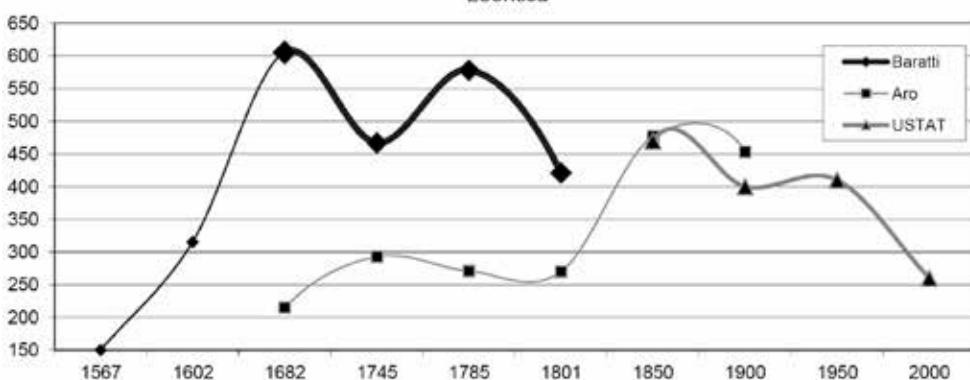
2 Danilo Baratti, *La popolazione nella Svizzera italiana dell'antico regime*, in: *Archivio Storico Ticinese* 111 (1992), 53–96, 95.

3 Raffaello Ceschi/Vasco Gambari/Andrea Ghiringhelli, *Contare gli uomini. Fonti per lo studio della popolazione ticinese*, Bellinzona 1980.

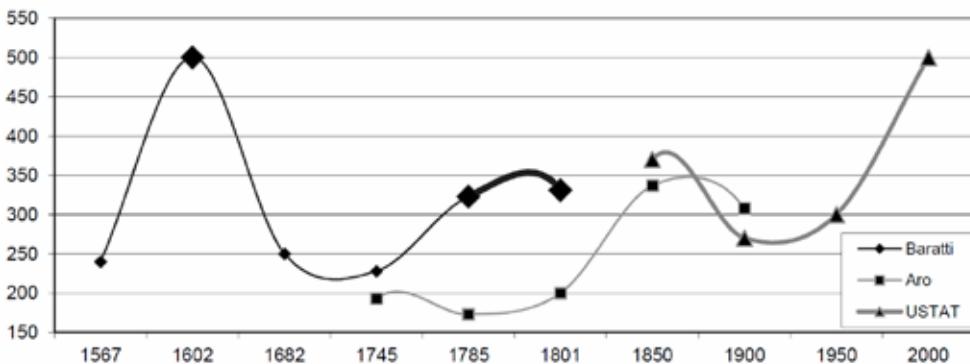
Dongio



Leontica



Corzoneso



Quelle: Eigene Darstellungen.

Die Pastoralvisitation von 1745 gibt für Corzoneso 228 Einwohner*innen an. Nach meinen Berechnungen entspricht die Bevölkerungszahl für das Jahr 1745 193 Einwohner*innen, das ist eine 15 Prozent geringere Bevölkerung im Vergleich zu den kirchlichen Daten. Dieser Unterschied ist nicht anders erkläbar als mit der erwähnten Tendenz zur Übertreibung durch die Pfarrer. Und was soll man von den Zahlen von 1785 sowie der Volkszählung von 1801 halten? Es ist schwierig, diesen Angaben zu glauben.

Die obigen Vergleiche erlauben auch einige Schlussfolgerungen betreffend die Zuverlässigkeit der *Status animarum*, die lokale Volkszählungen durch die Pfarrer darstellen und die oft für demographische Forschungen benutzt wurden. Im Allgemeinen handelt es sich für die Vormoderne um die zuverlässigsten und nützlichsten Quellen; in einigen Fällen ist jedoch, wie bereits angedeutet, Vorsicht geboten.

In Dongio dauerte die Zählung von 1760 zwei Jahre, diejenige von 1788 fast drei Jahre. Es handelt sich dabei deshalb nicht um genaue Volkszählungen an einem bestimmten Stichtag. Für 1788 beträgt die Abweichung 14 Prozent. Nach der offiziellen Zahl betrug die Einwohnerzahl 406, meine Berechnungen ergeben jedoch ungefähr 350 Einwohner.

In besonderen Fällen, wie in den Pfarreien Olivone und Malvaglia, stoßen wir schließlich auf spezifische Probleme, die die Grenzen meiner Methode aufzeigen. Olivone kennzeichnet, im Gegensatz zu den anderen Gemeinden des Tals, eine unglaublich starke Einwanderung aus der benachbarten Leventina, aus Croara (im Gebiet des Lukmanier) und auch aus Bergamo und Brescia (Italien). All diese Menschen, die nicht in Olivone geboren wurden, können von meiner Methode nicht berücksichtigt werden. In Malvaglia präsentiert sich die Situation anders. Hier war die permanente Auswanderung nach Frankreich und insbesondere nach Paris vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders stark. In den Kirchenbüchern sind viele Sterbefälle von Personen, die im Ausland wohnten, nicht auffindbar, oder das Alter der Verstorbenen wird nicht angegeben. Diese können in meine Berechnungen nicht eingeschlossen werden. Daher sind meine Daten von Malvaglia, zumindest für den erwähnten Zeitraum, mit größeren Fehlern behaftet. Auf der anderen Seite ermöglicht die oben präsentierte Methode relativ genaue und zuverlässige Schätzungen der abwesenden Bevölkerung und damit einen guten Zugang zum Phänomen der saisonalen und definitiven Auswanderung, das für das Bleniotal prägend war.

Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie



**Die ZAA erscheint
zwei mal jährlich.**

Abo € 80,00

DLG-Mitglieder Abo € 66,00

Studentenabo € 48,00

Einzelheft € 40,00

Einzelheft zzgl. Versandpauschale
€ 3,00 Deutschland / € 7,00 Ausland

Jetzt online bestellen unter:
www.dlg-verlag.de
oder telefonisch:
0 61 23/9 23 82 63

Die ZAA bietet interessante Beiträge aus der Agrarhistorie sowie der ländlichen Soziologie und bringt sie in die allgemeine Debatte der Geschichts- und Sozialwissenschaft ein. Angesichts des aktuellen rasanten Wandels der ländlichen Gesellschaft bietet die ZAA ein Forum für zeitgeschichtliche und soziologische Information und Diskussion für Experten und Interessierte. Ein mehrköpfiges Herausgebergremium bringt seine Kenntnisse aus der mittelalterlichen, frühneuzeitlichen und modernen Geschichte, Soziologie, Ökonomie, Volkskunde und Museumspraxis ein. Jedes Heft bietet auf 140 Seiten mehrere Aufsätze zu Schwerpunktthemen, einen offenen Forumsteil sowie Rezensionen der wichtigsten aktuellen Fachpublikationen. Alle relevanten Themen der Agrargeschichte und Agrarsoziologie werden fundiert aufgearbeitet.